Winterstudien
und
Sommerstreifereien
in
Canada.

NEBSTER CINCINNATI
LIBRARY

Insecten-Fabeln

und

Commentar-Fabeln

in

Canada.

Winterstudien
und
Sommerstreifereien
in
Canada.

Ein Tagebuch
von
Mrs. Jameson.

Aus dem Englischen übersetzt
von
A. W.

Leid und Kunst und Scherz.
Rahel.

Dritter Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1839.

Winterstudien

und

Sommerstreifereien

in

Canada.

Ein Tagebuch

von

Mrs. Jameson.

Aus dem Englischen übersetzt

von

A. W.

Erste und Fünft und Scherz-
Nabel

Dritter Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1839.

Inhalt
des
dritten Theils.

Sommerstreifereien.

	Seite
Reise auf dem Huron-See	3
Das Dampfboot	5
Der Fluß St. Clair	7
Heirath	11
Insel Mackinaw	21
Indianische Tracht	37
Indianische Wohnungen	41
Anecdote	45
Missionen	49
Chusko	53
Die Schädelhöhle	55
Eine indianische Amazone	65
Chippewa Sprache	67
Sitten	71
Geschichten-Erzähler	73
Geschichte des verlassenen Bruders	75
Geschichte des Zauberers	82
Das Rothkehlchen	97
Ansichten über Religion und Mythologie	101
Eine Besprechung	115
Indianischer Tanz	121

	Seite
Reise im offnen Boot nach dem Sault St. Maria	127
Fahrt auf dem Huron-See	129
Musquitos	141
Der Sault St. Maria	143
Geschichte von Waub Ojeeg	169
Eine Chippewa Allegorie	184
Chippewa Lieder	189
Indianische Missionen	193
Reise abwärts dem Huron-See	207
Königin Victoria	221
Ansichten auf der großen Manitoolin Insel	225
Eine große Berathung	231
Kriegerischer Tanz bei Fackellicht	245
Stellung der indianischen Frauen	251
Reise im Canoe	265
Penetanguishene	285
Abgefundene Pensionaire	287
Cuchuching-See	297
Rückkehr	299

Seite
..... 127
..... 129
..... 141
..... 143
..... 169
..... 184
..... 189
..... 193
..... 207
..... 221
..... 225
..... 231
..... 245
..... 251
..... 265
..... 285
..... 287
..... 297
..... 299

Sommerſtreifereien in Canada.

With keen eye'd hope, with memory at her side,
And the glad muse at liberty to note
All that to each is precious as we float
Gently along: regardless who shall chide —
If the heavens smile. —

Wordsworth.

Den 18ten Juli.

Heute Abend kam der Thomas Jefferson von Buffalo in dem Fluſſe an und beginnt morgen frühzeitig ſeinen Lauf nach Chicago. Ich eilte, mich der Ueberfahrt nach der Inſel Mackinaw zu verſichern. Dort angekommen, muß ich wegen einer Gelegenheit, den Huron-See entweder hinauf nach dem Sault Santa Maria, um meine Freunde, die Mac Murray's zu beſuchen, oder den See herunter nach der großen Manitoolin Inſel zu fahren, wo die jährliche Vertheilung der Geſchenke an die Indianer unter dem Einfluſſe des Gouverneurs ſtattfindet, der Vorſehung vertrauen. Schlagen beide Pläne fehl, — wilde Pläne ſind es, wie man ſagt, — ſo brauche ich nur meinen Weg zurückzugehen und den See, den ich hinauffahre, in einen Dampfboote wieder hinunterzufahren — dies wäre aber ſehr langweilig und proſaiſch; ich hoffe daher auf beſſere Dinge. So e viva la speransa.

Am Bord des Jefferson, Fluß St. Clair,
den 19ten Juli.

Heute Morgen kam ich zeitig zu dem Dampfschiffe, von einem cortège liebenswürdiger Leute begleitet, die, da sie meinen Aufenthalt in Detroit zu spät erfahren, um mir von einigem Troste oder Nutzen sein zu können, diese letzte und einzige Gelegenheit wahrnahmen, mir ihre Höflichkeit und ihren guten Willen zu beweisen. General Schwarz, seine Familie, die Schwester des Gouverneurs, zwei andere Damen und ein Herr kamen zu dieser frühen Stunde mit mir an Bord und blieben auf dem Verdeck, bis die Schaufeln in Bewegung waren. Das Gespräch war so angenehm, daß ich nur bedauern konnte, nicht einige dieser freundlichen Leute früher gesehen zu haben, oder hoffen durfte, mehr von ihnen zu hören. Allein es war zu spät. Zeit und Dampf warten weder auf Männer noch auf Frauen; alle Ausrufungen von Hoffnung und Bedauern auf beiden Seiten wurden durch das Signal zur Abreise, welches eine große Glocke von oben gab, abgeschnitten; alle Fragen und Complimente tönten in einem unbestimmten Lebewohl herüber und — diese neuen, freundlichen Gesichter, — nur einen Augenblick gesehen, um dann verloren, doch nicht ganz vergessen zu werden, — wurden bald weit zurückgelassen.

Der Morgen war sehr lieblich und günstig, wenn

auch flammend heiß, da kein Luftzug ging. Die prächtige Maschine, in jeder Hinsicht vortrefflich ausgerüstet, heiter gemalt und vergoldet, glitt über das glänzende Wasser mit leichter, stattlicher Bewegung dahin.

Ich hatte in Detroit so sehr gelitten, daß ich, als es in dem glänzenden südlichen Morgennebel gleich einem Traumbilde verschwand, und verschwamm, mit einem Gefühl von Erleichterung mich davon abwandte, die Vergangenheit aus meiner Seele strich und mich wie eine vernünftige Frau — oder wie ein artiges Kind — nur den Eindrücken der Gegenwart ganz überließ

Der Capitain erzählte mir, daß er in der letzten Zeit den See nie mit weniger als 4 oder 500 Passagiere heraufgefahren sei. Glücklicherweise für mein persönliches Wohlbehagen ist dies Jahr die Sache ganz anders; wir haben nicht mehr als 180 Passagiere, folglich Ueberfluß an Bequemlichkeiten, Luft und Raum — unschätzbare Wohlthaten in diesem schwülen Wetter, in deren Genusse ich an den Klagen des guten Capitains nicht so sehr Theil nahm, als ich hätte thun sollen.

Wir kamen an einer großen und schönen grünen Insel vorbei, vor diesem Schlangen-Insel genannt, wegen der unendlichen Menge von Klapperschlangen, die sie heimsuchten. Man vernichtete diese, indem man große Heerden Schweine darauf trieb und jetzt heißt sie, zum Compliment für ihre ersten Eroberer und Besitzer, der Schweine-Schaar, Schwein-Insel. Während

des Pontiakischen Krieges war diese Insel der Schauplatz einiger der größten Greuelthaten. Ein großer Theil brittischer Gefangenen, die, zum Entsatz von Detroit bestimmt, überfallen worden waren, wurden hier herüber gebracht und beinahe im Angesichte ihrer in der Festung befindlichen Freunde mit allen unnennbaren Zusätzen der den Wilden eigenthümliche Grausamkeiten getödtet.

Man sagte mir, daß die Gewohnheit, Menschen zu Tode zu quälen, seit diesem Kriege unter den indianischen Stämmen nach und nach in Verfall gerathen und daß sogar längst der ganzen Grenze der Staaten in diesen 40 Jahren kein Beispiel davon bekannt geworden sei.

Wir verließen den Canal des Flusses und die Insel-Gruppe an seiner Mündung und wandten uns nordwärts, quer über den St. Clair-See. Dieser schöne See, obgleich drei Mal größer als der Genfer, ist doch nur ein bloßer Teich im Vergleich zu den unermeßlichen Seen seiner Nachbarschaft. Ungefähr um Ein Uhr kamen wir in dem Flusse St. Clair an, der gleich dem Detroit eher eine Mündung oder ein Canal, als ein Fluß ist und den St. Clair- und Huron-See verbindet. Wir fuhren diesen schönen Fluß hinauf und hatten zur Rechten einen Theil des westlichen Districts von Ober-Canada und links das Gebiet Michigan. Die Ufer an beiden Seiten, obschon flach und durch Waldlinien begrenzt, wurden durch Buchten und kleine Vorgebirge unterbrochen, oder wechselten mit reichlich be-

waldeten Inseln der verschiedensten Gestalt ab. Die Kähne der Canadier oder die Canoes der Indianer sah man fortwährend in diesen sich windenden Kanälen gleiten oder von einer Seite zur andern quer über den Fluß schießen, als wenn sie in diesen blätterreichen Schlupfwinkeln Versteckens spielten; dann und wann fuhr auch ein schöner Schoner, dessen weiße Segel gegen die grüne Blättermasse abstachen, zierlich grüßend längst der Seite vorbei. Unzählbare Flüge wilder Vögel vergnügten sich zwischen den schilfigen Inselchen und hie und da sah man die große schwarze Lohme untertauchen oder leicht über das Wasser hinstreichen. Wie gewöhnlich ist hier die brittische Küste die schönste und fruchtbarste, die amerikanische hingegen die angebauteste und gelichtetste! Auf ersterer sah ich wenig einsame hölzerne Häuser und Gruppen indianischer Wohnungen; auf letzterer verschiedene ausgebreitete Lichtungen, einige Weiler und entstehende Dörfer. Die Leichtigkeit, welche die amerikanischen Dampfschiffe dem Gütertransporte, dem Handel u. s. f. gewähren, ist Ursache dieser Entstehung. So geht z. B. jeden Morgen ein Dampfboot von Detroit nach Fort Gratiot, das bei den zwischen liegenden Landungsplätzen Ladungen einnimmt. Wir liegen jetzt, um Holz für die Reise auf dem See einzunehmen, an einem Orte vor Anker, der »Palmerslandung« genannt wird. Dieses Geschäft dauert schon 2 Stunden und wird uns noch 2 aufhalten, obgleich 14 Männer beschäftigt sind,

Holzstämme in den Schiffsraum zu schaffen. Unterdessen bin ich an dem kleinen Weiler herumgeschlendert und habe ihn skizzirt. Es giebt hier einen guten Gewürzkrämer-Laden, eine Sägemühle, die durch Dampf getrieben wird und ungefähr 20 Häuser. Jetzt ruhe ich aus und krizle dies für Sie.

In Detroit unterhielten mich die Redensarten des Volks, welche reich an Gleichnissen sind, die der hier gewöhnlichen Art der Fortbewegung entlehnt werden. »Wollen Sie Holz einnehmen?« bedeutet so viel als: Wollen Sie Erfrischungen haben? »Ist Ihr Dampf aufgestiegen?« so viel als: Sind Sie fertig? Die gewöhnliche Redensart: »geht vorwärts,« hat, wie ich vermuthe, die nemliche Ableitung. Einer meiner witzigen Freunde schrieb mir einst, ich möchte mich nicht zu sehr über die politischen und gesellschaftlichen Gährungen Amerika's beunruhigen und mich nicht irren, indem ich das Zischen des Sicherheitsventils für das Zerplatzen des Kessels nähme.

Während der ganzen Zeit habe ich Ihnen aber meine Gefährten an Bord noch nicht vorgestellt Ein großes amerikanisches Dampfschiff ist wahrlich eine kleine Welt, ein zusammengesetztes Ganzes in sich selbst, wo ein genauer Beobachter von Physiognomieen und Sitten endlose Gegenstände der Beobachtung, der Belustigung und des Interesses finden kann Am andern Ende des Schiffs haben wir ohngefähr 100 Auswanderer auf ih-

rem Wege nach Illinois und zu den Ansiedelungen westlich vom Michigan-See. Unter ihnen finde ich viele Deutsche; Norweger mit ihren Frauen und Familien; eine sehr ehrenwerthe, ordentliche Gemeinschaft aus einigen Pächtern und Handwerkern bestehend, die große Vorräthe und Werkzeuge mit sich führen — gerade die Gattung von Leuten, die am besten geeignet sind, ihr angenommenes Vaterland, wo es auch immer sein möge, zu verbessern und zu bereichern. Dann haben wir 20 bis 30 arme, zerlumpte irländische Auswanderer, mit gutartigen Kartoffelngesichtern, starken Armen und willigen Herzen. Die Männer rauchen, die Frauen nähen und waschen, die Kinder schreien und wälzen sich herum.

Der Saal für die Damen und das obere Verdeck bieten einen ganz andern Anblick dar. In der Cajüte und den Prunkzimmern, die sehr schön mit Teppichen und Draperien von blauer Seide u. s. w. meublirt sind, befinden sich ungefähr 20 Damen und Kinder. Auf dem obern Verdecke, das von einer Marquise beschattet wird, haben wir Sophas, bewegliche Stühle und Leute, die auf und nieder schlendern, einige lesend, andere schwatzend, noch andere schlafend. Hier gibt es Missionaire und Missionairs-Frauen, Officiere auf dem Wege zu ihrer Garnison an der indianischen Grenze, Ansiedler, Krämer und einige wenige Namenlose, gleich mir.

Unter den Passagieren finde ich auch den Bischof von Michigan, dessen Predigt mich vorigen Sonntag so

sehr erbauete. Die Schwester des Gouverneurs, Miß Mason, stellte uns einander beim Aufbruche vor und nahm seine Gefälligkeit für mich in Anspruch. Seine Unterhaltung ist mir während des langen Tages von großer Hülfe und Interesse gewesen. Er ist noch ein junger Mann, der das Leben als Rechtsgelehrter begann und nachher aus wirklichem Berufe seinen jetzigen Stand annahm; seine Talente und seine Popularität haben ihn zu seinem jetzigen Range erhoben. Er ist auf dem Wege zu den Missionen und Kirchen der Hinterwäldler und der grünen Bai. Seine Diöcese ist 800 Meilen lang und 400 M. breit. Wenn Sie die zerstreute Bevölkerung und die Gattung derselben, die Unermeßlichkeit dieser geistigen Sorge, die viele Mühe und Verantwortlichkeit, die sie natürlich mit sich bringt, bedenken, so ist dies hinlänglich, um uns in Verwunderung zu setzen. Seine Gewalt ist verhältnißmäßig groß und der ausgebreitete moralische Einfluß, durch einen Mann, wie dieser Bischof von Michigan, ausgeübt, fiel mir sehr auf. Im Gespräch mit ihm und den Missionairen über den geistigen und moralischen Zustand ihrer Kirchensprengel und der neuen Ansiedelungen im Allgemeinen, lernte ich Vieles, das mich sehr interessirte und Etwas hin und her besprochen, das mich besonders verwunderte. Sie sagten nemlich, daß zwei Dritttheile des Elendes, das zur Beachtung eines beliebten Geistlichen käme, oder bei dem seine Bemühung in Anspruch genommen

würde, aus dem Unglück ehelicher Verhältnisse entstehe. Es war hier von keiner öffentlichen Immoralität und Uneinigkeit die Rede, sondern einfach von Unglück und Mangel an Uebereinstimmung. In jedem Lande, in jeder Gesellschaft, in welcher ich mich aufgehalten und Beobachtungen angestellt habe, ist mir dies aufgefallen. Ich glaubte aber nicht, daß sich mir dies hier in Amerika so klar darstellen würde, wo der moralische Zustand der beiden Geschlechter verhältnißmäßig rein ist, wo man frühzeitig heirathet, die Stände gleich, die Mittel des Unterhaltes reichlich und die Frauen von den Männern geachtet und verzogen — gar sehr verzogen werden!

Für eine so allgemeine Wirkung muß es also eine allgemeine Ursache oder Ursachen geben, die weder von besondern Gebräuchen und Sitten, noch von religiösen und politischen Einrichtungen abhängen. Und welches sind diese Ursachen? Viele Dinge verwirren mich in dieser unserer wunderlichen Welt — viele, in denen die alte wie die neue Welt gleich unbegreiflich sind. Ich kann nicht begreifen, warum ein aller Orten erkanntes und empfundenes Uebel nicht auf irgend eine Art gehoben oder von einigen in dieser Absicht untersucht wird? Berührt man es aber nur, so ist es, als stecke man die Hand ins Feuer; es ist die allgemeine Beule, der allgemeine Schaden, auf den ihr nicht den Finger legen dürft, ohne daß euer Patient, d. h. die Gesellschaft, schreit,

widerstrebt und kraht und den Arzt mit Füßen stößt, gleich einem kranken Kinde.

Sonderbar, mehr als sonderbar, daß das Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern, kurz die Leidenschaft der Liebe, durch unsere Lehrer und Gesetzgeber nicht in ernstere Betrachtung gezogen wird! Die Leute erziehen und machen Gesetze, als sei kein Ding der Art in der Welt; fragt aber den Geistlichen und den Arzt — sie mögen den Belauf der moralischen und physischen Folgen dieser einzigen Ursache offenbaren. Muß die Liebe immer in Jamben abgehandelt werden, als sei sie Etwas, das man in Tragödieen abspielen oder in Liedern singen könne — ein Gegenstand zu hübschen Gedichten und ruchlosen Romanen — als hätte sie nichts mit dem prosaischen Laufe unseres alltäglichen Lebens, unserer moralischen Wohlfahrt und ewigen Seligkeit zu thun? Muß die Liebe immer als bloße Täuschung unehrerbietig, oder als bloßer Trieb mit Gemeinheit, oder als bloße Krankheit mit Furcht, oder mit Beschämung als bloße Schwäche, oder mit Leichtsinn als bloßer Zufall behandelt werden? da sie doch ein großes Geheimniß, eine große Nothwendigkeit ist, die den Grund zu dem menschlichen Dasein, zur Moralität und Glückseligkeit legt und geheimnißvoll allgemein, unvermeidlich wie der Tod einhergeht. Warum soll sie weniger ernsthaft behandelt werden als der Tod? Sie ist eben so ernsthaft, als er. Liebe und Tod, der Anfang und das Ende des mensch-

lichen Lebens, die Urheber und Vollender des Daseins, um welche Gottes Weltall sich bewegt, die Er, unser Schöpfer und Vater, außer unserer Willkür, — außer unserer Wahl und dem freien Willen gestellt, die er uns doch sonst in allen übrigen Dingen gelassen hat.

Der Tod und die Liebe müssen kommen, — der Zustand aber, in welchem sie uns treffen? — ob geblendet, bestürzt, erschreckt, unwissend, oder, wie es vernünftigen Wesen geziemt, beschützt, vorbereitet, fähig, unsere eigenen Gefühle zu beherrschen? — dies, vermuthe ich, hängt von uns selbst ab. Betrachtet die Uebel, die aus Mangel an dieser Selbstbeherrschung entstehen! — eilige, unvorsichtige, unpassende Heirathen; widerstrebende, kränkliche oder lasterhafte Ehelosigkeit, unauslöschliche Schande, unheilbare Tollheit, — frühzeitiger Tod, die Liebe, die zu spät kommt und die ersten Gesetze unserer Natur aufhebt.

Es ist von geringer Wichtigkeit, wie unähnlich die conventionelle Verschiedenheit des Ranges in Deutschland — wie gleich der Stand, die Lage, die Mittel in Amerika sind, wenn Ungleichheit unter den Geschlechtern vorhanden; wenn die Empfindung, die sie unter einander anzieht und vereinigt, die Verbindlichkeiten und Beziehungen, die aus diesem Gefühle entstehen, nicht von beiden gleich gut verstanden, gleich heilig, gleich bindend für beide sind.

Ein anderer meiner Gefährten auf dem Verdecke ist

ein Sohn des berühmten Daniel Webster, mit dem ich Bekanntschaft über Philipp von Artevelde machte. Er las dies reizende Buch zum ersten Male, ein Vergnügen, um das ich ihn halb beneidete; da ich es aber beinahe auswendig weiß, konnte ich ihm wenigstens helfen, es zu bewundern. Ich kenne nichts Angenehmeres, als diese Art von Sympathie über ein Lieblingsbuch — und dann war kein Ende in dem dadurch veranlaßten Gespräche, denn Philipp von Artevelde ist zu Allem à propos — es sei Krieg, Liebe, Politik oder Religion. Mr. Webster wünschte natürlich etwas von einem Autor zu wissen, der ihn so sehr interessirte, und es that mir sehr Leid, das Interesse und die Neugierde, die er zeigte, nicht besser befriedigen zu können.

Noch eine andere Person ist am Bord, die meine Aufmerksamkeit auf sich zog und der ich besonders vorgestellt wurde. Dies ist der General Brady, ein sehr verdienstvoller Officier der amerikanischen Armee. Er hat sich in allen indianischen Grenzkriegen seit dem Wayne-Kriege 1794, in welchem er als Lieutenant diente, ausgezeichnet, und war nicht nur gegenwärtig, sondern auch eine der ersten Theilnehmer an den meisten Auftritten, deren ich erwähnt habe. Ich sehnte mich danach, ihn über tausend Dinge zu befragen, und es gab hier eine gute Gelegenheit, mich über zweifelhafte Punkte berich-

tigen zu lassen. General Brady scheint jedoch, wie viele thatkräftige und tapfere Männer, deren Leben unter Scenen fürchterlicher Ereignisse verstrich, von stillem, mäßigem Temperamente zu sein, und ich begriff nicht, daß irgend eine Sehnsucht oder Neugierde meinerseits mir das Recht geben könnte, seine Höflichkeit in Anspruch zu nehmen, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen oder ihn mit zudringlichen Fragen zu quälen. Nachdem ich also seine schöne militärische Haltung, mit welcher er (wie es schien, in tiefe Gedanken verloren) auf dem Verdecke allein hin und her ging, eine Zeitlang bewundert hatte, wandte ich mich zu meinen Büchern und zu meiner Sophas-Ecke.

In Detroit hatte ich Miß Sedywicks Erzählung von »dem reichen, armen Manne und dem armen, reichen Manne« gekauft, die mir 2 Stunden, während welcher wir über die sehr ausgedehnte Fläche des St. Clair-Sees glitten, sehr angenehm vertrieb. Diejenigen, welche während meines Lesens auf mein Buch blickten, lächelten jedes Mal — ein bedeutungsvolles, mitempfindendes Lächeln, was die neidlose, ergebene Ehrfurcht und Bewunderung bezeichnet, welche die echte amerikanische Schriftstellerin ihren Landsleuten einflößt. Ich glaube nicht, jemals einem von ihnen ihren Namen genannt zu haben, ohne daß sich die Mienen eines jeden vom Vergnügen und befriedigten Stolze erheitert hätten. Ich habe noch ein gefühlvolles kleines Buch, »drei Lebens-

Versuche« betitelt, welches Miß Sedgewick zugeschrieben wird; ich dächte jedoch, es wäre nicht von ihr — es muß indeß populär und treu nach dem Leben und der Natur sein, denn die Ausgabe, die ich kaufte, ist die zehnte. Auch besitze ich noch ein anderes Buch, mit dem ich Sie ganz besonders bekannt machen muß: »die Reisen und Abenteuer von Alexander Heinrich. Haben Sie je von diesem Manne gehört? Nein! — Daher hören und erwägen Sie.

Dieser Mr. Henry war ein Pelzhändler, der ungefähr vor 70 Jahren über die Seen dieser Regionen hin und her fuhr und in späteren Reisebüchern als erste Beweisquelle angeführt wird. Sein Buch, das man mir in Toronto lieh, wirkte so sehr auf mich, daß es auf die Richtung meiner jetzigen Reise einigen Einfluß ausgeübt hat. Schlicht, ungekünstelt, das, was er zu sagen hat, mit wenigen einfachen Worten, ohne Zusatz, sagend — der innere Beweis der Wahrheit — die natürliche Empfindung der Phantasie eher verrathen, als an den Tag gelegt — machen nicht nur die Erzählung, sondern den Menschen selbst, seinen persönlichen Charakter unaussprechlich interessant. Wie wild auch immer die Erzählungen von seinen mit Schwierigkeiten und Gefahr verbundenen Rettungen sind, so habe ich doch nie den geringsten Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit vernommen. Er lebte noch im Jahre 1810 oder 1811 in Montreal, wo ihn einer meiner Freunde als einen

sehr alten Mann über die achtzig doch gesund aussehend und heiter beschrieb, so daß sein mühsames und abenteuerliches Leben und die Gräßlichkeiten, deren Zeuge er gewesen, seinen Verstandeskräften und seiner Constitution nicht im Geringsten geschadet hatten. Sein Buch ist lange nicht im Handel gewesen. Ich hatte die größte Mühe, ehe ich ein Exemplar leihen konnte, nachdem ich vergebens nach Montreal, Quebeck und New-York gesandt. Herr Henry soll mein Reisegefährte werden, oder vielmehr unser Reisegefährte; denn ich habe Sie mir immer mit von der Partie gedacht. Ich weiß nicht, wie er sich lebend als Ritter der Damen ausgenommen haben mag, versichere Sie aber, daß er todt einen sehr achtungswerthen epischen oder Roman-Helden abgiebt. Er ist der Ulysses dieser Theile der Welt, und an diesen Ufern, Felsen und Inseln des Huron-Sees kreuzen, ohne Heinrichs Reisen, wäre, als schiffte man an der Küste Calabriens und Siciliens, ohne die Odyssee in der Hand oder im Kopfe. — Hier nur haben Sie die Insel Mackinaw anstatt der Insel Circe; das Land der Ottawas statt der Ufer des Cotophagi; menschenfressende Chippewas statt menschenfressender Lästrygonen; pontiakische Gestalten statt Polyphems, und Wa-wa-tam spielt die Rolle des guten Königs Alcinous. Für die Frauen kann ich kein Vorbild finden, da uns Heinrich nicht seine Abenteuer unter den Squaws erzählt, aber

ohne Zweifel würde er unter ihnen auch eine Calypso und Nausicaa, ja sogar eine Penelope gefunden haben.

Den 20sten Juni.

Ehe ich gestern Abend zur Ruhe ging, hatte ich noch ein eigenes schönes Schauspiel. Die Nacht kam heran; der Mond war voll und rund gleich einer großen Feuerkugel aufgegangen; wir waren immer noch in dem Kanale des Flusses, als ich zur Rechten eine Menge Indianer auf einer Landspitze sah — die nämlichen Huronen nahe bei Amherstberg, deren ich bereits erwähnt. Sie schlugen für die Nacht ihr Lager auf; einige zogen ihre Canoes hinauf, andere baueten ihre Wigwams; Feuer loderten unter dem dicken Laube und die dunkeln Gestalten der Indianer schimmerten hin und her. Ich hörte ihr lautes Gelächter und Jauchzen, als unser großes Dampfschiff an ihnen vorüberfuhr. Im nächsten Augenblicke wandten wir uns um eine Spitze, und Alles war dunkel; gleich der Scene eines Melodramas war das Ganze verschwunden, ich rieb mir die Augen und fing an zu glauben, ich träume bereits.

An der Mündung des Flusses St Clair haben die Amerikaner ein Fort mit Garnison (Fort Gratiot) und einen Leuchtthurm, an welchem wir bei Nacht vorüberfuhren. Auf der entgegengesetzten Seite haben wir keinen Posten, so daß es, im Fall eines Mißverständnisses zwischen den beiden Nationen, in der Macht der Ame-

rikaner stände, uns die Einfahrt in den Huron-See zu verwehren. (Bitte, nehmen Sie eine Charte vor sich, wenn Sie dies Alles lesen).

Heute Morgen sieben Uhr, als ich auf das Verdeck kam, waren wir gegen hundert Meilen in dem Huron-See weiter gekommen. Wir schifften an der Südseite ungefähr vier Meilen vom Lande, während wir auf der andern Seite 200 Meilen weit offene See und vor uns die nämliche Ausdehnung hatten. Bald nachher mußten wir an der Mündung der Sagginaw vorüberfahren. Hier verloren wir zum ersten Male das Land aus dem Gesicht. Ich sollte glauben, die Sagginawbai sei eben so breit, als der Meerbusen von Genua; sie läuft 70 bis 80 Meilen weit ins Land hinein und ist ihrer Stürme wegen eben so berüchtigt, wie die Bai von Biscaja. — Wenn es hier nur eine Mütze voll Wind oder einen Becher voll Wasser giebt, so ist man sicher, etwas abzubekommen, denn selbst bei dem schönsten Wetter ist hier ein beträchtlicher Wellenschlag. Wir fuhren beinahe 3 Stunden von der Points aux Barques bis zu dem Vorgebirge Donner. Während der Zeit wurde eine Anzahl meiner Gefährten hors de combat gesetzt. Nach einem vergeblichen Kampfe gegen Bestimmung und Geschick unterlag auch ich und mußte elend und hinfällig in meiner Hängmatte bleiben.

Dieser ganze Theil von Michigan ist unangebaut; man sagt, er sei zu sandig und öde. Am ganzen Ho-

rizonte war nichts als der dunkle, allgegenwärtige Fichtenwald sichtbar. Die Sagana-Indianer, deren Jagd-Gründe sich längs dem Ufer erstrecken, gehören, so viel ich weiß, zu einem Stamme der Ottawas. Noch muß ich bemerken, daß die Amerikaner auf einer kleinen Insel einen Leuchtthurm nach der Donnerbai erbaut haben. Inmitten von Felsen, Stürmen und Wilden Wächter auf diesem Thurme zu sein, ist ein Posten, den Sie in seiner Abgeschiedenheit sich nicht schauerlich genug vorstellen können. Alle Vorräthe kommen aus einer Entfernung von wenigstens 100 Meilen, und lange anhaltendes stürmisches Wetter, das bisweilen einfällt, würde diesen Mann dem Hungertode preisgeben.

Mackinaw.

Doth the bright sun from the high arch of heaven,
In all his beauteous robes of flecker'd clouds,
And ruddy vapours, and deep glowing flames,
And softly varied shades, look gloriously?
Do the green woods dance to the wind? the lakes
Cast up their sparkling waters to the light?

Joanne Baillie.

Mit der ersten Morgenröthe wurde ich am folgenden Morgen durch einen am Bord ungewöhnlichen Lärm und Bewegung aufgeweckt. Als ich meinen Kopf hinausstreckte, um nach der Ursache zu fragen, erfuhr ich, daß wir bei der Insel Mackinaw angekommen seien, und daß mir der Capitain, dem an der Fortsetzung seiner Reise viel liege, zu all meinen Verrichtungen, zu dem Herausschaffen des Gepäckes u. s. f. nur eine halbe Stunde Zeit verstatte. Ich kleidete mich schnell an, lief auf's Verdeck und hier bot sich meinem entzückten Auge ein Anblick dar, wie ich ihn nie geahnet, wie ich ihn Ihnen mit Worten beschreiben zu können wünschte. Allein ich zweifle an dem Gelingen, — die Worte müßten denn Licht, glänzende Farben und athmende Musik

sein. Hier ist indeß das Gemälde, so gut ich es malen kann. Wir lagen in einer winzigen Bucht, gleich einem Halbmonde gestaltet, von dem die zwei Hörner oder äußern Theile durch lange, schmale, in den See ragende Vorgebirge gebildet wurden. Im Osten glänzte der ganze Himmel von dunkler Bernsteingluth mit der sanftesten Schattirung rosenroth gefleckt. — Derselbe starke Glanz spiegelte sich im See zurück, und an dem äußersten Punkte, zwischen der Glorie oben und der Glorie unten, stand die kleine Missionär-Kirche, ihre leichten Spitzthürme wie ihren Glockenthurm gen Himmel erhebend. An der entgegengesetzten Seite des Himmels stand der Mond, blässer und blässer werdend und dahinschmelzend, wie es schien, vor dem aufgehenden Glanze des Tages. Unmittelbar auf der Vorderseite erhoben sich die malerischen Höhen der Insel in reichstes Laubwerk gehüllt und durch die Linien der kleinen Festung, die schon im Morgenlichte glühete, gekrönt. Am Fuße dieser Klippen, längs dem Ufer, unmittelbar am Rande des durchsichtigen Sees, der ruhig jede Gestalt, wie ein Spiegel, zurückgab, breitete sich, so weit mein Auge nach der andern Seite reichen konnte, ein Lager indianischer Wigwams aus. Eben als ich hinsah, fingen die Bewohner an sich zu regen; dunkle Gestalten sah man bald aus ihren malerischen Schlafstätten sichtbar werden; sie standen mit untergeschlagenen Armen, uns betrachtend, oder waren mit ihren Canoes be-

schäftigt, von denen einige Hunderte längs dem Strande lagen.

Kein Lüftchen regte sich, und während Himmel, Erde, Licht, Farbe und Leben in elysischer Ruhe glüheten — war eine entzückende, balsamische Heiterkeit über das Ganze ausgegossen. O, wie überaus lieblich war es! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie lange ich gestanden haben mag, verloren — ganz verloren und mich fürchtend, mit den Augen zu blinzeln, damit der Zauber sich nicht auflöse und Alles, gleich einem Luftgebilde der Phantasie, gleich einem Traume aus Feenland verschwinde, — als der gute Bischof von Michigan heraufkam und mit lächelndem Wohlwollen mich aus meinen entzückenden Träumen weckte und erinnerte, daß ich nur noch zwei Minuten übrig hätte, selbst eins meiner Paquete nahm und mich, eben noch zur rechten Zeit, zu dem kleinen hölzernen Damm trieb. Man führte uns in ein kleines Wirths- oder Kosthaus, das von einer sehr fetten Indianerin gemischter Abkunft gehalten wurde, die Indianisch, schlechtes Französisch und noch schlechteres Englisch sprach, und die man Madame anredete. Hier konnte ich meine eilige Toilette vervollständigen, worauf wir, nämlich General Brady, der Bischof, zwei indianische Kaufleute und einige Andere, uns zu einem vortrefflichen Frühstück von Weißfisch, Eiern, Thee und Kaffee setzten, für welches wir doppelt so viel bezahlten, als ich in dem ersten Hôtel der vereinigten Staaten gegeben haben würde, je-

doch nicht übermäßig theuer, wenn man bedenkt, daß europäische Seltenheiten auf diesem entfernten Punkte uns vorgesetzt wurden. Während der Zeit, daß man das Frühstück vertheilte, war es sechs Uhr geworden; mit meinem Skizzenbuche in der Hand schlenderte ich allein nach dem Strande hinaus, um die schickliche Stunde abzuwarten, wo ich mich zur Thür des amerikanischen Agenten Herrn Shoolkraft begeben konnte.

Der erste Gegenstand, der mir auffstieß, war das große Dampfschiff, das schnell nach der Meerenge von Michilimackinac hinwegglitt — und schon weit, weit westlich war. Da kam auf einmal der Gedanke an mein Alleinsein über mich — ein augenblickliches Verwundern, eine Unruhe, mich so weit von irgend einem menschlichen Wesen zu befinden, das das geringste Interesse an meinem Geschicke nähme. Ich hatte keinen Brief an Herrn Shoolkraft; wenn nun Herr und Mrs. Mac Murray diesen Weg nicht gekommen oder vergessen hatten, meiner zu erwähnen, wie würde mein Empfang sein? Was sollte ich anfangen? Hier mußte ich wenigstens einige Tage bleiben. Alle Bequemlichkeiten, die ich durch die halb französische, halb indianische Madame hätte erlangen können, waren schon versprochen und ohne den Bischof zu vertreiben, gab es kein Zimmer für mich. Diese Gedanken, nebst manchen andern, einige natürliche Zweifel und Befürchtungen durchkreuzten meine Seele; doch kann ich nicht sagen, daß sie

hier lange verbleiben, oder daß sie mich länger als eine halbe Minute unmuthig und ängstlich gemacht hätten. Mit dem Gefühle des Genusses, kühn und ohne mir vor der Zeit Kummer zu machen, wie ein Kind, das weder rück- noch vorwärts sieht, gab ich mich bald der Gegenwart und all ihrer angenehmen, aufregenden Neuheit hin und überließ es der Zukunft, für sich selbst Sorge zu tragen, — was, wie ich mehr und mehr überzeugt bin, die wahre Weisheit und Philosophie ist.

Unterdessen war die Sonne in wolkenloser Pracht erstanden; Alles war Leben und Bewegung. Ich schlenderte und schweifte drei volle Stunden am Strande umher, wußte kaum wohin, indem ich mich gelegentlich unter dem Schatten eines Felsens oder einer Ceder-Umzäunung zum Ausruhen setzte und die Verrichtungen der indianischen Familien betrachtete. Ich fände kein Ende, wenn ich Ihnen von jeder einzelnen Gruppe erzählen oder schildern wollte, wie sie sich mir nach und nach darbot. Es gab hier aber einige allgemeine Züge des Auftrittes, die mir plötzlich auffielen. Es waren hier mehr als hundert Wigwams und um jedes lauerten mehrere übelaussehende, halb verhungerte Hunde. Die Frauen waren mit ihren Kindern beschäftigt, machten Feuer an, kochten und zerstießen Mais in einer Art von Mörser, ursprünglich ein Theil eines ausgehöhlten Baumes mit einer schweren, dicken Mörserkeule, die sie hin und her bewegten, als wenn sie butterten. Der

Anzug der Männer war sehr verschieden. Das baumwollene Hemd, blaue oder scharlachrothe Strümpfe und eine Decke als Draperie umgeworfen, war ziemlich allgemein; die Gesichter mehrerer unter ihnen waren sehr auffallend gemalt Der Anzug der Frauen war gleichförmiger; ein baumwollenes Hemd, Strümpfe und Mocassins von Tuch und eine dunkelblaue Decke. Hals- und Armbänder, Ohrringe von Silber und silberne Platten, vor der Brust befestigt, waren die gewöhnlichen Zierden beider Geschlechter. Es mag eine allgemeine Gleichheit des Ranges unter den Indianern geben, doch finden sich hier offenbar alle die Ungleichheiten der Lage, die die Verschiedenheit des Charakters und des Verstandes natürlich hervorbringt. Es gab hier reiche und arme Wigwams, ganze Familien zerlumpt, mager und schmutzig, und andere geschmückt mit Kleidung und Zierathen, fett und wohlgenährt. Im Ganzen waren dies Wesen, ganz verschieden von den Indianern, die ich bisher gesehen, und sie verwirklichten alle meine Vorstellungen von den rohen und vornehmen Indianern. Ich erinnere mich, auf eine Familien-Gruppe gestoßen zu sein, die aus einem schlanken jungen Manne und zwei Squaws bestand; eine hatte ein Kind in eine ihrer sonderbaren birkenen Wiegen eingewickelt, die sie ruhig an der Seite des Wigwams aufhing. Alsdann beschäftigten sie sich, ein Canoe in den See laufen zu lassen, und in einem Augenblicke tanzte es auf den sich kräu-

selnden Wellen. Eine Frau lenkte das Fahrzeug, eine andere ruderte, der junge Mann stand auf dem Vordertheile und wog in auffallender, anmuthiger Stellung seinen Fisch-Speer in der Hand. Nachdem sie sich ungefähr hundert Ellen weit vom Ufer entfernt hatten, sah ich den Fisch-Speer plötzlich ins Wasser schleudern und unter dasselbe verschwinden. Als er auf der Oberfläche wieder zum Vorschein kam, wurde er schnell ergriffen — ein großer Fisch hing an seiner Gabelspitze; das nämliche Verfahren wurde noch öfters mit glücklichem Erfolg wiederholt und dann das Canoe zurück ans Land gerudert. Der junge Mann schleuderte seinen Speer auf den Boden des Fahrzeugs, wickelte seine Decke um sich, sprang ans Ufer und schlenderte fort, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern. Die Frauen zogen das Canoe ans Land, machten Feuer an, hingen einen Fisch darüber, um ihn à la maniere Indienne zu kochen.

Noch eine andere Gruppe war da, die mich sehr unterhielt: es war eine zahlreiche Familie und, mit andern verglichen, gewiß Leute von Auszeichnung und Wohlhabenheit, reich an Perlen, Decken, eisernen Kesseln mit »allen hübschen Dingen um sich herum.« Sie hatten zwei Wigwams und zwei Canoes. Ich muß Ihnen aber jetzt den Bau eines Wigwams beschreiben, wenigstens derer, die hier das Ufer in Menge bedecken. Acht oder zwölf lange Stangen werden kreisförmig in die

Erde gesteckt und treffen oben im Gipfel in einen Punkt zusammen, wo sie mit einander befestigt werden. Dies so errichtete Gerippe wird nun nach einer gewissen Regel mit Strohmatten gedeckt, oder mit langen Stücken birkener Rinde, die vom Boden aus neben einander gelehnt werden, jedoch so, daß oben eine Oeffnung bleibt, durch welche der Rauch abziehen kann. Darin ist eine Thür angebracht, ungefähr vier Fuß hoch, vor welcher eine Thierhaut oder Decke aufgehangen wird. Mit den Spalten und Ritzen scheinen sie es eben nicht genau zu nehmen, da es Sommer ist. Was die Canoes betrifft, so sind sie gewöhnlich aus Birkenrinde gefertigt, sehr leicht, flach und zierlich geformt, 18 bis 36 Fuß lang, und anderthalb bis 4 Fuß breit. Die Familie, von der ich spreche, schickte sich zum Einschiffen an; sie brach ihre Wigwams ab, packte ihre Habe ein, ohne sich auch nur im geringsten durch meine Nähe stören zu lassen, während ich auf der Bank saß und mit nicht geringem Interesse das ganze Verfahren beobachtete. Die auffallendste Person dieser Gruppe war ein sehr alter Mann, der auf einem Holzstamme dicht am Rande des Wassers saß. Sein Kopf war ganz kahl, bis auf wenige graue Haare auf dem Scheitel, die in ein Büschel zusammengebunden und mit einer einzigen Feder, mit einer Adlerfeder glaub' ich, verziert waren; seine Decke von scharlachrothem Tuche war so geordnet, daß sie in graciösen Falten um seine Glieder fiel, indem sie Brust

und Schultern bloß ließ. Er hielt mit der einen Hand einen grünen Sonnenschirm über seinen Kopf, welchen er von einem weißen Kaufmann zum Geschenk erhalten oder erhandelt hatte, und in der andern eine lange Pfeife, aus welcher er rauchte, ohne sich zu regen oder auch nur das geringste Interesse an dem, was vorging, zu nehmen. Noch waren zwei hübsche junge Männer und drei Frauen da, die eine alt und häßlich, mit geflochtenen grauen Haaren, die jüngste aber war in der That ein schönes Mädchen von 15 Jahren. Auch drei Kinder gehörten zu dieser Familie, von denen das älteste ein baumwollenes Hemd anhatte, vorn an der Brust mit silbernen Zierathen besetzt. Die Männer untersuchten die Canoes und bereiteten sich vor, sie ins Wasser zu stürzen; die Frauen brachen die Wigwams ab, und da hatte ich Gelegenheit, die ganze innere Einrichtung derselben zu bemerken.

Der Fußboden im Innern war mit zwei oder drei über einander gelegten Matten, mit Fellen und Decken belegt, die ein allgemeines Lager bildeten; rund um den innern Kreis ihrer Wigwams war ihre Habe und bewegliches Vermögen sehr nett geordnet. Ich bemerkte hölzerne Kisten von europäischer Arbeit, Beutel von gewebtem Gras, Körbe und Futterale von Birkenrinde (Mokkuks genannt) eiserne Kessel, Pfannen, und zu meinem Erstaunen, einen großen Kaffeetopf von Metall.

Nachdem nun Alles geordnet und die Canoes flott

gemacht worden waren, wurden zuerst die Stangen der Wigwams auf den Boden hinein gelegt, dann die Matten und Paquete, die augenscheinlich zu Sitzen dienten, Kessel und Laden wurden an die Seiten gestellt. Der alte Mann wurde von den Andern in den größten Canoe geführt; Frauen, Kinder und Hunde folgten. Die jungen Männer standen mit ihren Rudern am Vordertheile als Steuermänner; die Frauen und Knaben duckten sich nieder, jedes mit seiner Schaufel; das kleine, zierliche Canoe sank mit dieser ganzen Ladung kaum einen Zoll tiefer ins Wasser, und so glitten sie mit unglaublicher Schnelligkeit über die funkelnden Wellen dahin und nahmen ihren Lauf östlich nach den Manitoolin-Inseln, wo ich sie wieder zu sehen hoffe. Das ganze Vorbereiten und Einschiffen währte übrigens nicht eine volle Stunde.

Ungefähr um 10 Uhr machte ich mich auf, um Hrn. Shoolkraft meinen Besuch zu machen, und wurde mit ernster, förmlicher Höflichkeit empfangen. Er war, wie er sagte, auf meine Ankunft vorbereitet, entschuldigte sich aber nicht nur wegen meiner etwaigen mangelhaften Aufnahme, sondern auch wegen der Abwesenheit seiner Frau, die krank sei und schon mehrere Tage ihr Zimmer nicht verlassen habe.

Ich überlasse es Ihnen, sich vorzustellen, wie verdrießlich und unangenehm es mir sein mußte, unter diesen Umständen lästig zu fallen. Ich bemerkte dies und

bat, daß man sich nicht um mich bekümmern möge, — daß ich leicht für mich selbst sorgen könne — und das wollte und konnte ich auch. Ich hätte mich lieber in der Wohnung eines Indianers einquartiert, als de trop zu sein. Herr Shoolkraft entgegnete mir aber, er habe schon durch einen meiner Mit-Passagiere von meiner Ankunft gewußt, ein Zimmer für mich sei bereit, ein Diener bereits nach meinen Sachen geschickt, und Mrs. Shoolkraft, die sich heute Morgen etwas besser befinde, hoffe mich zu sehen. Hier bin ich also für die nächsten Tage, und ich weiß nicht, für wie viele noch, eingeführt, — so vollkommen bin ich dem Geschicke und dem Zufalle verfallen.

Ich bin von Mrs. Shoolkraft entzückt. Als sie im Stande war, mich zu sehen, empfing sie mich mit wahrer weiblicher Einfachheit. Die feuchte, zitternde Hand, die sanft klagende Stimme, der rührende Ausdruck verkündeten nur zu schmerzlich ihr mit Ergebung getragenes, zur Gewohnheit gewordenes Leiden. Ihre Züge sind entschiedener indianisch, als die ihrer Schwester Mrs. Mac-Murray. Ihre Aussprache ist ein wenig fremdartig; die Wahl ihrer Ausdrücke rein und besonders zierlich. Im Verlaufe des Gesprächs, während einer Stunde, hatte sie sich meine ganze Zuneigung erworben, und ich glaubte zu bemerken, wie auch sie ge-

neigt war, diese wohlthuenden Empfindungen zu erwiedern. Ich gab mir selbst das Wort, ihre Gastfreundschaft durch jede Aufmerksamkeit und Dankbarkeit zu vergelten, die in meiner Macht ständen. Ich bin hier ein verlassener Fremdling, komme der Leidenden vielleicht ungelegen; sie ist aber gut, mild und von zarter Gesundheit, und es giebt tausend ruhige Wege, auf welchen Frauen ihren Mitschwestern freundlich und nützlich sein können. Ueberdies hat sie zwei liebliche Kinder von 8 oder 9 Jahren — es ist daher nicht zu befürchten, daß wir nicht in der Kürze die besten Freunde auf der Welt sein werden.

Für heute trug ich indeß Sorge, nicht à charge zu sein. Ich lief daher an den Ufern entlang und unter den Indianern umher, von Allem, was ich sah und hörte, unaussprechlich belustigt, beschäftigt und aufgeregt. Endlich kehrte ich zurück — ach so ermüdet, so erschöpft an Leib und Seele! Es war mir lieb, bald nach Sonnenuntergang zur Ruhe gehen zu können. Ein nettes, kleines Zimmer war für mich eingerichtet worden, und ich sank in ein breites, bequemes Bett mit einem Gefühle des Friedens, der Sicherheit und Dankbarkeit, wie es nur von dem begriffen werden kann, der die Tage vorher in unbequemen Wirthshäusern und engen Dampfböten zugebracht hat.

»Un pezzo di cielo caduto in terra.«

Auf einer kleinen Terrasse, nicht ganz halb Weges hinauf an der waldigen Höhe, welche die Bucht überragt, umschlossen von Gebüsch und vor dem tyrannischen Wehen des Nordwindes durch den steilen Felsen geschützt, der sich beinahe senkrecht dahinter erhebt, steht das Haus, in welchem ich mich jetzt als ein dankbarer, zufriedener Hausgenosse befinde. Der Grund an der Vorderseite, nach dem Ufer zu abhängig, ist als Garten bearbeitet und mit einer Allee von Fruchtbäumen besetzt; die Thüre öffnet sich dicht am Rande des See's. Von dem Portale aus habe ich die Aussicht auf die Partie, die ich Ihnen, jedoch nur unzulänglich, zu beschreiben versuche: die kleine, sichelförmige Bucht, das Dorf Mackinaw, das Ufer dicht mit indianischen Wohnungen besetzt; Canoes, fischend oder hie und da hinschießend, gleich Zugvögeln sich leicht erhebend, und ein schlanker, zierlicher Schoner liegt schaukelnd vor Anker. Gegenüber erhebt sich die Insel Bois-Blanc mit ihrem buschigen, sehr glänzenden Laubwerk. Ostwärts sehen wir die offene See, und weiter nach Westen hin das Vorgebirge von Michilimackinac und die Meerenge gleichen Namens, das Thor zu dem Michigan-See. Die außerordentliche Schönheit dieses kleinen Insel-Paradieses, die Aufmerksamkeit, welche sie durch ihre bezaubernde Landschaft erregt, das gesunde Klima ihres Sommers, die leichte

Communication, die seit Kurzem durch die See-Dampfböte möglich geworden, so wie ihre Lage auf dem halben Wege zwischen Detroit und den kürzlich neu angebaueten Regionen des Westens werden Mackinaw vermuthlich zu einer Art von Bade-Aufenthalt für die Fashionables von Michigan und Wisconsin machen, oder, wie der Bischof sich ausdrückte, zu dem »Rockoway *) des Westens.« Dies ist indeß nur Muthmaßung.

In wie weit solch ein Einfluß der Mode und des Ruhms wünschenswerth sei, weiß ich nicht, freue mich aber, daß er noch nicht vorhanden und daß ich diese liebliche Insel noch in ihrer ganzen wilden Schönheit sah. Man sagt mir, daß sich, trotz dem Mangel an jeder Bequemlichkeit, voriges Jahr doch mehrere Fremde hier aufgehalten haben. Dies Jahr ist hier nur ein stehender Gast, wenn ich mich so ausdrücken darf — eine sehr angenehme, kleine Irländerin, mit all' der irländischen Wärme des Herzens und Leichtigkeit im Benehmen, die vor einigen Jahren mit ihrem Manne auswanderte und sich in St. Joseph in Michigan ansiedelte. Sie hat für den Sommer ihre Kinder hieher gebracht, hat ihr Piano, ihre Noten, ihre französischen und italienischen Bücher bei sich und wir haben bereits eine Be-

*) Rockoway ist ein kleiner Badeort bei Newyork.

kanntschaft mit einander gemacht, die wahrscheinlich sehr angenehm werden wird.

Nachdem ich heute Morgen mein Zimmer verlassen hatte, blieb ich noch einige Zeit im Wohnzimmer, um die Wisconsin-Zeitung, ein gut geschriebenes und gut gedrucktes Blatt von dem westlichen Ufer des Michigan-Sees, durchzusehen. Ich las eine sehr rührende, ernste Aufforderung der neuen Ansiedler in Wisconsin an die niederöstlichen Mädchen (das ist an die Mädchen der östlichen Staaten), die da eingeladen wurden, den trostlosen, schwerarbeitenden Hinterwäldler-Junggesellen zu Hülfe zu kommen. Man verspricht ihnen Ueberfluß und Liebe, — das Aussuchen und Wählen unter einer Reihe der schönsten, jungen Bursche von der Welt, die bereit seien, ihnen zu Füßen zu fallen und die anbetendsten und gehorsamsten Ehemänner zu werden! Können Sie sich denken, was für ein artiges Ding ein Wisconsinsches Schäfer-Gedicht werden kann? Stellen Sie sich nur einen dieser verzweifelnden Hinterwäldler vor, wie er eine Ovidische Epistel an seine unbekannte niederöstliche Geliebte schreibt, wie er um sie wirbt und sie beschwört, zu kommen, um sich werben zu lassen! Indem ich mich noch an dieser komischen Herzensergießung erfreuete und daran dachte, in welch' hohem Preise die Frauen in diesen Gegenden wohl stehen möchten, verfinsterte sich auf einmal das Fenster und als ich aufsah, gewahrte ich eine Menge schwärzlicher, bemalter, wild

seltsamer Gesichter mit blitzenden Augen und weißen Zähnen, die mich anstarrten. Ich warf schnell das Papier hin und eilte hinaus. Das Vorhaus, der kleine Grasplatz, die Gartenwege waren mit lauter Indianern angefüllt. Die ältern Anführer und Krieger saßen auf dem Boden oder lehnten stillschweigend an den Pfeilern; die jungen Männer, die Frauen und Knaben schlenderten und guckten mit neugierigen, lebhaften Blicken umher. Alle führten sich jedoch vortrefflich auf und ihre tiefen Stimmen sind dem Ohre angenehm. Es waren hauptsächlich Ottawas und Pottowatamier, zwei Stämme, die sich »Brüder« nennen, d. h. auf Verwandtschaft Anspruch machen, gewöhnlich in Verbindung stehen, aber sehr verschieden sind. Die Ottawas sind die civilisirtesten, die Pottowatamier hingegen unter allen See-Stämmen noch die rohesten. Den Ottawa erkannte ich bald an seinem Anstande, an seiner Kleidung und an dem Tuche, das er um den Kopf gebunden — eine Sitte, welche von den ersten französischen Ansiedlern, mit denen dieser Stamm viel Verkehr gehabt hatte, entlehnt ist; der Pottowatamier war an dem rohern Putze seines Anzuges, seiner schlanken Gestalt und einer Art von Prahlerei in seinem Gange zu erkennen. Der Dandyism einiger dieser Pottowatamischen Krieger ist unaussprechlich belustigend und wunderlich; ich fordere ganz Regent-Street und Bond-Street auf, im Selbstverzieren und Selbstgefallen es diesen zuvorzuthun. Einer dieser Aus-

erlesenen, den ich als Beau Brummel unterschied, war dem Schneider nicht sehr verpflichtet, da er weder einen Rock, noch sonst Etwas anhatte, was die Herren gewöhnlich tragen. Dagegen war sein Gesicht sehr künstlich gemalt; der obere Theil desselben war nämlich röthlich, das eine Auge mit einem schwarzen, das andere mit einem weißen Ringel verziert, der untere Theil hellgrün bis auf die Nasenspitze, die ebenfalls röthlich war. Seine Leggings oder Beinbekleidungen (Strümpfe ohne Sohle) waren von rothem Tuch, an den Seiten gestickt und mit Haarbüscheln versehen. Das Band oder Strumpfband, das die Leggings begrenzt, ist jederzeit ein besonderer Putz-Artikel. Die seinigen waren prachtvoll, über und über mit schönen Perlen gestickt; Schnuren und Quasten von den lebhaftesten Farben hingen bis auf die Knöchel herab. Seine Mocassins waren ebenfalls sehr schön aus Stachelschwein-Borsten gearbeitet; er trug silberne Armschienen und Armbänder und um seinen Kopf ein silbernes Band, mit Büscheln blau und roth gefärbter Elendshaare verziert. Vor Allem aber ragte die Adlerfeder in seinem Haar hervor, welche ihn als Krieger bezeichnete. Auch hatte er eine Kopfhaut gewonnen, d. h. seinen Mann erlegt.

Ueber seine Schultern hing eine Decke von scharlachrothem Tuche, sehr lang und weit; er hatte sie ein wenig zurückgeworfen, um seine Brust zu zeigen, auf welche eine große, weiße Hand gemalt war. Unmöglich ist es,

die Art vollkommener Selbstzufriedenheit zu schildern, mit welcher der Jüngling sich brüstete. Als er sah, daß er meine Aufmerksamkeit auf sich zog, näherte er sich und schüttelte mir die Hand, indem er zu wiederholten Malen sagte: Bo-jou! bo-jou! Im Augenblicke drängten sich Andere heran, um mir ebenfalls die Hand zu schütteln oder vielmehr, um sie zu fassen, denn sie schütteln sie nicht, und ich sah mich bald in der Mitte von 30 bis 40 Indianern, die alle ihre Hände herhielten oder die meinigen erfaßten und mit jedem Ausdrucke des Entzückens und der guten Laune ihr »Bo-jou« wiederholten.

Dies mag also genügen; denn ich kann nicht weiter in die Einzelnheiten der Anzüge eingehen; sie waren sehr verschieden und nur wenige so hübsch, als die meines jungen Pottowatamiers. Eines andern jungen Mannes erinnere ich mich noch, der einen gewöhnlichen, schwarzen, mit verschiedenen Silberbändern verzierten Hut aufhatte, um welchen rund herum eine Menge Federn und lange Büschel gefärbter Haare gesteckt waren, so daß sie einen prachtvollen Helm bildeten. Einige trugen das Haar lose und wild in Elfenlocken herumhängend, Andere aber hatten es gekämmt und mit Sorgfalt und Mühe geordnet Die Männer schienen sich im Putze zu überbieten, während keine der Frauen, die ich sah, bemalt war. Ihre Decken waren größtentheils dunkelblau; Einige trugen Perlenschnuren rund um ihren Hals und

silberne Armspangen. Das Haar einiger jungen Frauen war sehr hübsch geordnet, indem es glatt, auf dem Vorderkopfe gescheitelt und hinten in einen Knoten sehr à la Grecque zusammengebunden war. Sie haben, wie mir scheint, allgemein eine starke Abneigung gegen kaltes Wasser.

Heute Morgen wurde hier in Herrn Shoolkrafts Geschäftszimmer eine »Besprechung« gehalten, zu der er mich einlud, um Zeuge des Verfahrens zu sein. Ungefähr zwanzig ihrer vornehmsten Männer, einen ehrwürdigen, alten Häuptling mit eingeschlossen, waren zugegen; die Uebrigen standen draußen, indem sie sich an Thür und Fenster drängten, ohne jedoch zu versuchen, hereinzukommen oder auch nur die geringste Störung zu verursachen. Der alte Häuptling trug eine Menge Wampuas, war aber sonst durch nichts unterschieden, außer durch seinen schönen Kopf und seine scharfen Züge. Sein graues Haar war zurückgestrichen und auf dem Scheitel mit einer einzigen Feder zusammengebunden. Beim Hereinkommen faßten Alle mit ruhigem Lächeln und einem »Bo-jou« meine Hand, auf welches ich »Bo-jou, neeje!« (guten Tag, Freund) erwiederte, wie man mich gelehrt. Sie setzten sich dann auf den Boden im Zimmer herum; Herrn Johnston, Bruder der

Mistreß Shoolkraft, machte den Dolmetscher und die Unterredung begann mit der größten Feierlichkeit.

Nach einigem Flüstern unter einander wandte sich einer ihrer Redner mit großem Nachdruck an Herrn Shoolkraft. Seine Hand ausstreckend und seine Stimme erhebend, fing er an: »Vater! ich bin gekommen, um Euch ein Stück meiner Seele mitzutheilen.« Nachdem er ein paar Sätze vorgebracht, wünschte Herr Shoolkraft, der Dolmetscher möchte ihm sagen, es sei unnütz, über diesen Gegenstand weiter zu sprechen. (So viel ich verstand, betraf der Antrag einige Land-Zahlungen.) Der Redner hielt sogleich inne, stand nach einer Pause auf und nahm mit freundlichem Aussehen Herrn Shoolkrafts Hand, als wollte er ihm zeigen, daß er nicht beleidigt sei. Hierauf erhob sich ein anderer Redner und gab die Ursache ihres Besuches an, nach welcher sie während ihres Aufenthaltes auf der Insel eine Begünstigung an Korn, Salz und Taback zu erhalten wünschten, die ihnen, wie ich vermuthe, auch zugestanden wurde, da sie sich mit anscheinender Zufriedenheit entfernten.

Es war keine einzige Gestalt unter ihnen, die nicht ein Studium für einen Maler gewesen wäre. Wie sehr wünschte ich, eine des Pinsels kundigere Hand zu haben, um einige dieser malerischen Köpfe und Stellungen zu erhaschen! Allein es war Alles so neu — ich war so sehr im Anschauen, Horchen, Beobachten und in mein Bemühen zu verstehen, verloren, daß ich auch nicht eine

einzige Skizze für Sie machen konnte, außer der obigen, die ich Ihnen mit armen, ungeeigneten Worten gegeben.

Die Indianer hier — und neue Haufen kommen beständig an — sind hauptsächlich Ottowas aus Arbre-Croche — östlich vom Michigan-See; Pottowatamier und Winnebagos westlich von demselben; wenige Menomanies und Chippewas von den uns nordwestlich gelegenen Ufern. Der Anlaß zu ihrem Besuche ist bei allen der nämliche. Sie sind auf dem Wege nach den Manitoolin-Inseln, um die Geschenke in Empfang zu nehmen, welche die brittische Regierung alljährlich unter alle die indianischen Stämme vertheilt, die während des amerikanischen Krieges sich friedlich gegen uns bezeigten, sich unsere Bundesgenossen und Kinder nennen, ob sie gleich in den Grenzen eines andern Staates leben. Viele von ihnen machen eine Reise von 500 Meilen, um einige wenige Decken und Kessel zu empfangen; sie schiffen dann längs der Küste, rudern den ganzen Tag, vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne und leben von den Fischen oder dem Wilde, das sie zufällig antreffen und von dem kleinen Vorrathe, den sie bei sich führen und der größtentheils aus getrocknetem Mais und Bärenfett besteht. Einige bleiben auf diesem jährlichen Streifzuge 6 oder mehr Wochen aus, treffen gegen Ende des Septembers bei ihren Jagdgründen wieder ein, wo die

große Jagdzeit beginnt, die während des Octobers und Novembers dauert, und kehren dann in ihre Dörfer und Wintergründe zurück. Dies bezieht sich vornämlich auf die Stämme, die ich hier finde, die Ottawas von Arbre-Croche ausgenommen, die einen großen Landstrich cultiviren, mehr an einem und demselben Orte bleiben und civilisirter sind, als die Indianer der Seen. Beinahe Ein Jahrhundert haben sie unter der Obhut der französischen Jesuiten-Mission gestanden, scheinen aber seit Heinrichs Zeit und seitdem sie von Pontiac organisirt worden sind, nicht sehr vorgeschritten zu sein; damals schon hielt man sie für menschlicher und klüger als die Chippewas und Pottowatamier, auch mehr zum Ackerbau geneigt.

Nach sehr schwülem Wetter hatten wir einen großen Sturm, welcher aus Nordost kam und zum Orkan wurde. Ich saß eben mit meiner irländischen Freundin im Missionshause, und während die kleine Bucht beinahe ruhig lag, in wechselnden Glanz und Schatten, war die ausgedehnte Fläche des Hauptsee's dem Oceane gleich, wenn er zur Wuth gepeitscht wird. Auf der Ostseite der Insel kamen die Wellen »rollend mit Macht« und schleuderten sich im Zorn und Schaum weit über das Land hin. Es war ein prachtvoller Anblick. Beim Nachhausegehen wandelte mich eine Besorgniß an, wie wohl die Wigwam-Niederlassung den Sturm ausgehalten haben möchte

und verwunderte mich, als ich fand, daß wenig oder gar kein Schade geschehen war. Unter freundlichem Kopfnicken und einem »Bo-jou« guckte ich in mehrere und fand die Bewohner wohl geborgen. Hie und da war zwar eine Matte weggewehet worden, aber keine der Stangen war verrückt oder vom Sturme niedergeworfen, was ich ganz gewiß gefürchtet hatte.

Wiewohl dem oberflächlichen Beobachter alle diese Wohnungen als gleich erscheinen, so wurde ich doch in den besondern Einrichtungen gar bald Verschiedenheiten und Abstufungen gewahr, die nach den verschiedenen Bewohnern sehr unterhaltend charakteristisch sind. Eine der Wohnungen, etwas östlich von uns, nenne ich das Chateau. Sie ist geräumiger und höher als die anderen; die Matten, welche sie bedecken, sind weißer und von besserem Gewebe als gewöhnlich; die Decke vor der Thüre neu und rein. Die Bewohner, zehn an der Zahl, sind gut und nett gekleidet, sogar die Frauen und Kinder haben einen Ueberfluß an Zierathen, und was die luftige Wiege des Säuglings betrifft, so gelüstet mich sehr danach, denn sie ist prachtvoll zierlich. Anfangs vermuthete ich, es müsse die Wohnung eines Häuptlings sein, jetzt aber bin ich unterrichtet, daß der Häuptling selten so gut wohnt und gekleidet ist als die Uebrigen, indem es einen Theil seiner Politik ausmacht, jeden unnöthigen Aufwand als Prahlerei zu vermeiden und lieber durch Armuth und Einfachheit in seiner Kleidung und

seinen Besitzthümern Aufsehen zu machen. Der Wigwam gehört einem Ottawa, der wegen seiner Geschicklichkeit auf der Jagd und wegen seiner Enthaltsamkeit von dem »Feuer-Wasser« gerühmt wird. Er ist ein getaufter Katholik, gehört zu der Mission von Arbre Croche und ist als reicher Mann bekannt.

Nicht weit von diesem und beinahe in gleicher Linie mit unserm Hause steht ein anderer Wigwam im elendesten Zustand, die Eigenthümer haben nicht Matten genug, um sich gegen das Wetter zu schützen, und die nackten Pfähle ragen überall durch das durchlöcherte und zerschlitzte Lumpenwerk hervor.

Man sieht die Frau mit ihrem langen vernachlässigten Haar niedergeschlagen immer über der Asche ihres Feuers kauern, wie in düstere Träume verloren. Zwei nackte Kinder klettern unter den Kieselsteinen am Ufer umher. Der Mann, in eine zerlumpte, schmutzige Decke eingehüllt, ohne alle Zierathen, ist das Bild roher Traurigkeit und Wildheit. Ich stellte hier die beiden Extreme auf und zwischen diesen finden sich viele Abstufungen von Behaglichkeit, Ordnung und Wohlhabenheit. Ein Indianer ist unter seines Gleichen geachtet in dem Grade, als seine Frau und Kinder fett und wohlgenährt sind, denn dies gilt als Beweis seiner Herzhaftigkeit, seiner glücklichen Bemühungen als Jäger und der daraus folgenden Reichthümer.

Ich schlenderte heute Abend gegen Sonnen-Untergang vor der Gartenthür umher, um die schönen Wirkungen zu betrachten, die der Sturm von heute Morgen am Himmel und auf dem See zurückgelassen. Ich hörte den Schall der indianischen Trommel mit dem Geschrei, dem Jauchzen und Kreischen der betrunkenen Wilden, die am vordern Ende des Dorfes Whisky tranken, als in demselben Augenblicke ein Mann langsam daher geschritten kam, den ich als einen der Ottawa-Häuptlinge erkannte, der oft meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Sein Name ist Kim-e-wun, welches »der Regen« oder vielmehr »es regnet« bedeutet. Er stand nun vor mir, — eine der edelsten Gestalten, die ich je sah, sechs Fuß hoch, aufrecht, wie eine Fichte des Waldes. Ein rothes und grünes Tuch war mit großer Zierlichkeit um seinen Kopf geschlungen und auf der Stirn an den zwei hervorstehenden Zipfeln zusammengeknüpft; sein schwarzes Haar fiel aus demselben und seine kleinen, schwarzen, durchdringenden Augen schimmerten durch das Ganze gleich Sternen, welche durch Donner-Wolken glänzen. Seine weite Decke war über die Schultern geworfen und unter seinen rechten Arm genommen, so daß dieser frei und bloß war; ein Bildhauer würde die Anordnung der ganzen Draperie haben beneiden können — so glücklich, so anmuthig war sie. Er stand in einer überlegenden Stellung, sichtbar unentschlossen, ob er sich seinen trunkenen Gefährten und ihrer

Schwelgerei zugesellen, oder gleich einem weisen Manne zu seiner Hütte und Matte umkehren solle. Er ging ein paar Schritte vorwärts, — stand still und horchte — dann wandte er wieder um. Ich zog mich ein wenig in die Thür zurück, um ungesehen den Ausgang dieses Kampfes zu beobachten. Ach! er war bald entschieden — die traurige Versuchung siegte über die bessern Gedanken. Er zog auf einmal seine Decke über sich und schritt auf das Dorf zu, mit einer Art Trotz einherschreitend, mit einem Gange, der einem Fürsten geziemt hätte.

Als ich nach Hause kam, erwähnte ich diese Scene gegen Herrn und Mistreß Shoolkraft, wie ich bei Allem thue, was mir auffällt, um aus ihren Bemerkungen und Erklärungen Nutzen zu ziehen. Herr Shoolkraft erzählte mir hierauf folgende lächerliche Anecdote:

Ein ausgezeichneter Pottowatamischer Krieger kam zu dem indianischen Agent von Chippewa und sagte ihm: er sei ein guter Mensch, ein sehr guter Mensch — ein guter Freund der langen Messer (der Amerikaner), und forderte einen Schluck Whisky. Der Agent erwiederte, daß er guten Männern nie Whisky gebe — daß gute Männer nie Whisky forderten und nie welchen tränken; nur schlechte Indianer forderten dergleichen und tränken ihn gern. »Dann« entgegnete der Indianer rasch in seinem gebrochenen Englisch, »ich verdammter Schurke bin.«

Das Gelag dauerte weit in die Nacht hinein, denn ich hörte das wilde Kreischen und Jauchzen noch lange, nachdem ich zur Ruhe gegangen war. Ich kann nun begreifen, wie schauerlich es sein muß, dieses gällende fortgesetzte Geschrei, was ich mit keinem Tone, den ich je zuvor in meinem Leben vernommen, vergleichen kann, im einsamen Walde zu hören, wo es der sichere Vorbote des Todes ist!

Wenn ich die Zahl der Wilden und ihre übermäßige Trunkenheit bedenke, so setzt es mich in Verwunderung, daß kein Unfug, kein Streit vorfällt, keine Räubereien begangen werden und daß um mich her das Gefühl vollkommener Sicherheit ist. Man sagt mir, die Frauen hätten ihren Männern die Messer und Tomahawks weggenommen und sie versteckt, — was sehr klug ist. Es sind jetzt ungefähr 1200 Indianer hier. Das Fort ist leer — da man die Garnison als unnöthig herausgezogen und vielleicht sind nicht hundert weiße Männer auf der Insel — ein ziemlich unverhältnißmäßiger Abstand! Und dann das fürchterliche Michilimackinac, völlig sichtbar mit all' seinen gräßlichen, mörderischen Ideen-Verbindungen *)! Glauben Sie aber nicht einen Au-

*) Michilimackinac war eines der Forts, welche die Indianer beim Ausbruch des Pontiacschen Krieges überfielen, bei welcher Gelegenheit siebenzig brittische Soldaten mit ihren Officieren gemordet und scalpirt wur-

gendlick, daß ich Furcht empfinde oder den geringsten Zweifel an unserer Sicherheit hege; bloß eine Art von Schauder kommt über mich, welcher den Genuß noch erhöhet, den ich in diesen wilden Auftritten habe — ein Schauder, wie man ihn nach einer überstandenen Gefahr empfindet, wie ich ihn empfand, als ich mich über die Wasserfälle des Niagara bog.

Die Indianer haben, wie es scheint, keinen Begriff davon, ihre Kinder zu bessern oder einzuschränken; körperliche Züchtigung ist bei ihnen etwas Unerhörtes. So lange ein Kind noch keinen Verstand habe, sagen sie, sei es unnüs, dasselbe zu strafen, und wenn es alt genug zum Verstehen sei, so habe Niemand mehr das Recht dazu. So wächst das bestimmte eingeborene Gefühl persönlicher Unabhängigkeit bei den Indianern von ihrer frühesten Kindheit an auf. Der Wille eines indianischen Kindes ist nicht beschränkt: es hat nichts zu lernen, als was es rund um sich her thun sieht, und lernt dies durch Nachahmung. Ich höre kein Schelten, keinen Laut des Befehlens oder Tadelns und sehe gleichwohl keine übeln Folgen dieses milden Systems, denn die all-

---

den. Mr. Henry giebt in wenig Worten eine sehr lebhafte Beschreibung dieser Schreckensscenen. Er war zugegen, und entkam nur durch die Freundschaft eines Indianers (Wa-wa-tam), welcher zufolge eines Traumes, den er in früher Jugend gehabt, ihn als Bruder adoptirt hatte.

gemeine Ehrfurcht und Zuneigung der Kinder gegen ihre Eltern ist entzückend, wo kein Gehorsam gefordert wird, da kann es keine Auflehnung geben; sie träumen von keiner, und Alle leben in Frieden unter dem nämlichen Wigwam.

Während ich unter ihnen herumschlendere, bemerke ich, daß sie selten ihre Stimme erheben und sie sprechen gewisse Worte viel sanfter aus, als wir sie schreiben. Wigwam, ein Haus, sprechen sie wie-ga-waam aus; Mocassin, ein Schuh mock-a-zien; Manito, Geist, ma-nie-do, indem sie die Selbstlaute verlängern und die Sylben mit dem Laute h mildern. O-jib-wa ist eigentlich O-jib-wày; abbin-no-jee ist ein kleines Kind. Die Aussprache der Frauen ist besonders weich, mit einer Art klagender Modulation, die mich an das Recitativ erinnert. Ihr tiefes Lachen ist ganz musikalisch und hat etwas Kindliches in sich. Zuweilen höre ich sie singen; die Weise ist gewöhnlich im Molltone, kann aber nicht dazu kommen, eine einzige Melodie zu entdecken oder ganz zu behalten. Gleichwohl bin ich darauf gestellt, Ihnen einen indianischen Gesang mitzubringen, wenn ich einen auftreiben kann.

Im Jahre 1823 wurde hier zur Bekehrung der Indianer, zur Erziehung derselben und der Kinder gemischter Abkunft eine Mission errichtet. Ein großes Mis-

sions- und Schulhaus und eine nette kleine Kirche wurden erbauet *). Diejenigen, welche sich für die Indianer interessirten, unterhielten die lebhaftesten Erwartungen über den Erfolg des Unternehmens. Jetzt aber werden die ausgebreiteten Gebäude des Missionshauses bloß als Waarenlager oder als Wohnungen benutzt, und sollte Mackinaw ein Versammlungsort werden, so wird es sich wahrscheinlich in ein fashionables Wirthshaus verwandeln **). Die Mission selbst ist weiter westwärts

*) Im Jahr 1828 schätzte Major Anderson, unser Agent bei den Indianern, die Zahl der canadischen Männer mit Inbegriff derer von gemischter Abkunft, welche indianische Frauen geheirathet haben, und an den nördlichen Ufern des Huron-Sees und in der Umgegend von Michilimackinac wohnen, auf neunhundert.

**) Vor mir liegen die Nachfragen des Bischofs von Ober-Canada, M'Donell, im Jahre 1828, nebst der Beantwortung von Seiten unseres indianischen Agenten, Major Anderson, welcher während mehreren Jahren im indianischen Departement angestellt war und die letzten dreißig Jahre seines Lebens im Verkehr mit den Stämmen am Huron-See zubrachte. Dieser sagt, indem er von der Missionsniederlassung in Mackinaw spricht, »daß dieselbe große Aufregung unter den Indianern veranlaßt hat, daß 120, sowohl Halbblutgeborne als auch Indianer, gegenwärtig unterrichtet werden, und er glaubt, daß wenn man eine gleiche Niederlassung in den Drummondsinseln errichtete (welche damals im Besitz der Engländer waren), die Indianer schaarenweise hinziehen würden. Er fügt hinzu, man sei überzeugt

untergebracht, irgendwo in der Nähe der grünen Bai am Michigansee, und wenn sie durch den vordringenden Strom der weißen Civilisation eingeholt wird, was bei der Ansteckung, die sie mit sich führet, keinem Zweifel unterliegt, so muß sie sich noch weiter zurückziehen.

Was die Missionskirche betrifft, so ist sie eine Zeitlang unbenutzt geblieben, da die französischen Canadier der Insel und die von gemischter Abkunft meistentheils römisch-katholisch sind. Heute aber wurde durch den Bischof von Michigan vor einer Gemeinde von ungefähr zwanzig Personen Gottesdienst darin gehalten. Rund um die offenstehende Kirchthür hatten sich Indianer, besonders Frauen, versammelt; einige wenige kamen herein und lehnten sich in ihren um sich geschlagenen Decken an die Kirchstühle, stumm, still, ehrerbietig, aufmerksam.

Unmittelbar vor mir saß ein Mann, der plötzlich meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war ein In-

---

gewesen, daß das Missionshaus zu Mackinaw geräumig genug sei, um alle Diejenigen aufzunehmen, welche sich in den nächsten Jahren zum Unterricht einstellen würden; doch so groß ist die Sehnsucht nach Belehrung, daß das Haus ganz angefüllt ist und noch wenigstens funfzig Indianer aus Prairie du chien, Greenbai und vom Superior-See um Einlaß gebeten haben, ohne denselben, wegen Mangel an Gelaß, erhalten zu können.« Dieses also beschriebene Haus steht jetzt leer.

dianer, sichtlich von ungemischtem Blute, obgleich er ein langes Deckenkleid und einen anständigen, aber alten Hut trug. Während des ganzen Gottesdienstes waren seine Augen mit leidenschaftlich durchdringendem Staunen auf die des Bischofs gerichtet; nicht einen Augenblick wendete er sie ab; er schien jedes Wort, sowohl der Handlung als des Gebets, zu verschlingen und durch das Arbeiten seiner Gesichtszüge vermuthete ich, daß ein starker Eindruck dadurch hervorgebracht wurde — es war der wahre Enthusiasmus der Andacht — und sonderbar klingt es, wenn ich sagen muß, — er verstand kein einziges Wort. Als ich nachforschte, wodurch seine Aufmerksamkeit so gespannt sei, sagte man mir »durch die Gewalt des Glaubens.« Ich habe die Geschichte dieses Mannes, den ich öfters sehe, von Herrn Shoolkraft. Sein Name ist Chusko. Er war ehemals ein ausgezeichneter Mann in seinem Stamme, als Diener dar Meta und des Wabeno, d. h. als Arzt und Beschwörer, und nicht weniger berühmt wegen seines Hanges zum Whisky-Trinken. Seine Frau, die von einem der Missionaire bekehrt worden war, bekehrte ihren Mann. Er hatte ihrem Predigen und Zureden lange widerstanden, als er endlich eines Tages, wo sie auf einer Insel Ahornzucker mit einander bereiteten, plötzlich in Agonie verfiel, als sei er von einem bösen Geiste besessen, und von diesem Augenblicke an keine Ruhe hatte, bis er getauft und in die christliche Kirche

aufgenommen worden war. Von dieser Zeit an vermied er den Trunk und übergab seinen Medicin-Sack, Manitos und die Werkzeuge der Zauberei in die Hände des Herrn Shoolkraft. Späterhin zeigte er keine Abneigung, von der Gewalt der Künste, die er ausgeübt, zu sprechen. Er gab nicht zu, daß dieselben bloß List und Betrug gewesen, sondern blieb dabei, daß er im Stande gewesen sei, gewisse Curen auszuüben, oder besondere zauberhafte Operationen durch den unmittelbaren Einfluß des bösen Geistes, d. i. des Teufels, zu machen, der nun, seitdem er ein Christ geworden, von ihm gewichen sei und ihn ruhig lasse. Ich war etwas überrascht, im Laufe dieser Mittheilung zu finden, daß es wohl erzogene und verständige Leute giebt, die eben so wenig an diesem satanischen Einflusse zweifelten, als der arme Indianer selbst.

Chusco hatte die letzten sieben Jahre keine spirituösen Getränke genossen und ist seit seiner Bekehrung auf dem Zuckerfelde seiner christlichen Ueberzeugung treu geblieben. Er ist jetzt zwischen sechzig und siebenzig Jahre, mit einem Ausdrucke, der eher mild und einfältig, als klug ist. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Männer, welche unter den Indianern die Medicin ausüben, ein großes Geheimniß aus ihrer Kunst machen, so wie aus den Kräutern und geheimen Arzeneien, die sie gewöhnlich gebrauchen, und es wäre zu wünschen, einer dieser Medicin-Männer möchte da-

hin gebracht werden können, einige ihrer Arcana zu entdecken, da über die Wirksamkeit derselben, die Gaukeleien abgerechnet, unter denen sie ausgeübt werden, kein Zweifel sein kann.

Wir haben einige sehr angenehme Fahrten über diese liebliche kleine Insel gemacht und sie in verschiedenen Richtungen durchkreuzt. Sie ist nur drei Meilen lang aber wunderbar schön. Es wächst hier kein dickes oder hohes Bauholz, wohl aber eine reiche Abwechselung von niedern, dichtbelaubten Hainen, grünen Alleen und buschigen Thälern. An der östlichen Küste ist ein natürlicher Bogen oder eine Brücke, wo die Gewässer des See's den Felsen durchbrochen und ein Fragment übrig gelassen haben, das sich über eine Tiefe von 200 Fuß erhebt. Erdbeeren, Himbeeren, Heidelbeeren und Kirschen wuchsen überall wild und im Ueberfluß. Die ganze Insel hat, in einiger Entfernung gesehen, die Gestalt einer auf dem Wasser schlafenden Schildkröte. Daher ihre indische Benennung: Michilimackinac, was »die große Schildkröte« bedeutet. Der nämliche Name wird auch einem Geiste von großer Macht und Gewalt gegeben, „einem Geiste, der nie lügt,“ den die Indianer anrufen, vor jeder wichtigen und gefahrvollen Unternehmung zu Rathe ziehen, und dem, wie ich vermuthe, diese Insel besonders ge-

widmet ist. Jedenfalls hat diese seit undenklichen Zeiten überhaupt für einen Platz von Wichtigkeit und Heiligkeit unter den Indianern gegolten. Ihre Geschichte kann, so weit Europäer dabei betheiligt sind, in wenigen Worten erzählt werden.

Nach der Zerstörung des Fort Michilimackinac und der Niedermetzelung der Garnison im Jahre 1763 verließen die Engländer dasselbe und den Handelsplatz dieser Insel, welche lange ein Platz von großer Wichtigkeit blieb. Im Jahre 1796 wurde sie mit dem ganzen Gebiete von Michigan an die vereinigten Staaten abgetreten; das Fort wurde verstärkt und eine Garnison von der Armee des General Wayne hineingelegt. In dem Kriege von 1813 wurde es von den Britten genommen und mit einer Garnison besetzt, welche diesen Punkt noch mehr befestigte. Die Amerikaner waren von seiner Wichtigkeit so sehr überzeugt, daß sie im Jahre 1814 eine kostspielige Expedition ausrüsteten, um es wieder zu nehmen, wurden aber mit dem Verluste einer ihrer bravsten Anführer und einer großen Anzahl ihrer Mannschaft zurückgeschlagen und gezwungen, sich auf ihre Schiffe zurückzuziehen. Hierauf blieb Michilimackinac im Besitz der Britten, bis es beim Frieden, man weiß kaum warum, an die Amerikaner wieder ruhig abgetreten wurde, in deren Händen es noch jetzt ist. Da die Garnison im tiefen Frieden unnöthig er-

schien, so wurde sie herausgezogen, das hübsche kleine Fort aber ist geblieben.

Wir fuhren heute aus, um eine Stelle von romantischem Interesse aus dem Leben Henry's zu besuchen, die Höhle nehmlich, in welche er nach dem Gemetzel zu Michilimackinac durch seinen angenommenen Bruder Wa-wa-tam versteckt worden war, um nicht, gleich einigen seiner unglücklichen Gefährten, zu einem »Gericht englischer Brühe« gemacht zu werden. Er beschreibt die Art, auf welche er zur Abendzeit hierher gebracht worden; wie er in ihre hinterste Vertiefung gekrochen und in Schlaf verfallen sei, und beim Erwachen am Morgen sich auf einem Haufen menschlicher Schädel liegend gefunden habe. Henry meint, diese Höhle sei ehemals ein Behälter für die Gebeine der Gefangenen, welche bei Kriegsfesten geopfert und verschlungen wurden, gewesen. »Ich habe immer bemerkt,« setzt er hinzu, »daß die Indianer den Gebeinen der Geopferten eine besondere Aufmerksamkeit widmen, indem sie dieselben unzerbrochen erhalten und sie an irgend einer Stelle aufheben, die ausschließlich zu diesem Zwecke bestimmt ist.« Die Höhle eignet sich vortrefflich zu einem Versteck, da der Eingang in den Felsen hoch über der Bodenfläche liegt und durch das reiche Laub der Gebüsche und des Unterholzes beinahe ganz

verborgen ist. Man nennt sie noch immer »die Schädelhöhle;« alle Gebeine sind jedoch weggeschafft und auf einem kleinen, wüsten, malerischen Kirchhofe dicht daran beerdigt worden. Dieser Fels ist der Höhepunkt der Insel, von dem die Aussicht über die benachbarten Inseln, das Festland, die zwei Vorgebirge von Michilimackinac und St. Ignaz und über die Meerengen zwischen ihnen, im Glanze der Abendsonne gesehen, ein unvergleichlich schönes Panorama gewährt.

Kurz dies ist ein Bijou einer Insel! — ein kleines Stück Feenland ganz so, wie es einige unserer Amateur-Reisenden gern in die Tasche steckten und damit fortliefen (wenn sie könnten), und es gern niedersetzten inmitten ihrer Fischteiche — Schädelhöhle, Wigwams, Indianer und Alles. Manche Leute mögen hier den nicht ganz unbegründeten Einwand machen, daß verschiedene Leckereien und gewisse Dinge, die als Nothwendigkeiten des Lebens betrachtet werden, selten ihren Weg hierher finden; Fleisch ist sehr rar, nicht oft gesehen; Federvieh aber, wildes Geflügel, vortrefflicher Fisch — wie Weißfisch, Seebarsch, Zander, Stör, Seeforellen — sind im Ueberfluß vorhanden. Diese machen, auf verschiedene Art mit Korn und Buchweizenkuchen zubereitet, die gewöhnliche Nahrung aus; man kann keine bessere wünschen. Was den Weißfisch betrifft, so habe ich in Rücksicht der Zartheit und des Wohlgeschmackes nie etwas Aehnliches gekostet.

Die angenehmsten und nützlichsten Stunden, die ich hier verlebe, sind die, welche ich in Gesellschaft der Mrs. Shoolkraft zubringe. Ihre natürliche Freiheit und Einfachheit, und ihr angeborener Geschmack für die Literatur sind reizend; die außerordentliche Zartheit ihrer Gesundheit und die Prüfungen, die sie zu bestehen hat, nehmen mein ganzes weibliches Mitgefühl in Anspruch. Wenn ich mich mit ihr unterhalte, so steigen neue Gedanken über den indianischen Charakter in mir auf; neue Quellen der Belehrung öffnen sich mir, wie sie Wenigen zu Theil werden und die ich dankbar würdige. Sie ist auf ihre indianische Abkunft stolz, sie nimmt enthusiastischen, aufgeklärten Antheil an der Wohlfahrt ihres Volkes und an seiner Bekehrung zum Christenthume, da sie selbst ungekünstelt fromm ist. In ihrer Stimme ist Melancholie und Mitleiden, wenn sie von demselben spricht, als wenn sie es wirklich für ein verurtheiltes Geschlecht betrachtete. Wir unterhielten uns heute von ihrem Großvater Waub-Ojeeg (dem Weißfischer), einem ausgezeichneten Chippewa-Häuptlinge und Krieger, von dessen Leben und Thaten sie mir einige zusammenhängende Nachrichten zu geben versprochen hat. Von ihrer Mutter O-shah-gush-koda-wa-qua spricht sie mit zärtlicher und sogar sehnsüchtiger Neigung, als wenn der Anblick dieser geliebten Mutter hinreichend wäre, ihr Gesundheit und Kraft wiederzugeben. »Ich würde wohl sein, wenn ich meine

Mutter sehen könnte,« scheint ihre vorherrschende Empfindung zu sein. Nirgends ist die natürliche Zuneigung zwischen Eltern und Kindern so stark, so tief und heilig als unter diesem Volke.

Ich erinnerte mich, vor einigen Jahren auf eine sonderbare Geschichte eines nordwestlichen indianischen Jägers gestoßen zu sein, der nach dem plötzlichen Tode seiner Frau sein überlebendes Kind gesäugt hat. Ich fragte Mrs. Shoolkraft, ob dies wohl wahr sein könne? Sie antwortete, der Mann gehöre zu ihrem Volke, unter welchem man diese Thatsache nicht bezweifle. Ihre Mutter habe sich erinnert, den Mann einige Jahre nach diesem Ereigniß gesehen zu haben, wo an seiner Brust noch etwas von der vollen weiblichen Form übrig gewesen sei. Dies ist ein sehr wunderliches Zeugniß. Ich kann mich nicht erinnern, durch wen diese Anecdote zuerst nach Europa kam; sie erregte aber so viel Aufmerksamkeit und Wortwechsel unter unsern wissenschaftlichen und ärztlichen Männern, daß sie sich ihrer vermuthlich noch erinnern werden.

Ehelosigkeit ist unter den Indianern beider Geschlechter beinahe etwas Ungekanntes, eben so selten aber auch lasterhaftes Uebermaaß. Ich hörte ein Beispiel von einer Frau, die aus Wahl und nicht aus Zufall oder Nothwendigkeit unverheirathet geblieben war. In Folge eines Traumes in früherer Jugend (die Indianer sind große Träumer) sah sie nicht nur die Sonne

als ihren Manito oder Schutzgeist an, sondern betrachtete sich auch hauptsächlich dem Lichtkörper gewidmet, oder in der That verheirathet. Sie lebte allein; hatte sich einen Wigwam erbauet, der außerordentlich nett und bequem war. Sie wußte mit einer Büchse umzugehen und zu jagen, und versorgte sich mit Nahrung und Kleidung. Sie hatte sich ein grobes Bild von der Sonne geschnitzt und es in ihrer Wohnung aufgestellt. Des Mannes Platz, die beste Matte und ein Theil Nahrung wurden diesem Bilde immer gewidmet. Sie wurde sehr alt; Niemand mischte sich jemals in ihre Lebensweise, denn dies wäre den indianischen Begriffen von individueller Freiheit ganz entgegen gewesen. Gesetzt, die arme Frau wäre nach unsern europäischen Begriffen körperlich oder metaphorisch am Pfahle verbrannt, oder aus dem Bezirke des Dorfes gejagt worden, weil sie gegen das Gesetz der Gewohnheit handelte, sicherlich wäre dann unter dem Volke der Chippewas sogleich eine neue weibliche Secte, ein neuer Orden, Sonnenfrauen und Chippewas-Vestalinnen entstanden; dies weise Volk aber vertraute der Natur und dem gesunden Menschenverstande. Der Fall wurde scheinbar nicht allgemein bewundert und fand keine Nachahmer.

Ihre Gesetze oder vielmehr ihre Gebräuche befehlen gewisse Tugenden und Ausübungen, als: Wahrheit, Enthaltsamkeit, Muth, Gastfreundschaft; aber verbietende Gesetze haben sie, so viel ich vernehmen konnte,

gar nicht In dieſer Hinſicht hat ihr moraliſcher Codex etwas von dem Geiſte des Chriſtenthums, im Gegenſatze zu der hebräiſchen Erlaſſung. Vielweiberei iſt erlaubt, aber nicht gewöhnlich; die zweite Frau iſt der erſten untergeordnet; ſie bleibt Herrin des Haushaltes, ſelbſt wenn die jüngere die begünſtigtere wäre. Eiferſucht iſt aber eine ſtarke Leidenſchaft unter ihnen. Man weiß nicht nur, daß ein Mann ſeine Frau ermordete, da er gegen ihre Treue mißtrauiſch war, ſondern Herr Shoolkraft erwähnte ſogar das Beiſpiel einer Frau, die in einem Anfalle von Eiferſucht ihren Mann erſtochen hatte. Dieſe Extreme ſind jedoch ſelten.

Vor einiger Zeit faßte ein junges Chippewa-Mädchen eine heftige Neigung für einen Jäger eines andern Stammes, und folgte ihm von ſeinem Winterjagdgrunde nach ſeinem Dorfe. Er war bereits verheirathet, und die Frau, die nicht geneigt war, eine Nebenbuhlerin zuzulaſſen, jagte die liebeskranke Dame fort und behandelte ſie höchſt unwürdig. Das Mädchen, in Verzweiflung, bot ſich der Frau als Sclavin an, um Holz und Waſſer zu tragen, zu ihren Füßen zu liegen, — Alles, um nur in der nämlichen Wohnung zu ſein und den Gegenſtand ihrer Zuneigung ſehen zu können. Endlich gelang es ihr. — Nach dem indianiſchen Gebrauche wurde ſie dadurch, daß ſie den nämlichen Wigwam bewohnte, ebenfalls die Frau des Mannes, ſie verzichtete indeß, anſcheinend zufrieden, auf alle Privile-

gien und Ehren einer Frau. Mit geduldiger Ergebung ertrug sie mehrere Monate jede Art übler Behandlung und Grausamkeit der ersten Frau, bis es diese zuletzt nicht mehr über sich gewinnen konnte, auch nur die Gegenwart einer Nebenbuhlerin zu ertragen, die Gelegenheit wahrnahm und ihr, als sie mit einer Bürde Brennholz in den Wigwam trat, mit dem Tomahawk ihres Mannes den Schädel spaltete.

»Und erlaubte der Mann dies Alles?« war die natürliche Frage. Die Antwort war merkwürdig: »was konnte er thun? Er konnte es nicht hindern; eine Frau ist jederzeit allmächtige Gebieterin in ihrem eigenen Wigwam.« Kurz, der Mord wurde nicht bestraft. Da das arme Opfer von einem entfernten Stamme geflohen war, so hatte sie hier keine Anverwandten, die da hätten Rache nehmen oder Gerechtigkeit üben können, und weiter ging es Niemand etwas an. Sie liegt nicht weit von der Sault St. Maria begraben, wo die Mörderin und ihr Mann noch leben.

Frauen sterben zuweilen aus Gram über den Verlust eines Mannes oder Kindes, und es hat Männer gegeben, die sich auf dem Grabe eines geliebten Weibes todtgehungert haben, man weiß aber auch von Männern, die ihre Frauen gegen Waaren und Whisky an Kaufleute abtraten. Dies wird indeß, obgleich durch kein Gesetz verboten, für unanständig gehalten, oder, wie

mein Berichterstatter sagte, »nur schlechte Indianer thun dies.«

Nach Allem, was ich sehe und höre, zweifle ich, daß die indianische Squaw —, diese gänzliche Sclavin, dieses Lastthier, ein Nichts in der Gemeinschaft sei, wie man es beschrieben. In ihrer Wohnung ist sie despotisch, und Alles, was diese enthält, gehört ihr zu; sogar über das Wild, das ihr Mann erlegt, hat sie ohne allen Widerstreit zu verfügen. Gefällt ihr ihr Mann nicht, so schilt und pufft sie ihn sogar, und es ist im höchsten Grade unmännlich, ihr zu widersprechen oder sie zu schlagen. Ich habe hier eine Frau ihren Mann schelten und auszanken, ihn auf eine Weise bei den Haaren packen sehen, die dem civilisirten Billingsgate oder dem christlichen St. Giles sehr gemäß gewesen wäre — und den Tag darauf bemerkte ich das nämliche Paar an der sonnigen Seite ihres Wigwams liebend neben einander sitzen, sie hinter ihm knieend, und ihm das Haar kämmend und ordnend, das sie ihm den Tag zuvor ausgerissen, gerade die nämliche Gruppe, die ich mich, mit sehr geringem sichtbaren Unterschied in der Tracht und Hautfarbe, in Neapel oder der Campagna di Roma gesehen zu haben erinnere.

Es giebt hier kein Gesetz gegen das Heirathen unter nahen Verwandten; jedoch wird dies immer vermieden; es ist ihren Sitten entgegen; Geschwisterkinder sogar heirathen sich nicht. Die Bande des Blutes scheinen

als stärker betrachtet zu werden, als die der Ehe. Eine Frau erachtet sich mehr ihren Anverwandten, als ihrem Manne und seinen Verwandten angehörig. Trotz dem, trotz der Scheidung ohne alle Umstände, ist eine Trennung zwischen Mann und Frau doch sehr selten. Ein Paar wird sich sein ganzes Leben hindurch »den ganzen Tag streiten und wieder versöhnen«, ohne zum Scheiden seine Zuflucht zu nehmen. Wenn ein Mann seine Frau aus Mißfallen, aus Ueberdruß oder irgend einer andern Ursache wegschickt, so geht sie zu ihren Verwandten zurück und nimmt beständig ihre Kinder mit sich. Nach dem indianischen Gesetze hat die Mutter ein Recht über ihre Nachkommenschaft, das nie aufgehoben werden kann, oder vielmehr der entgegengesetzte Begriff scheint ihnen nie in den Sinn gekommen zu sein. Eine Wittwe bleibt nach dem Tode ihres Mannes den Angehörigen desselben zwei Jahre unterworfen. Dies ist die schickliche Trauerzeit. Nach Verlauf dieser zwei Jahre giebt sie einige Geschenke, die sie von ihrem verstorbenen Manne erhalten, zurück, kehrt zu ihren Verwandten heim und darf sich wieder verheirathen.

Sie werden begreifen, daß diese Einzelnheiten, so wie andere, die ich etwa noch gebe, sich auf die Chippewas und Ottawas beziehen, in deren Mitte ich jetzt verweile. Andere Stämme haben wieder andere Gebräuche. Ich spreche nur von denen, die zu meiner unmittelbaren Anschauung und Bemerkung kommen.

Während des letzten amerikanischen Krieges von 1813 nahm die junge Wittwe eines Häuptlings, der in der Schlacht geblieben war, die Waffen, Zierathen, Wampum, die Schaumünze ihres Mannes und zog mit mehreren Kriegshaufen aus, unter denen sie sich durch ihre Thaten auszeichnete. Mrs. Shoolkraft sah als Mädchen von elf bis zwölf Jahren diese Frau, als sie zu dem commandirenden Officier nach Fort Mackinaw geführt wurde und hat noch eine lebhafte Erinnerung an ihre Erscheinung und an das Interesse, das sie erregte. Sie war nicht groß, dünn und zart von Gestalt, wie die meisten Squaws — mit reichen Zierden bedeckt, mit silbernen Armspangen, dem Scalpier-Messer, der Tasche, den Schaumünzen, Tomahawk, überhaupt mit allen Abzeichen eines indianischen Kriegers, bis auf die Kriegs-Malerei und die Federn. In dem Zimmer hing ein großer Spiegel, in welchem sie sich mit sichtlicher Bewunderung und Entzücken beschauete, indem sie sich immer und immer vor demselben herumdrehete und triumphirend lachte. Man lud sie, vielleicht aus Scherz, ein, an dem Officierstische mitzuspeisen. Sie betrug sich aber mit so viel Schicklichkeit und Anstand, so daß sie mit aller Ehre und Achtung und mit hübschen Geschenken entlassen wurde. Was nachher aus ihr geworden, konnte ich nicht erfahren.

Heldenmüthige Frauen sind unter den Indianern ziemlich häufig, das heißt, Frauen, die tapfer leiden —

tapfer sterben können; aber Amazonen, weibliche Amateur-Krieger sind sehr selten; ich hörte nur dies einzige Beispiel. Im Allgemeinen geben mir die Squaws den Eindruck außerordentlicher weiblicher Zartheit und Bescheidenheit und der unterwürfigsten Sanftmuth. Weibliche Häuptlinge sind indeß in der Geschichte der Indianer nicht unbekannt. Zur Zeit der ersten Ansiedler gab es eine berühmte Squaw-Sachem oder Häuptling. Der gegenwärtige Hauptanführer der Ottawas, ein sehr schöner alter Mann, folgte einer Frau, von der man sagt, daß sie zu seinen Gunsten abdankte.

Sogar die bestehende Regel oder Sitte, daß Frauen nie zu Berathungen zugelassen werden, ist umgangen worden. Bei dem Vertrage von Butte des Morts im Jahre 1827*) erschien eine alte Chippewa, die Frau eines sehr alten Häuptlings, anstatt ihres Mannes, trug seine Medaille und vertrat völlig seine Stelle. Die amerikanischen Bevollmächtigten behandelten sie mit besonderer Ehrfurcht und Auszeichnung und machten ihr reiche Geschenke an Tuch, Zierathen, Taback u. s. w. Bei der Rückkehr nach ihrem Dorfe wurde sie überfal-

*) Dieses war ein Vertrag, den das amerikanische Gouvernement schloß, zur Festsetzung der Grenzlinie zwischen den Ländereien der Menomonies und Chippewas, welche früher durch gegenseitige Feindseligkeiten die Grenzen beunruhigt hatten.

len und von einem Haufen Menomonies getödtet. Das nächste Jahr nahm man zwei Menomonie-Frauen gefangen, die von den Chippewas getödtet wurden; dies ist das indianische Gesetz der Wiedervergeltung.

Die Sprache, welche rings um mich her gesprochen wird, ist die Chippewa-Sprache, die mit Veränderungen gleichfalls die Ottawas, die Pottowatamies, die Missasaguas sprechen; sie ist über die ganze Gegend der Seen, über eine Bevölkerung von ungefähr 70,000 Menschen verbreitet. Sie ist in diesen Gegenden das, was die französische in Europa, die Sprache des Handels und der Diplomatie, auch von den Stämmen verstanden und gesprochen, bei denen sie nicht einheimisch ist. In dieser Sprache spricht Mrs. Shoolkraft gewöhnlich mit ihren Kindern und ihrem indianischen Gesinde. Sie ist mit ihren sanften Beugungen und verlängerten Selbstlautern für das Ohr sehr wohlklingend, in ihren Bedeutungen sehr zusammengesetzt und künstlich und strengen grammatischen Regeln unterworfen. Dies scheint mir sehr merkwürdig für eine ungeschriebene Sprache, denn sie hat kein Alphabet. Die umständlichen Einzelheiten habe ich von Herrn Shoolkraft, der die Chippewa-Sprache und das, was er nicht ohne Grund die Philosophie ihrer Syntax nennt, gründlich studirt hat.

Die große Eintheilung aller Wörter und der durchgreifende Grundsatz der Sprache ist die Unterscheidung der Gegenstände in belebte und unbelebte; nicht nur Nennwörter, sondern auch Eigenschaftswörter, Zeitwörter, Fürwörter richten sich nach diesem Grundsatze. Die Eintheilung scheint jedoch eben so willkürlich, als die der männlichen und weiblichen Nennwörter in einigen europäischen Sprachen. Bäume z. B. gehören zu dem belebten Geschlechte; die Sonne, der Mond, der Donner und Blitz, eine Pfeife, ein Wasserfall sind alle belebten Geschlechts. Das Zeitwort wird nicht nur abgeändert, damit es mit dem Hauptworte übereinstimmt; es muß ferner geändert werden, damit es dem Gegenstande, über welchen gesprochen wird, gemäß sei, ob dieser nämlich belebt oder unbelebt ist. Ein Indianer kann nicht einfach sagen: ich liebe, ich esse; das Wort muß durch seine Beugung einschließen, was er liebt, was er ißt, ob es zu dem belebten oder unbelebten Geschlechte gehört.

Wunderlich genug ist es, daß das Nennwort oder der Name gleich einem Zeitworte conjugirt werden kann. Das Wort Mann z. B. kann man modificiren, um auszudrücken: ich bin ein Mann, Du bist ein Mann, er ist ein Mann, ich war ein Mann, ich werde ein Mann sein u. s. w., und das Wort Ehemann kann so conjugirt werden, daß man durch eine Veränderung in den Sylben bezeichnet: ich habe einen Mann und ich habe keinen Mann.

Sie haben, wie die Araber, einen dreifachen Numerus, jedoch von verschiedener Bedeutung. Sie haben den Singular und zwei Plurale; einen unbestimmten, allgemeinen, gleich dem unsrigen, und einen, der die gegenwärtigen Dinge oder Personen in sich begreift, die abwesenden ausschließt, und unterscheidende Endungen sind für diese beiden Plurale erforderlich. Auch giebt es verschiedene Wörter, um gewisse Unterschiede des Geschlechts auszudrücken, wie bei uns, z. B. Mann, Frau, Vater, Mutter, Schwester, Bruder, unterschiedene Wörter sind; gewöhnlicher aber wird das Geschlecht durch eine männliche oder weibliche Sylbe oder Endung bezeichnet; das Wort equay, eine Frau, wird als weibliche Endung gebraucht, wo es Personen betrifft. Ogima ist ein Häuptling und ogimaquay ein weiblicher Häuptling.

Noch giebt es gewisse Wörter und Ausdrücke, welche nach einem vorgeschriebenen Grundsatze, auf gewisse Weise männlich und weiblich sind, und nicht wohl von beiden Geschlechtern gebraucht werden können. So sagt ein Mann zu einem Andern: nichi oder neejee, »mein Freund.« Eine Frau sagt zu einer andern: Nin-dongquay (so viel ich nemlich den Klang nachahmen kann), »meine Freundin« oder vielmehr »Verwandtin«, und es würde Unzartheit von dem einen und Anmaßung von dem andern Geschlechte sein, diese Ausdrücke zwischen einem Manne und einer Frau zu wechseln. Wenn eine Frau durch irgend etwas, was sie sieht oder hört, über-

rascht wird, so ruft sie aus: N'ya! Wird aber ein Mann überrascht, so spricht er: T'ya! und es würde nach indianischen Begriffen gegen alle Regeln der Schicklichkeit und des Anstandes verstoßen, wenn ein Mann sich herabließe, N'ya! zu rufen, oder wenn eine Frau sich anmaßte, das nämliche Ausrufungswort: T'ya! zu gebrauchen. — Ich könnte noch andere komische Beispiele der nämlichen Art geben. Sie haben verschiedene Wörter für ältester Bruder, älteste Schwester, und für Bruder und Schwester im Allgemeinen. Bruder ist ein gewöhnlicher Ausdruck des Wohlwollens, Vater der Ehrfurcht und Großvater Bezeichnung der größten Ehrfurcht.

Sie haben keine Laute für Verwünschungen und Flüche. Die Hand schließen, sie dann vorwärts werfen und plötzlich mit einem Ruck öffnen, ist die Geberde der größesten Verachtung, und der Ausdruck: »schlechter Hund,« der stärkste Ausdruck der Beschimpfung und des Tadels. Beides sind unverzeihbare Beleidigungen und werden selten gebraucht.

Der Ausdruck einer Mutter, die ihr Kind liebkosen will, ist, »mein Vogel,« und zuweilen scherzhaft, »mein alter Mann.« Auf meine Frage, welche Wörter als Vorwurf oder Drohung gebraucht würden, sagte man mir: die indianischen Kinder würden nie gescholten.

Der gewöhnliche Gruß zwischen Indianern und Weißen ist: »Bo-jou,« von den frühern französischen

Ansiedlern erborgt, welche die ersten Europäer waren, mit denen die Nordwest-Indianer in Berührung kamen. Zwischen ihnen selbst giebt es keine angenommene Begrüßungsform. Wenn zwei Freunde nach langer Trennung sich begegnen, fassen sie sich bei den Händen und rufen aus: wir sehen uns! —

Ich habe, um eine indianische Phrase zu borgen, »wie ein Biber gearbeitet, und das Alles für Sie! — Das ist ein reicher und beschäftigter Tag gewesen; von allem Hören, Lernen, Kritzeln und Abschreiben ist mein Verstand wie meine Feder ganz zu einem Stümpfchen geworden. Bevor ich aber meine neuen Notizen Ihnen mittheile, muß ich erst einiges Wenige vorausschicken. Ich werde Ihnen nämlich nichts von allbekannten indianischen Sitten erzählen, noch Anecdoten wiederholen, die in allen gewöhnlichen Reisebeschreibungen zu finden sind. Mit dem allgemeinen Charakter indianischen Lebens und indianischer Gebräuche sind Sie bereits vertraut, da Sie die Werke von Cooper, Washington Irwing, Carl Hoffmann und Anderen gelesen haben. Zu diesen Quellen des Unterrichts kann ich nur ein Zeugniß von der Kraft, Lebendigkeit und Wahrheit der Zeichnung, welche diese entworfen haben, hinzufügen. Jeden Augenblick belustigt mich die Uebereinstimmung dessen, was ich sehe, mit dem, was ich gelesen; doch muß ich gestehen, nie etwas Aehnliches gelesen zu haben, was den indianischen Erdichtungen gleich käme, die ich aus der

ersten und echtesten Quelle für Sie abgeschrieben. Sie können sich denken, daß unter einem Volke, das in seinem Leben nur wenige und einfache Gegenstände hat, die Gesellschaft nicht sehr glänzend und das Gespräch nicht sehr unterhaltend sein kann. Das Stillschweigen des Indianers beruht nicht auf seinen Begriffen von Ernst, Anstand und persönlicher Würde, sondern eher auf Mangel an Gedanken oder Gegenständen des Interesses. Henry gedenkt der trüben, langen Winter, die er in dem Wigwam seines Bruders Wa-wa-tam verlebte, dessen Familie wohlwollend und verständig war, — er hatte nichts zu thun, als zu rauchen. »Unter den Indianern,« sagt er, »giebt es wenig Gegenstände der Unterhaltung, sie sind auf die Verrichtungen des Tages und die Vorfälle auf der Jagd beschränkt.« Der Mangel an aller Abwechselung in ihrem Leben und an jeder geistigen Unterhaltung ist eine Ursache ihrer Leidenschaft für das Spiel und die hitzigen Getränke. Die Jagd ist für sie eine schwere Arbeit, keine Erholung — das Mittel zum Leben, nicht das Mittel zur Anregung. Sie haben jedoch eine Belustigung, von der ich mich nicht erinnere, daß sie irgendwo schon erwähnt worden sei. Gleich den Arabern nämlich haben sie unter sich Erzähler von Profession; Leute, die von Haus zu Haus gehen und die Bewohner mit Sagen unterhalten, mit Kriegsgeschichten und den Thaten ihrer Vorfahren, oder mit eigenen Erdichtungen, die zuweilen die Form der

Allegorieen und Parabeln haben, und bestimmt sind, eine moralische Lehre zu geben, oder mit übertriebenen Erfindungen, die keinen andern Zweck haben, als Verwunderung und Erstaunen zu erregen. Man schätzt diese Geschichten-Erzähler je nach ihrer Rednergabe und nach dem Eindrucke, den ihre Erdichtungen machen; sie sind jeder Zeit willkommen — und gewiß, den besten Platz im Wigwam und die beste Mahlzeit zu erhalten, wo sie hingehen. Auch andere Individuen, die jedoch keine Geschichts-Erzähler vom Fache sind, besitzen diese Gaben des Gedächtnisses und der Erdichtung. Mrs. Shoolkraft erwähnte einen Indianer, der bei dem Sault St. Maria lebt, und auf diese Weise seine Familie beinahe jeden Abend, ehe sie schlafen geht, unterhält und unterrichtet. Ihre eigene Mutter ist gleichfalls wegen ihres Reichthums an mündlichen Sagen und ihrer dichterischen und erfindungsreichen Gaben wegen berühmt. Sie hatte dieselben von ihrem Vater Waub-Ojeeg geerbt, welcher der größte Dichter und Erzähler, so wie der größte Krieger seines Stammes war.

Die Geschichten, die ich Ihnen nach Hrn. Shoolkrafts Uebersetzung erzähle, haben wenigstens das Verdienst, echt zu sein, und werden sich Ihnen durch ihre Wildheit, durch ihr kindisches Wesen und dadurch empfehlen, daß sie allen andern Dichtungen ganz unähnlich sind. Die erste Geschichte beabsichtigt augenscheinlich, häusliche Einigkeit und brüderliche Liebe einzuflö-

sen. Aus der zweiten eine Moral zu ziehen, dürfte wohl schwer sein, es sei denn die, daß Muth, Beharrlichkeit und List sicher sind, endlich sogar über Zauberkünste den Sieg davon zu tragen; aber sie ist wahrhaft malerisch, sonderbar und voll Einbildungskraft.

Der verlassene Bruder.

An einem schönen Sommerabende, als die Sonne kaum noch eine Stunde hoch stand, schienen die sinkenden Strahlen derselben durch die schlanken Blätter der Ulmen, die einen kleinen Hügel umgürteten, auf welchem eine einsame indianische Wohnung stand. Das tiefe, tiefe Schweigen, das rundum herrschte, schien den Bewohnern dieser einsamen Hütte den langen Todesschlaf zu verkünden, der jetzt im Begriff war, die Augen des Oberhauptes dieser armen Familie zu schließen. Sein schweres Athemholen wurde durch die Seufzer und das Schluchzen seiner Frau und seiner drei Kinder beantwortet; zwei der letztern waren bereits erwachsen, das dritte aber noch sehr jung. Dies waren die einzigen menschlichen Wesen um den sterbenden Mann. Die Thür der Wohnung war auf die Seite geschoben, um den erfrischenden Hauch des See's, an dessen Ufer sie stand, einzulassen, und als die kühle Luft die Stirn des armen Mannes berührte, empfand er auf einen Augenblick die Rückkehr seiner Kraft. Er richtete sich ein wenig in die

Höhe und wandte sich folgendermaßen an seine weinende Familie:

»Ich verlasse Euch — ich verlasse Euch! Du, die Du meine Gefährtin im Leben warst, wirst nicht lange nach mir bleiben; Du wirst mir bald in das angenehme Land der Geister nachfolgen. Daher hast Du nicht lange mehr in dieser Welt zu leiden. Aber ach, meine Kinder, meine armen Kinder! Ihr habt eben das Leben erst begonnen, und Unfreundlichkeit, Undank und all' seine Bosheit erwarten Euch. Ich habe mich seit mehreren Jahren mit Eurer und der Mutter Gesellschaft begnügt, und Ihr werdet finden, daß ich aus keinem andern Beweggrunde von andern Menschen mich fern hielt, als Euch vor bösem Beispiele zu hüten. Allein ich sterbe zufrieden, wenn Ihr, meine Kinder, mir versprecht, einander zu lieben und unter keinem Vorwande Euren jüngsten Bruder zu verlassen. Ihn übergebe ich Eurer besondern Sorgfalt — liebt und pflegt ihn!«

Der Vater war nun erschöpft, und von jedem seiner ältesten Kinder eine Hand fassend, fuhr er fort: »Tochter, verlaß nie Deinen kleinen Bruder! Mein Sohn, verlaß nie Deinen kleinen Bruder!« — »Niemals, niemals!« riefen Beide. — »Niemals, niemals!« wiederholte der Vater und verschied.

Der arme Mann starb glücklich, weil er glaubte, daß man seinen Befehlen gehorchen werde; die Sonne sank hinter den Bäumen nieder und ließ einen goldenen Him-

mel hinter sich, den die Familie immer mit Vergnügen zu betrachten gewohnt war; dieses Mal kümmerte sich aber Niemand darum. Die Wohnung, eine Stunde vorher so still, wurde nun mit lautem Geschrei und Klagen erfüllt.

Die Zeit schlich langsam fort. Fünf lange Monate waren verstrichen und der sechste war beinahe zu Ende, als auch die Mutter starb. In ihren letzten Augenblicken schärfte sie ihren Kindern das Versprechen ein, das sie ihrem Vater gegeben. Sie erneuerten dasselbe willig, weil sie von jedem persönlichen Beweggrunde frei waren, aus welchem sie es etwa hätten brechen können. Der Winter verstrich und der Frühling kam. Da das Mädchen das älteste war, so leitete sie die Brüder und schien eine zärtliche schwesterliche Neigung zu dem jüngsten zu haben, der kränklich und zart war. Der andere Knabe verrieth Zeichen von Selbstsucht und wandte sich folgendermaßen an seine Schwester:

»Schwester, sollen wir immer so leben, als gäbe es keine andern menschlichen Wesen in der Welt? Muß ich des Vergnügens, mich Männern anzuschließen, beraubt sein? Ich gehe, um die Dörfer meiner Brüder und meines Stammes aufzusuchen; ich habe es beschlossen und Du kannst mich nicht daran hindern.« Das Mädchen erwiederte: »Bruder, ich sage nicht Nein zu dem, was Du wünschest. Es wurde uns nicht verboten, uns zu Menschen zu gesellen, wohl aber wurde uns

geboten, uns zu lieben und uns einander nicht zu verlassen — trennen wir uns, um unsern eigenen selbstischen Wünschen zu folgen, sind wir da nicht genöthigt, unsern Bruder zu verlassen, den wir Beide zu erhalten verpflichtet sind?«

Der junge Mensch entgegnete auf diese Vorstellung nichts, sondern nahm seinen Bogen und seine Pfeile, verließ den Wigwam und kehrte nicht wieder zurück.

Viele Monate waren vergangen, seitdem er sich entfernt hatte, und das Mädchen sorgte immerfort freundlich und ausdauernd für die Bedürfnisse ihres kleinen Bruders, bis endlich auch sie der Einsamkeit und ihrer Sorge müde wurde. Die Jahre hatten ihre Kraft und Stärke, um für die Bedürfnisse des Haushaltes zu sorgen, vermehrt, zugleich aber auch den Wunsch nach Gesellschaft in ihr hervorgerufen und ihr die Einsamkeit mehr und mehr lästig gemacht. Endlich wurde sie ganz ungeduldig; sie dachte nur an sich, wie ihr ältester Bruder vor ihr gethan.

Nachdem sie eines Tages alle Vorräthe, die sie für außerordentliche Fälle aufgehoben, neben einander gesetzt und einen Haufen Holz vor die Thür gelegt hatte, sagte sie zu ihrem kleinen Bruder: »Bruder! Du darfst die Wohnung nicht verlassen. Ich gehe aus, um unsern Bruder zu suchen und werde bald wiederkommen.« Sie nahm hierauf ihr Bündel und ging fort, um die Wohnungen der Menschen aufzusuchen. Sie fand dieselben

bald, und gab sich den Vergnügungen ihrer neuen Lebensweise so sehr hin, daß nach und nach alle Zuneigung und Erinnerung an ihren Bruder aus ihrem Herzen verschwand. Endlich verheirathete sie sich, und nun dachte sie nie mehr an den armen Hülflosen, den sie in den Wäldern zurückgelassen hatte.

Mittlerweile hatte sich der ältere Bruder an den nämlichen Ufern des See's niedergelassen, neben welchem die Gebeine seiner Eltern ruheten und wo sein verlassener Bruder wohnte. Als nun der kleine Junge alle Vorräthe aufgezehrt, die ihm seine Schwester gelassen, so sah er sich genöthiget, Beeren aufzulesen und nach Wurzeln zur Nahrung zu graben. Der Winter kam und das arme Kind war seiner ganzen Strenge bloß gegeben; der Schnee bedeckte die Erde; er war genöthiget die Wohnung zu verlassen, um Nahrung zu suchen, und schweifte ohne Obdach, ohne Behausung umher. In den Spalten alter Bäume brachte er oftmals seine Nächte zu und genoß die Ueberbleibsel, die die Wölfe ihm gelassen. Bald hatte er kein anderes Hülfsmittel als dieses, und Nahrung suchend, wurde er so furchtlos gegen diese Thiere, daß er sich dicht neben sie setzte, während sie ihren Raub verzehrten; die grimmigen, hungrigen Thiere selbst schienen seine Lage zu bemitleiden und ließen immer etwas für ihn übrig. So lebte er durch die Güte der Wölfe bis zum Frühjahre. Sobald der See vom Eise befreit war, folgte er seinen neuen Freun-

den an das Ufer. Einst fischte nun sein Bruder am Ufer weit in den See hinein in seinem Canoe, als er das Geschrei eines Kindes zu hören glaubte, und sich wunderte, wie ein solches an dem traurigen Strande leben könne. Er horchte aufmerksamer, hörte, wie der Schrei sich wiederholte, und ruderte so schnell als möglich an das Ufer. Hier sah und erkannte er nun seinen kleinen Bruder, den er mit klagender Stimme singen hörte:

Neesya, neesya, shyegwich qushuh
Ween, nee inyee quniwh.

»Bruder, Bruder! ich werde jetzt ein Wolf, ich werde jetzt ein Wolf! Nachdem er aufgehört hatte zu singen, heulte er gleich einem Wolfe, und als sein Bruder sich ihm näherte, erschrak er, ihn halb als Wolf, halb als Mensch zu finden. Er sprang an das Ufer, versuchte, ihn in seine Arme zu schließen und sagte besänftigend: »Bruder, Bruder, komm zu mir!« Aber der Knabe wich der Umarmung aus und floh, während er fliehend immer sang: »ich werde ein Wolf, ich werde ein Wolf,« und am Ende des Gesanges fürchterlich heulte.

Der ältere Bruder, dessen Gewissen erwachte und der alle seine Liebe zurückkehren fühlte, rief in der Angst aus: »Bruder, ach mein Bruder, komm zu mir!« Je näher er aber dem Kinde kam, desto schneller ging die Verwandelung vor sich. Er sang immer fort und rief

während des Gesanges heulend bald seinen Bruder, bald seine Schwester bei ihren Namen, bis die Verwandelung vollendet war und er als ein vollkommener Wolf nach den Wäldern floh. Zuletzt schrie er noch: »ich bin ein Wolf« und war dem Gesichtskreise seines Bruders bald entschwunden.

Der junge Mann fühlte die Bitterkeit der Reue sein ganzes Leben hindurch, und als die Schwester das Geschick ihres kleinen Bruders, den sie zu lieben und zu schützen versprochen, hörte, so vergoß sie viele Thränen und betrauerte ihn bis zu ihrem Tode.

Mishosha, oder der Zauberer und seine Töchter.

In einem frühern Zeitalter der Welt, als die Erde weniger Bewohner zählte, als jetzt, lebte ein Indianer, der eine Frau und zwei Kinder hatte, in einer zurückgezogenen Lage. Verborgen in der Einsamkeit des Waldes, sah er nicht leicht Jemanden außer den Seinigen. Diese Lage war seiner Beschäftigung mit Jagd und Fischfang günstig und sein Leben verstrich in ununterbrochener Zufriedenheit, bis er Ursache hatte, die Zuneigung und Treue seines Weibes zu bezweifeln.

Diese Frau hegte im Geheimen eine Leidenschaft für einen jungen Jäger, dem sie zufällig im Walde begegnet war, und verlor keine Gelegenheit, ihn in seiner Annährung zu ermuntern; sie sann sogar darauf, ihren Mann zu tödten, von dem sie richtig schloß, daß er sie umbringen werde sobald er hinter ihre Untreue kommen sollte. Dieser ihr Plan wurde jedoch durch die Wachsamkeit ihres Mannes vereitelt, welcher, einmal mißtrauisch gemacht, sie genau zu bewachen sich vornahm, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, ehe er be-

schlösse, wie er handeln wolle. Eines Tages folgte er ihr verstohlen in einiger Entfernung und verbarg sich hinter einem Baume. Er sah bald einen schlanken hübschen Mann seiner Frau sich nahen und sie in das Dickicht des Waldes führen.

Von ihrem Verbrechen jetzt überzeugt, dachte der Mann daran, sie im Augenblicke ihrer Rückkehr umzubringen. Mittlerweile ging er nach Hause und dachte über seine Lage nach. Nach manchem Kampfe mit sich selbst, entschloß er sich endlich, sie auf immer zu verlassen, indem er dachte, ihr eigenes Gewissen werde sie am Ende hinlänglich bestrafen, und vertraute ihrem mütterlichen Gefühle, daß sie für die zwei Knaben, die er hinterließ, sorgen werde.

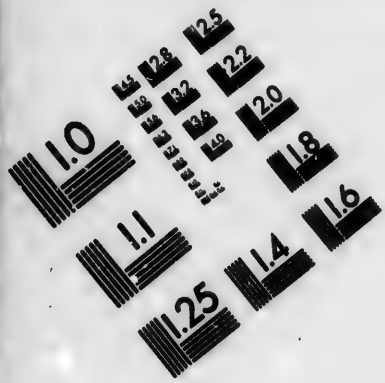
Als die Frau zurückkam, sah sie sich in ihrer Erwartung getäuscht, ihren Mann in der Wohnung zu finden, weil sie sich vorgenommen hatte, ihn zu ermorden. Als sie sah, daß er von Tag zu Tag nicht zurückkehre, so errieth sie die Ursache seiner Abwesenheit und ging wieder zu ihrem Liebhaber, indem sie ihre zwei hülflosen Knaben zurückließ und zu ihnen sagte, sie gehe nicht weit, werde auch bald wieder kommen; in ihrem Herzen war sie aber entschlossen, sie nie wieder zu sehen.

Nachdem nun die verlassenen Kinder die Nahrungsmittel, die sich in der Wohnung vorfanden, aufgezehrt hatten, sahen sie sich genöthigt diese zu verlassen, um neue zu suchen. Der ältere Bruder besaß große Herz-

haftigkeit und dabei eine sehr große Zuneigung zu seinem kleinen Bruder, den er, so oft er müde wurde, trug und für den er alle wilde Früchte sammelte, die er gewahr wurde. So vertieften sie sich immer mehr in den Wald und verloren bald alle Spuren nach ihrer vorigen Wohnung, bis sie sich vollkommen in der Wildniß verirrt hatten. Glücklicherweise hatte der ältere Knabe ein Messer bei sich, mit dem er Bogen und Pfeile schnitzte, um für sich und seinen Bruder Vögel zu schießen. Von dieser Kost lebten sie lange Zeit; die schnell verstrich, sie wußten selbst nicht, wie? Endlich gewahrten sie, daß der Wald lichter und lichter wurde und bald fanden sie sich zu ihrem Entzücken an dem Ufer eines großen See's. Der ältere Bruder beschäftigte sich nun, für den jüngern einige Hülsen der wilden Rose zu pflücken, während dieser unterdessen zu seiner Belustigung Pfeile in den Sand schoß. Zufällig fiel einer derselben in den See. Der ältere Bruder, nicht geneigt, seine Zeit mit dem Schnitzen neuer Pfeile zu verlieren, watete in das Wasser, um ihn wieder zu holen. Als er eben nach dem Pfeile greifen wollte, kam mit Blitzes-Schnelle ein Canoe vorüber. Ein alter Mann, der darin saß, packte den erschrockenen Knaben und setzte ihn hinein. Vergebens beschwor ihn der Knabe mit den Worten: »Großvater — (ein allgemeiner Ausdruck der Hochachtung gegen alte Leute) bitte, nehmt meinen kleinen Bruder auch mit; allein kann ich nicht mit Euch gehen; er wird sterben,

wenn ich ihn verlasse.« Der alte Zauberer, denn das war er, lachte ihn jedoch aus, gab seinem Canoe einen Schlag, ließ es gehen und glitt mit unglaublicher Schnelligkeit über das Wasser dahin. In wenigen Minuten erreichten sie den Wohnplatz Mishosha's, der im Mittelpunkte des See's auf einer Insel lag. Hier lebte er mit seinen beiden Töchtern und war ein Schrecken der Umgegend. Er führte den Knaben in die Wohnung; »hier, meine älteste Tochter,« sagte , »hab' ich Dir einen jungen Menschen gebracht, der Dein Mann werden soll.« Der Jüngling sah Verwunderung in dem Gesichte des Mädchens; sie erwiederte nichts und schien dadurch in den Befehl des Vaters zu willigen. Abends hörte der Jüngling die zwei Töchter mit einander sprechen. »Schon wieder,« sagte die älteste, »hat unser Vater, unter dem Vorwande, mir einen Mann zu geben, ein neues Opfer hergebracht; wann in aller Welt wird seine Feindseligkeit gegen das Menschengeschlecht einmal aufhören? Wie lange werden wir noch Zeugen dieser gräßlichen, gottlosen, grauenvollen Auftritte sein müssen, wie wir sie täglich zu sehen verdammt sind?«

Als der alte Zauberer schlief, erzählte der Jüngling der ältesten Tochter, wie er fortgeführt und gezwungen worden sei, seinen hülflosen Bruder am Ufer zu verlassen. Sie gab ihm daher den Rath, aufzustehen, ihres Vaters Canoe zu nehmen und den Zauberspruch anzuwenden, den, wie er bemerkt, der Zauberer selbst ange-



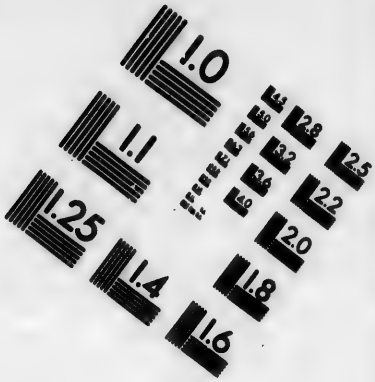
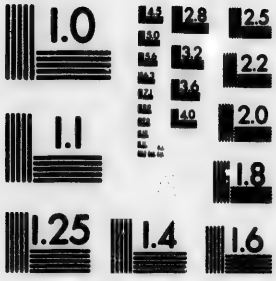
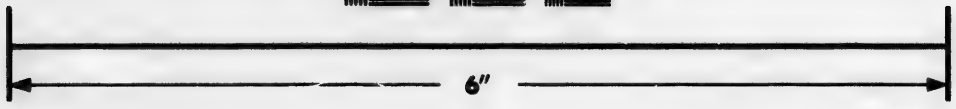
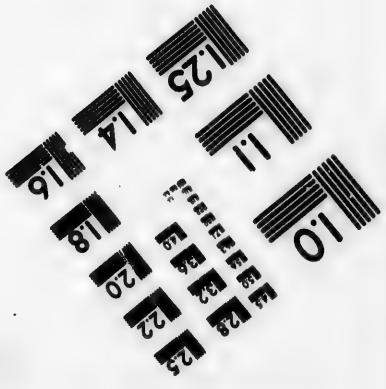


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

wendet hatte; es werde, setzte sie hinzu, ihn schnell zu seinem Bruder tragen; er möge diesem Lebensmittel mitnehmen, ihm eine Wohnung zubereiten und vor Anbruch des Tages wieder zurückkehren. Er befolgte ihre Vorschriften auf das Pünktlichste, sorgte für den Unterhalt und das Obdach seines Bruders, sagte zu ihm, er werde in Kurzem wiederkommen, um ihn abzuholen, kehrte dann zu der bezauberten Insel zurück und hatte bereits seinen Platz in der Wohnung wieder eingenommen, ehe der Zauberer noch erwacht war. Während der Nacht wachte Mishosha einmal auf, und da er seinen Schwiegersohn nicht sah, fragte er seine älteste Tochter, was aus ihm geworden sei? Sie erwiederte, er sei eben erst hinausgegangen, und diese Antwort befriedigte ihn. Als er am Morgen den jungen Mann in seiner Wohnung fand, war sein Argwohn gänzlich beschwichtigt und er sagte: »ich sehe, meine Tochter, daß Du mir die Wahrheit gesagt.«

Sobald die Sonne am Himmel stand, wandte sich Mishosha folgendermaßen an den jungen Mann: »Komm, mein Sohn, ich möchte gern Möven-Eier sammeln. Ich weiß eine Insel, wo es deren eine große Menge giebt; ich wünsche, daß Du sie mir sammeln hilfst.«

Der junge Mann, der keinen triftigen Grund hatte, das Ansinnen abzulehnen, bestieg das Canoe. Der Zauberer gab dem Canoe einen Schlag, wie zuvor, gebot ihm zu gehen und — im Augenblicke waren sie an der

Insel. Sie fanden das Ufer mit Möven-Eiern bedeckt und die Insel von diesen Vögeln umschwärmt. »Geh, mein Sohn,« sagte der alte Mann, »geh und sammle sie; ich will unterdessen im Canoe bleiben.« Kaum aber war der junge Mann an's Land gestiegen, als Mishosha sein Canoe ein wenig vom Lande stieß und ausrief: »hört, ihr Möven, ihr habt schon lange von mir etwas erwartet, jetzt bringe ich euch ein Opfer; — fliegt hernieder und verzehrt es!« Hierauf schlug er sein Canoe, flog pfeilschnell davon und überließ den jungen Mann seinem Schicksale.

Im Nu flogen die Vögel einer Wolke gleich zu ihrem Opfer hin und verfinsterten durch ihre Menge die Luft. Der Jüngling ergriff jedoch die erste Möve, die sich ihm näherte, zog sein Messer heraus und schnitt ihr den Kopf ab. Nachdem er ihr die Haut abgezogen, hing er diese nebst den Federn als Siegeszeichen an seine Brust und rief aus: »So werde ich es mit jeder von euch, die mir zu nahe kommt, machen! Laßt dies also bleiben und hört auf meine Worte. Menschenfleisch ist keine Nahrung für euch; wohl aber seid ihr durch den großen Geist dem Menschen zur Speise gegeben! Es steht nicht in der Macht des alten Zauberers, euch Gutes zu thun. Nehmt mich daher auf euren Rücken und tragt mich nach seiner Wohnung; ihr werdet sehen, daß ich nicht undankbar bin!« Die Möven gehorchten, sie sammelten sich in eine Wolke und trugen ihn schnell zu

der Wohnung des Zauberers, wo sie sogar noch eher ankamen, als dieser. Die Töchter waren über seine Rückkehr verwundert, Mishosha benahm sich indeß, als wäre nichts Besonderes vorgefallen.

Den folgenden Tag wandte er sich wieder an den Jüngling. »Komm, mein Sohn,« sagte er, »ich will Dich auf eine Insel bringen, die mit silbergleichen Kieseln bedeckt ist. Ich wünsche, Du mögest mir einige sammeln helfen; sie werden schöne Zierden geben und besitzen große Heilkräfte.« Als sie das Canoe bestiegen hatten, gebrauchte der Zauberer seinen Spruch, und in wenigen Augenblicken waren sie einer einsamen Inselbucht mit flacher, sandiger Küste zugeführt. Der junge Mann stieg, wie das erste Mal, an das Ufer. »Etwas weiter, weiter,« schrie der alte Mann; »oben auf dem Felsen wirst Du schöne finden,« und sein Canoe vom Ufer stoßend rief er aus: „Komm, Du großer König der Fische; lange hast Du von mir ein Opfer erwartet, komm und verschling den Fremdling, den ich auf Deiner Insel an das Ufer gesetzt habe.« Unmittelbar darauf streckte ein unförmlich großer Fisch sein hervorragendes langes Maul aus dem See und öffnete, gegen das Ufer hingewendet, seine Kinnbacken, um das Opfer zu sich zu nehmen.

»Wann,« rief der junge Mann aus, indem er sein Messer herauszog und eine drohende Stellung annahm, »wann genossest Du jemals Menschenfleisch? Ihr Fische

wurdet durch den großen Geist den Menschen zur Nahrung gegeben, und wenn ein einziger von euch jemals Menschenfleisch kostet, so werdet ihr alle sicherlich erkranken und sterben. Hört nicht auf die Worte des gottlosen, alten Zauberers, tragt mich lieber nach der Insel zurück; zum Danke will ich euch ein Stück rothes Tuch geben!«

Der Fisch willigte ein, erhob seinen Rücken über das Wasser, um den Jüngling darauf setzen zu lassen, nahm dann seinen Weg durch den See und setzte seine Bürde noch vor der Rückkehr des Zauberers wohlbehalten an das Land.

Die Töchter waren noch mehr erstaunt, ihn zum zweiten Male den Schlingen ihres Vaters entgangen zu sehen; der alte Mann beobachtete sein gewöhnliches Stillschweigen, konnte sich aber doch nicht enthalten, zu sich selbst zu sprechen: »Was ist das für eine Art von Jungen, der meine Macht immer unwirksam macht? Sein guter Geist wird ihn aber nicht immer retten; morgen will ich ihn sicherlich fangen!« Er lachte dann laut ha, ha, ha.

Den folgenden Morgen wandte sich der Zauberer an den jungen Mann mit folgenden Worten: »Komm, mein Sohn, Du mußt mit mir gehen, um mir einige junge Adler zu verschaffen; ich möchte sie gern zahm machen und habe eine Insel entdeckt, auf welcher sie sich in großer Anzahl aufhalten.« Nachdem sie die Insel

erreicht, führte Mishosha den Jüngling tief in das Land bis an den Stamm einer schlanken Fichte, auf welcher die Horste waren. »Nun, mein Sohn,« sagte er, »klettere auf diesen Baum und bringe die Vögel herunter.« Der junge Mann gehorchte und als er mit großer Anstrengung bis nahe an die Nester gelangt war, rief der Zauberer, den Baum anredend: »Strecke nun deine Arme zum Himmel und werde ganz dünn!« Der Baum erhob sich auf seinen Befehl; — der alte Mann fuhr hierauf fort: »hört ihr Adler, ihr habt lange schon eine Gabe von mir erwartet; ich schenke euch den Jüngling, der so verwogen ist, eure Jungen zu stören; streckt eure Klauen aus und ergreift ihn!« Nachdem er dies gesagt, überließ er den jungen Mann seinem Schicksale und kehrte nach Hause zurück. Der unerschrockene Jüngling zog aber sein Messer heraus, schnitt dem ersten, ihn drohenden Adler den Kopf ab, und rief, seine Stimme erhebend: »so werde ich mit jedem verfahren, der mir zu nahe kommt. Welches Recht habt ihr, ihr raubgierigen Vögel, Menschenfleisch zu fressen? Etwa darum, weil der alte, feige Zauberer euch dies geboten? Er ist ein altes Weib! Sehet, einen von euch hab' ich bereits getödtet; ehrt meinen Muth und tragt mich zu des alten Mannes Wohnung zurück, damit ihr sehet, wie ich ihn behandeln werde!«

Die Adler, erfreut über den Geist des jungen Mannes, willigten ein. Sich um ihn versammelnd, bildeten

sie aus ihrem Rücken einen Sitz und flogen nach der bezauberten Insel. Als sie über dem See kreuzten, strichen sie über den alten Zauberer hin, der halb schlafend auf dem Boden seines Canoe lag und behandelten ihn höchst unwürdig.

Die Rückkehr des jungen Mannes wurde von den Töchtern freudig begrüßt, von dem Zauberer aber mit Zorn aufgenommen, der seinen Verstand anstrengte, um etwas Neues auszusinnen, wodurch er sich von einem Jünglinge, der von seinem guten Geiste so mächtig beschützt werde, befreien könne. Er lud ihn daher ein, mit ihm auf die Jagd zu gehen. Er nahm sein Canoe und fuhr mit ihm nach einer Insel, wo sie eine Hütte errichteten, um während der Nacht geschützt zu sein. Unterdessen veranlaßte der Zauberer einen großen Schneefall und einen von strenger Kälte begleiteten Sturmwind. Seiner Gewohnheit gemäß zog der junge Mann seine Mocassins und Beinbekleidungen aus und hing sie ans Feuer. Nachdem er eingeschlafen, benutzte der Zauberer die Gelegenheit, stand auf, nahm einen Mocassin und einen Legging, warf beide ins Feuer und legte sich dann selbst nieder. Am andern Morgen streckte er sich aus, stand auf und rief verwundert: »mein Sohn, was ist aus Deinem Mocassin geworden? Ich glaube, der Mond ist Schuld daran, der das Feuer anzieht und ich fürchte, sie sind hineingezogen und verbrannt worden.«

Der junge Mann argwöhnte die wahre Ursache sei-

nes Verlustes und schrieb ihn richtig der Absicht des alten Zauberers zu, ihn während der Jagd todtfrieren zu lassen, beobachtete jedoch das strengste Stillschweigen und seine Decke über den Kopf ziehend, sagte er zu sich selbst: »ich glaube fest an meinen guten Geist, der mich bis hieher erhalten, und fürchte nicht, daß er mich verlassen wird. Groß ist die Macht meines Manito, er wird über den gottlosen, alten Feind des Menschengeschlechts siegen.« Er enthüllte dann sein Haupt, zog den übrig gebliebenen Mocassin und die Bekleidung des einen Beines an, nahm eine Kohle aus dem Feuer und seinen Schutzgeist anflehend, daß er ihm Kraft verleihen möge, schwärzte er den Fuß und das Bein, so weit als die verlorenen Gegenstände gewöhnlich reichten, stand dann auf und sagte: er sei zur Morgenjagd bereit. Vergebens führete der Zauberer den Jüngling durch tiefen Schnee und gefrorene Moräste, in der Hoffnung, ihn bei jedem Schritte versinken zu sehen; er mußte sich hierin bitter täuschen und sie kehrten zum ersten Male vereint zurück.

Durch diesen Erfolg ermuthigt, entschloß sich der junge Mann, seine eigene Kraft zu versuchen. Nachdem er sich zuvor mit den Töchtern berathen, stimmten Alle darin überein, daß das Leben des alten Mannes verabscheuungswürdig sei und daß Derjenige, der die Welt von ihm befreie, ein Recht auf den Dank des ganzen Menschengeschlechts gewinne.

Tags darauf wandte sich der junge Mann mit folgenden Worten an den Zauberer: »Großvater, ich bin oft mit Euch zu gefährlichen Unternehmungen ausgegangen und habe nie gemurrt; jetzt muß ich Euch auffordern, mich zu begleiten; ich möchte gern meinen kleinen Bruder besuchen und ihn mit nach Hause nehmen.« Sie gingen also an das Ufer nach dem Festlande, wo sie den Knaben noch auf derselben Stelle fanden, auf der sie ihn verlassen hatten. Nachdem sie ihn ins Canoe genommen, wandte sich der junge Mann wieder an den Zauberer und bat: »Großvater, wolltest Ihr mir nicht am Ufer einige wenige rothe Weiden abschneiden, ich wünsche etwas Kinnakinic (eine Mischung zum Rauchen) zu bereiten?« »Gewiß, mein Sohn,« erwiederte der alte Mann. »Was Du wünschest, ist nicht so schwer; hältst Du mich für zu alt, um da hinaufzukommen?« Da lachte der alte gottlose Kerl laut auf, ha, ha, ha.

Kaum war der alte Zauberer am Ufer, als der junge Mann, nachdem er sich gehörig zurecht gemacht, das Canoe schlug und den Zauberspruch wiederholte: R'Chemaum Pall — Unverzüglich flog das Canoe durch das Wasser zu der bezauberten Insel. Es war Abend, als die Brüder ankamen; allein die älteste Tochter belehrte den jungen Mann, die Macht ihres Vaters sei so groß, daß, wenn er nicht aufbliebe und wache, indem er seine Hand auf das Canoe lege, dieses dem Ufer entgleiten und zu seinem Herrn zurückkehren werde. Der Jüng-

ling wachte angestrengt bis zum Anbruche des Tages, wo er der Schläfrigkeit, die ihn drückte, nicht länger widerstehen konnte und sich erlaubte, einen Augenblick einzunicken, das Canoe entschlüpfte und suchte den alten Mann, der bald sehr heiter heimkehrte. »Ha, mein Sohn,« sagte er, »Du gedachtest mir einen Streich zu spielen; er war recht klug, Du siehst aber, ich bin Dir zu alt,« und mit seiner gottlosen Lache lachte er wieder ha, ha, ha!

Nicht entmuthigt wandte sich der Jüngling kurze Zeit darauf wieder an den Zauberer: »Großvater, ich möchte gern meine Geschicklichkeit auf der Jagd versuchen; auf einer nicht fernen Insel soll es viel Wild geben; ich ersuche Euch, mich in Euerm Canoe dorthin zu bringen.« Sie brachten den Tag mit Jagen hin, und als die Nacht herankam, errichten sie im Walde eine Hütte. Als der Zauberer in tiefen Schlaf versunken war, stand der junge Mann auf, nahm einen Mocassin und die Bekleidung eines Beines von Mishosha, die vor dem Feuer hingen und warf sie hinein, die List des alten Mannes erwiederend. Er hatte ausgemittelt, daß der Fuß und das Bein die einzigen Theile am Körper des Zauberers waren, die die Geister, welche ihm dienten, nicht beschützen konnten. Alsdann beschwor er seinen Manito, einen Schnee mit kaltem Winde und eisigem Hagel zu erregen, legte sich hierauf neben dem alten Mann nieder und fiel von Neuem in Schlaf. Be-

stürzung malte sich auf dem Antlitze des Zauberers, als er am Morgen erwachte und sein Mocassin und seine Beinbekleidung nicht zu finden war. »Ich glaube, mein Vater,« sagte der junge Mann lächelnd, »es ist der Mond, der das Feuer anzieht, ich fürchte, Eure Kleidung ist hineingezogen und zerstört worden.« Dann stand er auf, gebot dem alten Manne, ihm zu folgen und begann die Morgenjagd. Er wandte sich oft um, um zu sehen, wie sich Mishosha hielte. Er sah ihn, beinahe starr vor Kälte, bei jedem Schritte stolpern, ermunterte ihn aber dennoch, ihm zu folgen, indem er sagte: »wir werden bald durch den Wald sein und das Ufer erreichen.« Er führte ihn aber rund herum, damit der Frost seine Wirkung thue. Endlich erreichte der alte Mann den Rand der Insel, wo auf die tiefe Waldung ein Strich weichen Sandes folgte. Er konnte aber nicht weiter gehen; seine Glieder wurden steif, widersetzten sich jeder Bewegung und er sah sich in die Erde eingegraben; er streckte jedoch fortwährend seine Arme aus und schwang seinen Körper hin und her. Jeden Augenblick fand er die Erstarrung höher und höher steigen; fühlte, daß seine Beine gleich Wurzeln wuchsen, die Federn auf seinem Kopfe zu Blättern wurden, und in wenigen Secunden stand er als ein schlanker Ahorn da, der sich nach dem Wasser neigte. Der junge Mann bestieg das Canoe, sagte den Zauberspruch und wurde im Nu zu der Insel getragen, wo er den Töchtern seine Geschichte erzählte. Diese lob-

ten die Ahat, kamen überein, menschliche Gestalten anzunehmen, die Frauen der jungen Männer zu werden und die Zauberinsel auf immer zu verlassen. Sie begaben sich sogleich auf das Festland, wo sie sämmtlich lange Zeit glücklich und friedlich zusammen lebten.

In dieser wilden Erzählung ist die Verwandelung des alten Mannes in einen Ahorn mit dem Geiste und der Genauigkeit eines Ovid erzählt.

Die dritte Geschichte scheint eine Warnung gegen väterlichen Stolz zu enthalten und nur kindlichen Gehorsam einzuprägen. Der Vogel, der hier Rothkehlchen genannt wird, ist drei Mal größer, als das englische Rothkehlchen, in seiner Gestalt und seinen Gewohnheiten aber ihm ganz gleich.

Der Ursprung des Rothkehlchens.

Ein alter Mann hatte einen einzigen Sohn, einen hübschen, vielversprechenden Burschen, der das Alter erreicht hatte, das die Chippewas für geeignet halten, die langen unendlichen Fasten zu machen, um sich für das Leben einen Schutzgeist zu sichern, auf dem das künftige Glück oder Unglück beruhet und der den Charakter zu großen und edeln Thaten bildet.

Der alte Mann hatte den Ehrgeiz, daß sein Sohn in dem, was in seinem Stamme für das Weiseste und Größeste gehalten wurde, Jedermann übertreffen sollte und hielt es deshalb für nöthig, ihn viel länger fasten zu lassen, als irgend einer der Seinigen gethan, die wegen ihrer ungewöhnlichen Kraft oder Weisheit gefeiert wurden und deren Ruhm er beneidete.

Er wies ihn daher an, sich mit großer Ceremonie zu diesem wichtigen Vorhaben vorzubereiten. Nachdem er verschiedene Male in der Schwitz-Wohnung und im Bade gewesen war, befahl er ihm, sich auf eine reine Matte in einer kleinen Wohnung, die eigends für ihn zurecht gemacht worden war, niederzulegen, indem er ihm

zugleich einschärfte, sich wie ein Mann zu betragen; nach Verlauf von zwölf Tagen solle er Nahrung und den väterlichen Segen empfangen.

Der Jüngling richtete sich genau nach dem Geheiß seines Vaters und lag mit bedecktem Angesicht vollkommen ruhig und erwartete die geistigen Besuche, die sein Glück oder Unglück besiegeln sollten. Sein Vater besuchte ihn regelmäßig jeden Morgen, um ihn in seiner Beharrlichkeit zu stärken, indem er sich über den Ruhm und die Ehre ausließ, die ihn durch das Leben begleiten würden, wenn er die volle, vorgeschriebene Zeit aushielte. Der Jüngling erwiederte nie etwas auf diese Ermahnungen und lag still, ohne Murren bis zum neunten Tage, wo er sich folgendermaßen an seinen Vater wandte: »Mein Vater! Meine Träume weissagen mir Unglück. Kann ich nicht jetzt meine Fasten brechen und zu einer günstigern Zeit dieselben von Neuem beginnen?« Der Vater antwortete: »Du weißt nicht, was Du willst, mein Sohn! Wenn Du jetzt aufstehst, so wird Dein ganzer Ruhm verschwinden. Warte nur geduldig noch ein Bischen länger; Du hast nur noch drei Tage, um das zu erreichen, was ich wünsche; Du weißt, es gereicht Dir zu Deinem eigenen Besten.«

Der Sohn willigte ein, deckte sich noch wärmer zu und lag bis zum eilften Tage, wo er seinem Vater die vorige Bitte wiederholte. Der alte Mann gab aber die nämliche Antwort, setzte jedoch hinzu, er werde ihm

morgen selbst sein erstes Mahl bereiten und es ihm selber bringen. Der Jüngling schwieg und lag wie todt. Niemand hätte wissen können, daß er noch lebe, hätte man es nicht an dem sanften Heben seiner Brust gesehen.

Den nächsten Morgen bereitete der Vater, hoch erfreut, seinen Zweck erreicht zu haben, ein Mahl für seinen Sohn und beeilte sich, es ihm vorzusetzen. Als er an die Thür kam, wunderte er sich, seinen Sohn mit sich selber sprechen zu hören; er stand still, um zu horchen und sah durch eine schmale Oeffnung. Wie war er aber erstaunt, als er seinen Sohn auf der Brust roth bemalt sah und gewahrte, wie derselbe sein Werk beendete, indem er, so weit seine Hand reichen konnte, die Farbe auf seine Schultern legte und zu gleicher Zeit sagte: »Mein Vater hat mich als Menschen vernichtet; er hörte nicht auf meine Bitte — jetzt wird er der Verlierende sein, während ich in meinem neuen Zustande für immer glücklich sein werde, weil ich meinem Vater gehorsam war. Er nur wird der Leidende sein, denn der Geist ist gerecht, ob er gleich mir nicht günstig war. Er hat mir Mitleid gezeigt und nun muß ich gehen.«

In diesem Augenblicke drang der Vater verzweiflungsvoll in die Wohnung, indem er ausrief: »Mein Sohn! mein Sohn! verlaß mich nicht! Aber sein Sohn war mit der Geschwindigkeit eines Vogels auf die Spitze der Wohnung geflogen und saß auf der höchsten Stange als ein schönes Rothkehlchen. Er sah mit einem Blick

des Mitleids auf seinen Vater nieder und sagte ihm, er werde jederzeit gern in der Nähe der menschlichen Wohnungen verweilen, — man werde ihn immer glücklich und zufrieden sehen durch die fortwährende Lebhaftigkeit und Freude, die er darlegen werde; — und immer werde er sich bemühen, seinen Vater durch seinen Gesang zu erheitern, was ihm einigen Ersatz gewähren möchte. Bei dem Verlust von Ehre, die er erstrebt habe, und obgleich nicht mehr Mensch, so werde er doch dem menschlichen Geschlechte immer ein Vorbote des Friedens und der Freude sein *).

Es ist ein Irrthum, vorauszusetzen, daß diese Indianer Götzendiener sind. Heiden und Abgöttische könnt Ihr sie nennen, wenn Ihr wollt, jedoch der Glaube an einen großen Geist, der alle Dinge geschaffen und über allen Dingen steht, der Glaube an den Unterschied zwi-

---

*) Während diese Blätter schon im Druck sind, erfahre ich, daß die Erzählung des Rothkehlchens schon von einem amerikanischen Reisenden, dem Herr Shoolcraft sie mittheilte, veröffentlicht wurde. Demungeachtet behielt ich dieselbe bei, weil sie hübsch und phantastisch genug ist, um eine solche Wiederholung zu rechtfertigen, und überdem die Sitte, sich einen Schutzgeist zu erträumen, noch deutlicher darstellt.

schen Körper und Seele und an die Unsterblichkeit derselben — diese zwei erhabenen Gedanken dringen selbst durch den verwildertsten Aberglauben der Indianer. Niemand unter ihnen zweifelt an einem künftigen Zustande, obschon sie keine deutlichen und allgemeinen Lehren im Betreff des Zustandes der Seele nach dem Tode haben. Jeder Einzelne hat, wie es scheint, über diesen Gegenstand seine eigenen oder keine besonderen Gedanken. Im Allgemeinen jedoch nehmen sie ein Paradies an (das Land der Geister), in einer weit entfernten, südwestlich gelegenen Gegend, reich an Sonnenschein, ruhigen Seen, fischreichen Flüssen und Wäldern voll Wild, wohin sie durch den großen Geist geführt werden, und wo Diejenigen, die auf Erden getrennt waren, sich im Glück wiederfinden und nie mehr trennen.

Nicht der Mensch allein, sondern alles Lebende ist Geist und zur Unsterblichkeit bestimmt. Nach dem Glauben der Indianer und Sir Humphry Davy's stirbt nichts und nichts wird zerstört. Was uns als Tod und Zerstörung erscheint, ist nur Uebergang und Wechsel. Die Alten, sagt man (denn ich kann nicht aus eigener Kenntniß darüber urtheilen), erriethen ohne Teleskope und Logarithmen die tiefsten Grundsätze der Sternkunde und berechneten den Umlauf der Planeten. Auf gleiche Weise ist es diesen Indianern, die nie etwas von Philosophie oder Chemie hörten, gelungen, auf einige der größten Wahrheiten der Physik und Mathematik zu stoßen, sie

scheinen aber damit zufrieden, »Gott zu loben und nicht damit zu prahlen.«

Wahr ist es, daß sie in einigen Dingen von der orthodoxen Rechtgläubigkeit weit entfernt sind. Ihre Vorstellung von der Hölle scheint im Ganzen ungewiß und verneinend. Man nimmt eine einstweilige Verstoßung aus dem Lande der guten Geister, eine Trennung von früher verstorbenen Verwandten und Freunden und einen Zustand der Verdammung an, wo die strafwürdigen Seelen bestimmt sind, ohne feste Wohnsitze, einsam, ermüdet, rastlos und trübsinnig hin und her zu wandern. Für wie Viele ist bereits auf dieser Erde die indianische Hölle verwirklicht! Körperlicher Schmerz oder irgend ein Uebel, das die Uebung des Muthes erfordert, und welchem zu begegnen, welches zu ertragen männlich ist, scheint ihren Begriffen von Bestrafung fern. Sie glauben an böse Geister, aber von einem bösen Geiste, der mit dem großen Geiste das Weltall theilt, der seinem Willen widerspricht oder ihn vernichtet und sich ganz besonders damit beschäftigt, die Sünder zu quälen, — kurz, vom Teufel hatten sie sicher keinen Begriff, bis er durch Europäer eingeführt wurde, und diejenigen Indianer, denen die Höflichkeit nicht gestattet, diesem Glaubensartikel des weißen Mannes zu widersprechen, bleiben dabei, daß die ewigen Qualen nie für die Rothhäute, die besondern Günstlinge des großen Geistes, bestimmt seien, sondern nur für die weißen Männer.

Früher war es bei den Chippewas gebräuchlich, mancherlei Effecten mit den Todten zu begraben, solche nämlich, von denen man glaubte, daß sie ihnen auf ihrer Reise nach dem Lande der Geister nützlich sein könnten. Henry beschreibt auf rührende Weise das Begräbniß eines jungen Mädchens, das eine Axt, ihre Schneeschuhe, einen kleinen Kessel, mehrere Paare Mocassins, ihren Schmuck und ihre Perlenschnuren mit ins Land »Jenseits« erhielt, und, weil es ein weibliches Wesen und mithin bestimmt war, auch in der andern Welt, wie in dieser, zu arbeiten und Bürden zu tragen, — so war der Traggürtel und das Ruder nicht vergessen. Die letzte Handlung der armen Mutter, die weinend über dem todten Körper ihres Kindes lag, war, ihm eine Locke als Andenken zu nehmen. »Während sie dies that,« erzählt Henry, »bemühte ich mich, sie zu trösten, indem ich die gewöhnlichen Trostgründe vorbrachte, nämlich: daß ihr Kind glücklich sei, da es von den Beschwerden dieses Lebens befreit, daß sie sich des Grams enthalten möchte, da es ihr in der andern Welt glücklich und dauernd ersetzt werden würde. Sie antwortete: sie wisse das wohl; an der Haarlocke werde sie ihre Tochter in der andern Welt wieder erkennen. Darum wolle sie dieselbe mit sich nehmen, auf die Zeit hindeutend, in welcher diese Reliquie sammt dem Traggürtel und der Axt auf ihr eigenes Grab gelegt werden würde.

Die Sitte, dem Todten solche Effecten mitzugeben,

wurde von der Pietät und Großmuth überlebender Freunde vormals bis zum Uebermaaß getrieben, bis ein verehrter Häuptling, der ob seiner Tapferkeit und Talente unter den Indianern allgemein bewundert wurde, ein sinnreiches Mittel anwandte, seinem Volke eine Lehre zu geben. Er bekam einen Krankheitsanfall, und nach wenigen Tagen verschied er, oder schien zu verscheiden. Nachdem er aber in diesem todtenähnlichen Zustande einige Stunden gelegen, kehrte er ins Leben zurück, und als er seine Stimme und Sinne wieder erhalten, benachrichtigte er seine Freunde, daß er schon auf halbem Wege nach dem Lande der Geister gewesen sei und die Wege dahin mit den Seelen der Todten überfüllt gefunden habe, alle so schwer mit Flinten, Kesseln, Aexten, Decken und andern mit ihnen begrabenen Dingen beladen, so daß ihre Reise verzögert worden und sie schmerzlich über die Bürde geklagt hätten, welche Freundesliebe ihnen aufgeladen. »Ich will Euch sagen,« fuhr Gitchen Gauzinee (dies war sein Name) fort, »unsere Väter hatten Unrecht, sie haben zu viele Dinge mit den Todten begraben. Es ist ihnen zu schwer und sie klagten deßhalb bitterlich gegen mich. Es giebt Viele, die wegen der schweren Last, die sie trägen, das Land der Geister noch nicht erreicht haben. Kleidung ist den Todten sehr dienlich, wie auch ihre Mocassins, um darin die Reise zu machen, und die Pfeife, um sich unterwegs zu erfrischen; — alles Andere aber vertheilet unter ihre Verwandten und Freunde.«

Dieser kluge Wink wurde gut aufgenommen. Der Gebrauch, Feuer auf dem Grabe anzuzünden, um dem abgeschiedenen Geiste auf dem Wege nach dem Lande der Todten zu leuchten, ist sehr allgemein und wird Sie an die orientalischen Gebräuche erinnern.

Hier eine Geschichte; sie ist zwar nicht neu, wird aber doch, wenn Sie sie noch nicht gelesen, zu Ihrer Unterhaltung etwas beitragen *). Ein Chippewa-Häuptling, der seine Kriegshaufen gegen die Sioux anführte, wurde von einem Pfeile getroffen und fiel. Ein Krieger, der auf diese Art fällt, wird nie begraben. Einem alten Gebrauche nach brachte man ihn in sitzende Stellung, den Rücken an einen Baum gelehnt, sein Gesicht nach den fliehenden Feinden hingewendet. Sein Kopfputz, sein Schmuck und seine ganze Kriegsrüstung wurde sorgfältig geordnet und so verließ man ihn. Der Häuptling war aber nicht todt; denn, obschon er sich weder bewegen noch sprechen konnte, so wußte er doch Alles, was um ihn her vorging. Als er sich nun von seinen Freunden gleich einem Todten verlassen sah, wurde er von Wuth und Verzweiflung ergriffen. Nachdem sie klagend Abschied von ihm genommen, stand er auf und folgte ihnen; allein sie sahen ihn nicht. Er folgte ihrem Wege, er ging, wo sie gingen, wenn sie liefen, lief auch er, la-

*) Diese Geschichte steht in Shoolcrafts Reisen, einem Werke, das in Deutschland wenig bekannt ist.

gerten sie sich, um zu schlafen, so that er ein Gleiches; aber er konnte nicht mit ihnen essen, und wenn er sprach, hörten sie ihn nicht. »Ist es möglich,« rief er aus, »daß meine Brüder mich nicht sehen — mich nicht hören? Wollt ihr mich verbluten lassen, meine Wunden nicht verbinden? Wollt ihr mich verhungern lassen mitten unter Nahrungsmitteln? Haben meine Kriegsgefährten mich schon vergessen? giebt es keinen hier, der mich erkennt, oder einen Bissen Fleisch mir bietet.?« So klagte er und machte ihnen Vorwürfe; jedoch der Ton seiner Stimme erreichte sie nicht. Wenn sie überhaupt etwas hörten, so hielten sie es für den Sommerwind, der in den Blättern rauschte. Die Kriegsschaaren kehrten nach ihrem Dorfe zurück, Frauen und Kinder kamen heraus, um sie zu bewillkommnen, der Häuptling hörte ihre Fragen nach ihm und die Klagen seiner Freunde und Verwandten über seinen Tod. »Es ist nicht wahr,« kreischte er mit lauter Stimme, »ich bin nicht todt; — ich blieb nicht auf dem Schlachtfelde zurück; ich bin hier, ich lebe, ich bewege mich, seht mich doch, faßt mich an! Von neuem werde ich meinen Speer in der Schlacht erheben und meine Trommel beim Feste schlagen!« — Aber Niemand gewahrte ihn, seine Stimme hielt man für das Rauschen des Windes, der sich in den Zweigen der Bäume erhoben. Er ging nach seiner Hütte und fand seine Frau, wie sie eben das Haar sich ausraufte und über seinen Tod weinte. Er versuchte, sie zu trösten; sie schien aber

unempfindlich für seine Gegenwart. Er beschwor sie, seine Wunden zu verbinden; sie regte sich nicht. Er legte seinen Mund dicht an ihr Ohr und schrie: »Ich bin hungrig, gieb mir zu essen!« Sie dachte, sie höre einen Musquito in ihrem Ohre sumsen. Dem Häuptling ging die Geduld aus, er nahm seine ganze Kraft zusammen und gab ihr einen derben Schlag an ihre Schläfe, — sie fühlte mit der Hand nach ihrem Kopfe und sagte: »Ich habe einen leisen Kopfschmerz.«

Als der Häuptling dies sah, kam er auf den Gedanken, sein Körper möchte wohl auf dem Schlachtfelde geblieben sein, während nur sein Geist unter seinen Freunden wäre. Er entschloß sich daher, zurückzukehren und ihn zu suchen. Vier Tagereisen weit war der Platz, und als am letzten Tage er sich ihm eben näherte, sah er auf dem Wege eine Flamme. Er suchte an der Seite vorbeizugehen; er mochte sich indessen hin wenden, wohin er wollte, so war sie immer vor ihm. »Du Geist,« rief er zornig aus, »warum hinderst du mich? Weißt du nicht, daß ich auch ein Geist bin und nur in meinen Körper wieder hineinzukommen suche? Glaubst du etwa, mich zur Umkehr zu zwingen, so wisse, daß ich nie durch die Feinde meines Volkes besiegt wurde und auch von dir nicht will bezwungen werden!« Nach diesen Worten nahm er sich zusammen und sprang durch die feindselige Flamme. Er fand sich unter einem Baume auf dem Schlachtfelde sitzen in seiner ganzen

Kriegsrüstung zur Seite den Bogen und Pfeil, gerade so, wie ihn seine Freunde verlassen hatten, und als er aufsah, gewahrte er einen großen Kriegsadler auf den Zweigen. Es war der Manito, von dem er in seiner Jugend geträumt, sein Schutzgeist, der acht Tage über seinen Körper Wache gehalten und die wilden Thiere und Raubvögel von ihm abgewehrt hatte. Endlich verband er seine Wunden und erreichte, auf seinen Bogen und seine Pfeile gestützt, das Dorf. Hier wurde er von seinen Freunden mit Entzücken aufgenommen und beschloß die Erzählung seiner Abenteuer, indem er ihnen sagte: bis zum Lande der Geister seien vier Tagereisen; der Geist bedürfe jede Nacht eines Feuers, deshalb sollten seine Freunde und Verwandte vier Nächte hindurch das Leichenfeuer auf dem Grabe unterhalten, wo nicht, so würde der Geist genöthigt sein, es selbst anzufachen und zu schüren — ein Geschäft, das immer als sclavisch und beschwerlich angesehen wird. Dies ist die Tradition, durch welche die Chippewas den Gebrauch, auf ihren Gräbern Feuer anzuzünden, erklären.

Die Indianer haben eine sehr bilderreiche Götterlehre, die einem Poeten vortreffliche Stoffe liefern könnte. Sie ist von der Vielgötterei der Griechen ganz verschieden. Die Götterlehre der Griechen personificirt die ganze Natur und verkörpert alle abstracten Begriffe. Die Indianer vergeistigen die ganze Natur, sie setzen zwar keine Dryaden und Faune in ihre Wälder, noch Najaden in

ihre Gewässer; jeder Baum aber hat seinen Geist, jeder Fels, jeder Fluß, jeder schimmernde Stern, jeder säuselnde Wind hat seinen Geist; Alles, was sie nicht begreifen, ist Geist. Mit diesem Begriffe erklären sie sich jedes Geheimniß oder machen vielmehr jedes Ding um sie herum zum Geheimniß, was eben so groß ist, als das der Vereinigung von Leib und Seele im Menschen. Eine Uhr, ein Compaß, ein Feuergewehr — jedes hat seinen Geist. Der Donner ist ein zorniger Geist, das Nordlicht sind tanzende Geister, die sich eine Freude machen, die Milchstraße der Pfad der Geister. Vögel betrachten sie, vielleicht wegen ihrer ätherischen Bewegung, als auf gewisse Weise mit der Geisterwelt vorzüglich befreundet. Nicht nur haben, nach ihrem Glauben, alle Thiere Seelen, sondern es herrscht bei den Chippewa-Indianern auch die Ueberzeugung, daß es diesen in der andern Welt um so besser ergehen werde, je mehr ihr Leben und ihre Genüsse in dieser verkürzt worden seien. Daher empfinden sie beim Jagen keine Reue; wenn sie aber einen Bären oder eine Klapperschlange getödtet haben, so bitten sie sie feierlich um Verzeihung und entschuldigen sich mit dem Grunde der Nothwendigkeit.

Außer dieser allgemeinen Vergeistigung des ganzen Universums, welches für den Indianer lauter Geist unter gewissen Formen ist, haben sie noch gewisse mythologische Existenzen. Manabozha ist ein Wesen, dem Seeva in der Götterlehre der Hindus ähnlich. Die

vier Himmelsgegenden sind Geister; der Westen ist der älteste und Vater der Uebrigen, die einem schönen Mädchen, das sich eines Tages beim Baden vom Westwind umkosen ließ, ihr Dasein verdanken. Weeng ist der Geist des Schlafs, mit unzähligen untergeordneten kleinen Geistern, welche seine Botschafter sind. Sie haben das Geschäft, die Augen der Sterblichen zu schließen, indem sie leicht auf die Stirn derselben schlagen, um sie in den Schlaf zu klopfen. Dann haben sie Weendigos — große Riesen und Menschenfresser, gleich den Ascaparts und Morgantes in den alten Romanzen, und kleine, winzige Geister und Feen, die die Wälder und Wasserfälle bewohnen. Der Ribanàba, halb Mensch, halb Fisch, wohnt in den Gewässern des Obern-Sees. Gespenster und Verwandlungen giebt es in Menge, wie Sie gesehen haben. Der Waschbär war vor diesem eine Muschel, die an dem Ufer des Sees lag und von den Sonnenstrahlen belebt wurde. Der indianische Name desselben bedeutet: er war eine Muschel. Aus dem Gehirn einer gottlosen Ehebrecherin, deren Schädel an dem Felsen eines Wasserfalles zerschellte, wurde der Weißfisch *).

*) Ich habe die Einzelnheiten dieser phantastischen Geschichte über den Ursprung des Weißfisches gehört, kann mich aber derselben nicht erinnern. Ich glaube, die Frau wurde von ihren Söhnen getödtet. Die meisten der

Der Bereich der Hexereien, der Verzauberungen, der Talismane und Verwünschungen, die unter dem allgemeinen Namen der Medicin begriffen werden, ist ohne Grenzen. Henry erwähnt, daß einige Kaufleute unter den Handelsartikeln, welche sie mitgebrachte, um sie gegen Pelzwerk zu vertauschen, auch eine große Sammlung kleiner, grober Bilder für Kinder herausgegeben, zu einem halben Pfennig an Werth, hatten. (Ich erinnere mich, sie als Kind gesehen zu haben.) Sie verkauften diese zu hohen Preisen als Medicin, d. h. als Talismane, und fanden, daß dies ein sehr einträglicher und beliebter Handelsartikel war. Eins von diesen, ein kleines Bild, einen Schiffer darstellend, der seine Geliebte küßt, war unter den jungen Leuten eine geachtete Medicin und wurde schnell als ein Liebeszauber verkauft. Ein Soldat, der das Gewehr präsentirt oder seinen Säbel schwingt, war eine Medicin zur Befeuerung des kriegerischen Muthes. —

---

oben erwähnten Umstände erfuhr ich durch mündliche Mittheilungen, so wie auch durch einige der Blätter, welche Herr Shoolcraft herausgegeben hat. Dieser würdige Mann hat mit noch mehreren Anderen 1832 eine Gesellschaft zu Detroit gegründet: »um die nordwestlichen Stämme im Evangelium zu unterrichten, ihre Geschichte und Aberglauben zu erforschen, und Ackerbau, Fleiß, Friede und Mäßigkeit unter ihnen zu befördern.«

Die Aerzte und Manitos der Indianer werden Sie an die Fetische der Neger erinnern.

Hinsichtlich des Glaubens an Wahrzeichen und Geisterbeschwörungen möchte ich wohl die Gewißheit erlangen, in wie fern wir civilisirte Weißen mit unseren Schulen, Geistlichen und Lehrern den sogenannten Wilden überlegen sind *)?

*) Einer der ausgezeichnetsten Männer unsers Zeitalters, der einen Namen zurückließ, welcher eben so dauernd sein wird als er groß ist, war als Knabe in beständiger Furcht vor seinem Lehrer, und in dem Seelenzustande, den solch eine beständige Furcht hervorbringt, ernannte er eine große Spinne zu seinem Fetisch oder Manito, und pflegte jeden Tag zu derselben zu beten, damit er nicht geschlagen werde. — *The Doctor.* Vol V. — Als Kind wurde ich selbst zu einer Zauberin geführt, um von einer zufälligen Brandwunde durch Zauberei und Beschwörungen geheilt zu werden. Ich war ungefähr sechs Jahr alt, und erinnere mich noch sehr gut des ganzen Auftritts, welcher einen tiefen Eindruck auf meine kindliche Phantasie zurückließ.

Who would believe that with a smile, whose blessing
Would, like the patriarch's, soothe a dying hour;
With voice as low, as gent', as caressing,
As e'er won maiden's lip in moonlit bower;
With look, like patient Job's, eschewing evil;
With motions graceful as a bird's in air;
Thou art, in sober truth, the veriest devil,
That e'er clench'd fingers in a captive's hair!

Halleck.

Mr. Johnson sagt mir, was mich sehr erfreut, daß mich die Indianer lieben und mit meiner Gegenwart und dem Interesse, das ich für sie an den Tag lege, zufrieden sind und daß ich der Gegenstand vieler Gespräche und Nachsinnens bin. Da ich in Sitten und Gesichtsfarbe den europäischen Frauen, die sie zu sehen gewohnt sind, unähnlich bin, so haben sie mir, wie er sagt, unter sich einen Namen gegeben, der das deutlichste Charakteristische meiner Erscheinung ausdrückt, indem sie mich die weiße oder hübsche englische Häuptlingin (Ogima quay) nennen. Ich bin sehr vertraut mit ihnen, und werde immer mit lächelnder, guter Laune empfangen. Mit Hülfe weniger Worte, als: ainni ein Mann, miano gut, mudjee schlecht, mee gwedge ich danke, maja guten Tag, mit Nicken, Lächeln, Zeichen-

machen und freundlichem Handfassen halten wir sehr beredte Gespräche. Sogar die kleinen Kinder lächeln mir aus ihren komischen Wiegen zu, die um ihrer Mutter Hals geschlungen sind und mit Hülfe von Perler und Spielereien aus dem Kaufladen des Dorfes geht Alles vortrefflich, außer wenn sie mich um »englische Milch« (Rum oder Whisky) ansprechen, dann runzele ich die Stirn so viel ich kann und schreie mudjee! mudjee! schlecht, schlecht! dann lachen sie und wir sind wieder Freunde.

Die Scenen, die ich zuerst beschrieb, wiederholen sich immer. Jeden Morgen, wenn ich mein Zimmer verlasse und in den Thorweg komme, habe ich ein bo-jou zu wechseln und zwanzig bis dreißigen meiner lärmenden, dunkeln, fettigen, gemalten, in Decken gehüllten Freunde die Hand zu geben; heute hatten wir aber einige neue Auftritte.

Ich vergaß indeß, Ihnen zu erzählen, daß gestern Nachmittag eine zahlreiche Flotte Canoes, wenigstens dreißig bis vierzig an der Zahl, anlangte. Da der Wind frisch aus Westen blies, kam ein jedes mit seinem viereckigen, aus einer Decke verfertigten Segel mit außerordentlicher Schnelligkeit über das Wasser daher; es war ein schöner Anblick. Dann gab es hier den gewöhnlichen Lärm, das Aufbauen des Wigwams, das Feueranmachen und Kochen längs des ganzen Ufers, das jetzt sehr besetzt ist, und Kreischen, Jauchzen und

Tanzen bei dem Whisky-Laden. — Dies Alles habe ich Ihnen jedoch schon einmal beschrieben.

Auf Anlaß dieser neu Angekommenen geschah es vermuthlich, daß wir heute Morgen nach dem Frühstück eine große Besprechung oder Berathung hatten, der ich beiwohnen durfte, oder wie die Franzosen sagen, assistiren.

Es waren hier vier und funfzig ihrer Häuptlinge oder vielmehr ihrer bedeutendsten Männer, und nicht weniger als zweihundert Indianer rund um das Haus; ihre schwarzen, lebendigen Gesichter füllten Fenster und Thorwege; sie waren aber still, ruhig, und Keiner, außer den zuerst Eingelassenen, versuchte hereinzugehen. Alle faßten bei dem Hereintreten meine Hand; Einige hatte ich zuvor schon gesehen, Andere waren mir ganz fremd, doch bemerkte ich keinen Blick des Erstaunens, und Alles war ungezwungene, ernste Selbstbeherrschung. Einer solchen Anzahl so vollkommener Gentlemen in ihren Manieren bin ich nie begegnet.

Der Rath war übereingekommen, sie zu fragen: ob sie geneigt seien, Güter anzunehmen anstatt Thaler, als Zahlung der ihnen schuldigen Renten für den Verkauf ihres Landes, die nach dem Handelscontracte in Gelde zu zahlen waren. Die weißen Männer rechnen so sehr darauf, jedes Geschäft nach ihrer Weise mit den armen Indianern abzumachen, so daß ein Kaufmann mit der Regierung contrahirt hatte, die Waaren zu liefern, die die Indianer noch gar nicht anzunehmen eingewil-

ligt hatten. Er war gerade auf der Insel, da er mit mir im Dampfboote angekommen war.

Als die Häuptlinge hereinkamen, setzten sie sich auf den Boden. Die Hauptperson war ein ehrwürdiger alter Mann, der nicht sprach. Der Sprecher des Haufens trug einen langen, wollenen Deckenrock, einen karmoisinrothen Gurt, ein schwarzes Halstuch, Beinbekleidungen und Mocassins. Auch war hier ein gut aussehender junger Mann, nach europäischer Sitte schwarz gekleidet, zugegen. Er war gemischten Blutes, französisch und indianisch und durch katholische Priester früh nach Europa in das Collegium der Propaganda zu Rom gebracht worden, und war nicht längst zurückgekommen, um sich als Lehrer und Dolmetscher unter seinem Volke niederzulassen. Außer Herrn Shoolkraft war er der Einzige, der auf einem Stuhle saß, und er bewachte die Vorgänge mit großer Aufmerksamkeit. Indem ich einen nach dem andern dieser Häuptlinge genau betrachtete, bemerkte ich, daß fünf oder sechs gute Köpfe hatten — gut entwickelt, verständig und wohlwollend. Der alte Häuptling und mein Freund, der Regen, stachen unter Allen hervor, wie auch ein alter Mann mit einem schönen vollen Kopfe und hoher Stirn, gleich dem Gemälde von Rothjacke *), und ein junger Mann von angenehmem Aeußern, an dessen Gürtel zwei Kopfhäute

*) Ein Bild von Weir, im Besitz von Samuel Ward, Esqr. in Newyork.

hingen. Einige Gesichter waren mild und leer, andere dumm und grob, in keinem aber war eine Spur von Unverschämtheit und Wildheit oder der niedrige Ausdruck, den ich bei den verdorbenen Europäern der niedrigsten Klassen angetroffen. Die schlechteste Physiognomie war die eines berühmten Medicin-Mannes — sie war niedrig und schlau. Nicht nur das Aussehen, sondern auch die Gesichtszüge waren verschieden; sogar das unterscheidend Charakteristische an den Indianern, das kleine, tiefliegende Auge, das breite Gesicht, die hervorragenden Backenknochen waren nicht allgemein. Es gab unter ihnen regelmäßige Gesichtsbildungen, längliche Gesichter, gebogene Nasen. Ein Anführer hatte einen Kopf und ein Gesicht, das sehr an den Marquis Wellesley erinnerte. Alle sahen schmutzig, ernst und malerisch aus; nachdem sie sich auf den Boden niedergesetzt, zogen die meisten ihre Tabacksbeutel heraus und brannten ihre hölzernen Pfeifen an.

Offenbar war ihnen der gemachte Vorschlag zuwider. Der Redner hielt, nachdem er mit dem Anführer geflüstert hatte, eine lange, heftige Rede mit lauter, nachdrücklicher Stimme, und bei jeder Pause riefen die Zuhörer zum Zeichen ihrer Einwilligung »haha« aus. Ich bemerkte, daß er mitunter einen Spaß machte, der ein allgemeines Lächeln, sogar bei dem Dolmetscher und Herrn Shoolkraft hervorrief. Wenige Sätze wurden übersetzt, aus denen ich abnahm, daß sie das Anerbie-

ten als eine Verletzung des Vertrages, welchen ihr grosser Vater in Washington (der Präsident) mit ihnen abgeschlossen habe, ablehnten. »Sie bedürften keiner Waaren — sie bedürften der ausgemachten Dollars.« Viele der jungen Leute hatten sich von den Kaufleuten Waaren auf Credit verschafft und verzichteten daher auf den ihnen gebührenden Geldantheil, um ihre Schulden zu bezahlen; — kurz, die Verweigerung war deutlich und entschieden. Ich fürchte jedoch, sie wird ihnen nicht viel helfen *). Die niedrige Klein-Krämer-Art, in welcher die amerikanischen Beamten ihre Verträge mit den Indianern schließen (und brechen), ist schaamlos. Ich traf Keinen, der es zu leugnen oder zu entschuldigen versuchte. Mr. Shoolkraft sagte mir, so lange er indianischer Agent gewesen (fünfundzwanzig Jahre), habe er nie erlebt, daß die Indianer einen Vertrag verletzt oder ein Versprechen gebrochen hätten. Von seiner Regierung könne er das nicht rühmen. Das gegenwärtige

*) Seit meiner Rückkehr nach England fand ich folgende Stelle im Morning Chronicle aus einer amerikanischen Zeitung entlehnt: »Die Indianer von Michigan haben empörende Mordthaten begangen, weil ihnen die vom Ländereiverkauf schuldigen Zahlungen in Waaren, anstatt in Geld geleistet wurden, und man hegt hierüber ernstliche Besorgnisse. Die unglücklichen Ermordeten waren, aller Wahrscheinlichkeit nach, Ansiedler, welche keinen Theil bei diesem Geschäft hatten, wahrscheinlich Kinder und Frauen; das ist aber das bekannte Wiedervergeltungsrecht der Indianer.

Geschäft sei ihm zuwider, er sehe sich aber genöthigt, dem Vorsteher seines Departements zu gehorchen.

Die Indianer selbst machen witzige Späße über die schlechte Treue der »großen Messer *) « »Vater,« sagte einer der ausgezeichneten Pottowatamier, die Hauptperson bei dem Vertrage von Chicago, »Vater, Ihr habt Euren rothen Kindern mehrere Versprechungen gemacht und das Geld auf den Tisch gelegt; so schnell ihr es aber darauf legtet, eben so schnell ist es wieder herunter gefallen, auf eine Weise, die uns ganz unerklärlich ist. Wir wissen nicht, was daraus geworden. Wenn wir zusammenkommen und es unter uns vertheilen, so ist es Nichts, und wir bleiben arm, wie immer. Mein Vater, ich erkläre Euch nur die Worte meiner Brüder. Wir können nur das sehen, was vor unsern Augen ist, und sind unfähig, alle Dinge zu begreifen.« Dann wies er auf eine Zeitung, die auf dem Tische lag und fuhr fort: »Ihr seht das Papier auf dem Tische vor Euch — es ist doppelt. Was auf dem obern Blatte ist, könnt Ihr sehen, nicht aber das was auf dem untern steht; wir können nicht angeben, wo unser Geld hinkommt.«

*) Die Indianer gaben den Amerikanern den Namen Chesmokomaun (lange oder große Messer) im Jahre 1795, als sie vom General Wayne beim Miami-Fluß geschlagen wurden und so viel von den Säbeln der Cavallerie zu leiden hatten.

Diesmal sprachen zwei Redner und die Berathung währte beinahe zwei Stunden; ich verließ aber das Zimmer lange zuvor, ehe die Verhandlungen geschlossen wurden. Ich muß Ihnen nothwendig gestehen, — ich kann ein unangenehmes Hinderniß des nähern Umgangs mit diesen Leuten nicht überwinden. Der echte Indianer hat einen höchst eigenthümlichen Geruch, ganz unähnlich irgend einem Geruche, der je meine ekeln Sinne belästigte. Man sollte über diese Dinge hinwegkommen, und genau genommen, ist er nicht so widrig, als er eigenthümlich ist. Sie haben vermuthlich gehört, daß Pferde, die in den weißen Ansiedlungen aufgezogen sind, einen Indianer schon in bedeutender Entfernung riechen können und sichtliche Zeichen der Unruhe und des Schreckens verrathen, wenn sie einen Indianer in der Luft wittern. Was mich betrifft, so konnte ich über der Stelle, auf welcher ein Wigwam gestanden hatte, obschon es seit vielen Stunden abgebrochen und der Boden am Rande des Wassers hart und steinig war, den Indianer in der Luft riechen. Sie können daher begreifen, daß funfzig von ihnen, in Einem Zimmer versammelt, dazu der Geruch ihres Tabacks, der abscheulich ist, und das Rauchen mit allen seinen Nebenumständen, die ich verschweigen will, mich von der Stelle trieben. Ja, es ist wahr, eine Frau von zarten Gewohnheiten muß manche unangenehme Dinge er-

tragen lernen, wo nicht — so thut sie besser, sie bleibt zu Hause!

Nachmittags benachrichtigte mich Mr. Johnson, daß die Indianer zu meiner Unterhaltung einen Tanz anstellen wollten. Ich war natürlich sehr dankbar und erfreut. Beinahe in demselben Augenblicke hörte ich auch ihr Schreien und Kreischen längs des Ufers sich erheben, von dem Takte ihrer eintönigen Trommel begleitet. Wir hatten auf einer erhöheten Terrasse hinter dem Hause Platz genommen, — einer Art kleiner Grasplatz, nach der Felsenseite hin — die steilen Felsen, mit Bäumen und Gebüsch umgeben, erhoben sich hoch, gleich einer Mauer, über uns; der glanzvolle Sonnenschein eines wolkenlosen Sommertages war über unsern Häuptern — der blendende blaue See, und seine Inseln zu unsern Füßen. Sanft und elysisch in seiner Schönheit war Alles um uns her — und als diese wilden, mehr als halb nackten Gestalten heraufkamen, springend, jauchzend, trommelnd, kreischend, scheußlich bemalt und ihre Keulen, Tomahawks, Wurfspieße schwingend, war es, als gäbe es eine Maskerade von Teufeln, die ins Paradies einbrechen. Es war eine lächerliche und schreckliche Phantasmagorie. Von ihrer Art, sich zu kleiden, sage ich nichts, — denn, wie man weise spricht, aus nichts wird nichts; indeß, wenn nach unserm großen, modernen Philosophen »alle Symbole Kleider sind,« so waren meine indianischen Freunde so

wenig symbolisch, als Sie nur immer zu denken wagen können – passons la dessus. Waren die Decken und Beinbekleidungen bei Seite gelegt: so waren dagegen alle Hülfsmittel der indianischen Toilette, ihr ganzer Vorrath von Federn, Bärenklauen, Habichtsglocken, Roth, Ruß und Grünspan als Dekoration benutzt, — und nicht zwei einander gleich. Ein Mann trug 3 oder 4 Haarperrücken, welche von den Mähnen und den Schweifen der Thiere zusammengesetzt waren; ein anderer trug ein Hirschgeweihe, ein dritter hatte den Kopf mit der Haut und den Federn eines Kranichs oder irgend eines andern Vogels der Art herausgeputzt und der lange Schnabel desselben ragte an der Stirn hervor; ein vierter hatte die Schaale einer kleinen Schildkröte auf seinem Rücken hängen und hinten herab baumelnd; ein fünfter hatte das Fell eines Iltis zu diesem Zwecke benutzt. Einer hatte sein rechtes Bein mit rothen Balken und das linke mit grünen Linien bemalt. Zweifarbige Augen und Gesichter, grüne Nasen und blaue Kinne, oder umgekehrt, waren allgemein. Ich bemerkte, daß in dieser lächerlichen Verunstaltung, in dieser Sorgfalt, alles Symmetrische oder Harmonische in Form und Farbe zu vermeiden augenscheinlich etwas Studirtes und Künstlerisches lag. Das Orchester bestand aus zwei Trommeln, zwei Klappern und einem Chor von Stimmen. Der Gesang war ohne Melodie — eine immerwährende Wiederholung von drei oder vier Noten, trübe,

hart, einförmig. Eine Flagge wurde in den Boden gesteckt, und um diese begannen sie nun ihren Tanz, — wenn man dies Tanz nennen konnte. — Die Bewegungen bestanden in dem abwechselnden Erheben des einen, dann des andern Fußes, in dem Hin- und Herschwingen des Körpers. Hin und wieder hielten sie inne und stießen das fürchterliche, verlängerte, erschreckliche Geschrei aus, das von den Klippen wiederhallte, meine Ohren durchbohrte und meine Nerven erzittern machte. Die ganze Darstellung war vollkommen barbarisch und in ihrer Art ein vollkommenes Ganze. Eine Zeitlang betrachtete ich es mit Neugierde und Interesse; jedoch der angeborene Ekel gegen Alles, was Mißklang und Ungestalt ist, der in mir wohnt, machte es unerfreulich, davon Zeuge zu sein. Es beleidigte alle meine Empfindungen schrecklich. Mitten inne hatte ich einen dieser wunderlichen, unerklärbaren Gedanken-Uebergänge, welche durch irgend eine physische oder geistige Gegenwirkung angeregt werden können, zufolge eines Naturgesetzes, welches Gegensätze gegen einander stellt. Ich erinnerte mich, wie ich voriges Jahr an diesem Tage in einer Loge saß, um Charlotte Grisi und Perrot tanzen, oder vielmehr die Galoppe »aus Benjowsky« fliegen zu sehen. Die Sonderbarkeit dieser plötzlichen Gedanken-Verbindung machte mich lachen, was die Indianer, da sie es als den Ausdruck meines höchsten Wohlgefallens betrachteten, jeden Augenblick

wilder und belebter machte, indem sie die Kraft ihrer abscheulichen ungeschickten Bewegungen und das Durchdringende ihres wilden Geschreies verdoppelten, so daß ich mich unwillkürlich nach einem Mittel umsah, mich zu flüchten, — dies würde jedoch sehr grob gewesen sein, weshalb ich mich selbst zurückhielt.

Ich darf nicht vergessen, zu erwähnen, daß die Gestalten der meisten Männer prächtig waren; jedoch mehr gewandt und zierlich, als muskulös — mehr zur Jagd, als zur Arbeit geeignet, mit kleinen und wohlgeformten Händen und Füßen. Als der Tanz zu Ende war, verließ ein junger Krieger die Gruppe und setzte sich, um auszuruhen, auf einen Hügel nieder. Sein Speer lag quer über seinen Knieen, und seinen Kopf stützte er auf die Hand. Er war nicht gemalt, außer einigen rothen Flecken auf seiner Brust, und auf dem Kopf trug er nur die Feder eines Fischadlers. Hier saß er — ein wahres Ideal für einen Bildhauer! Die Vollkommenheit seiner Gestalt, die zierliche Hinneigung seiner Stellung erinnerte an einen jungen Merkur oder an Thorwaldsens »Schäferjungen.« Ich stand auf, um mit ihm zu sprechen und dankte ihm für seine Anstrengungen beim Tanze, die in der That sichtbar gewesen waren; sodann fragte ich ihn, um nur etwas zu sagen, ob er Frau und Kinder habe? Der ganze Ausdruck seines Gesichts veränderte sich auf einmal, und mit einem Ausdruck zarter Schüchternheit, gleich einem jungen

Mädchen, welches dem ersten Flüstern ihres Geliebten lauscht, sah er nieder und antwortete sanft: »Kah-ween,« nein, wirklich nicht. Ich fühlte, daß ich zum Erstenmale einen Indianer in Verlegenheit gesetzt hatte und zog mich zurück, wirklich eben so außer Fassung, als der Jüngling selbst. Ich fragte ihn nicht nach seinem Namen, denn das wäre ein Verstoß gegen die indianische Form guter Erziehung, erfahre aber, daß er der »fassende Habicht« genannt wird — und ein schönes Geschöpf ist er, — gleich einem Vollblut-Pferd oder dem Apollo; West's Vergleichung des Belvedereschen Apolls mit einem jungen Mohawkischen Krieger hat mehr Treffendes und Wahres, als ich je glaubte oder vorher zugestand.

Ein Fäßchen Taback und ein Faß Mehl wurde ihnen gegeben, und sie zerstreuten sich, wie sie gekommen waren, trommelnd, schreiend, springend, ihre Keulen und Kriegsbeile schwingend.

Abends ruderten wir in einem Canoe nach der entgegengesetzten Insel hinüber, um zu landen und nach dem Sitze der beabsichtigten Missionair-Niederlassung für die Indianer zu sehen. Kaum erreichte jedoch der Kiel unsers Canoes das waldige Ufer, als wir in eine Muskito-Wolke eingehüllt waren. Wir durften nicht daran denken, den Feind zu vertreiben; nach zwei oder drei

vergeblichen Versuchen wurden wir zurückgeschlagen, und überließen es den Herren, zu beharren. Wir, d. h. die junge irländische Frau und ich, stießen das Canoe ab, setzten uns hinein und schwammen fort, irländische Lieder und Serenaden singend; — sicher die ersten, die je das Echo des Wald-Eilandes erhoben. Von hier aus gesehen hat Mackinaw genau die Gestalt, die ihr Name bezeichnet, die Gestalt einer großen, auf dem Wasser schlafenden Schildkröte. Es gab eine Masse purpurnen Schattens; an dem einen Ende senkte sich die Sonne in den See und ließ ihren Widerschein auf dem Wasser zurück, gleich dem Saume eines feurigen schwimmenden Kleides. Auch dies verging und wir kehrten in dem sanften Zwielicht singend, wie wir fortgefahren, zurück.

Vague mystery hangs on all these desert places,
The fear which hath no name, hath wrought a spell,
Strength, courage, wrath, have been, and left no traces;
They came — and fled! but whither! who can tell?
We know but that they were; that once (in days
When ocean was a bar 'twixt man and man)
Stout Spirits wander'd o'er these capes and bays,
And perished where these river waters ran.

Barry Cornwall.

Den 29sten Juli.

Wo war ich? Wo hörte ich vor vier Tagen auf? Oh! in Mackinaw, dieser Feeninsel, die ich nie wieder sehen werde und die ich gern den Amerikanern geraubt hätte, um sie in meiner Putzschachtel oder in meinem Zahnstocher-Etui Ihnen mit nach Hause zu bringen — ein kühner Wunsch, — ich nehme meine Geschichte wieder hundert Meilen davon auf, — ehe ich Ihnen aber sage, wo ich jetzt bin, muß ich sie in einem passenden, tagebuchmäßigen Style, über den Boden, oder vielmehr über's Wasser führen.

Ich saß vorigen Freitag bei schwüler Mittagshitze unter dem Schatten eines Schooners, der eben an dem kleinen Hafendamme gelandet war, skizzirend und träumend, — als ein Bote athemlos ankam, um mir zu sagen, daß ein Boot nach dem Sault Ste. Maria gehe,

für welches ich mich zur Ueberfahrt einrichten könne. Dies war nun gerade das, was ich wünschte, worauf ich gewartet hatte, und doch hörte ich diese Nachricht mit einer Empfindung des Bedauerns. Ich fühlte mich täglich von Mrs. Shoolkrafts Gesellschaft mehr angezogen — interessirte mich täglich mehr für sie; und der Gedanke, mich zu trennen, mich plötzlich zu trennen, überraschte mich und war mir keineswegs angenehm. Als ich das Haus erreichte, fand ich Alles in Bewegung, und erfuhr zu meinem unaussprechlichen Vergnügen, daß meine Freundin die Gelegenheit wahrnehmen und mich mit ihren Kindern auf der Reise begleiten wolle, um ihrer Mutter und Familie einen Besuch abzustatten.

Wir hatten nur eine Stunde Zeit, um unsere Gepäck und unsere Vorräthe zu besorgen — und in einer Stunde waren wir fertig.

Diese zweitägige Reise sollte in einem kleinen, canadischen Boote, durch fünf Voyageurs von dem Sault gerudert, vor sich gehen. Das Boot hätte funfzehn Personen fassen können, kaum mehr, und war plump von Gestalt. Die zwei Enden waren für die Ruderer, für die Bagage und die Vorräthe eingerichtet; in der Mitte war ein leerer Raum mit einem Schrank an jeder Seite, auf dem wir saßen oder lehnten, nachdem wir unser kleineres und werthvolleres Gepäck darin aufbewahrt hatten. Dies war die innere Einrichtung.

Die Entfernung bis zu dem Sault, oder wie die

Amerikaner es nennen, der Soa, beträgt nicht mehr als dreißig Meilen zu Lande, nach dem Vogelflug gerechnet; da aber die ganze Fläche lauter Moraſt und wirrer Wald iſt, ſo wird ſie ſelten, außer im Winter mit Schneeſchuhen, durchſchritten. Der gewöhnliche Weg zu Waſſer beträgt 94 Meilen.

Um 3 Uhr Nachmittags gingen wir mit günſtigem Winde zur See, und nachdem wir ungefähr eine Meile vom Ufer entfernt waren, wurde das kleine viereckige Segel aufgezogen, und wir fuhren fröhlich über die blauen Wogen dahin. Wegen eines ausführlichen Berichtes über die Voyageurs oder die canadiſchen Bootsmänner, über ihre eigenthümliche Lage und Lebensweiſe verweiſe ich Sie auf Waſhington Irwings »Aſtoria.« Was er berichtet, daß ſie geweſen, und wie Henry ſie zu ſeiner Zeit beſchreibt, das ſind ſie noch heut zu Tage in den Gegenden der obern Seen *).

*) Da ich ſpäterhin dieſer beſondern Menſchenclaſſe öfters erwähnen werde, ſo ſchreibe ich folgende Stelle aus, um dem Leſer und dem Autor einige Mühe zu erſparen.

Die Voyageurs bilden in den Canada's eine Art von Brüderſchaft, wie die Arriero's und Carriers in Spanien. Der Anzug dieſer Leute iſt gemeiniglich halb civiliſirt, halb wild. Sie tragen ein geſtreiftes baumwollenes Hemd, Tuchbeinkleider oder nur lederne Beinbekleidungen, Mocaſſins von Hirſchleder und einen aus bunter Wolle geflochtenen Gürtel, an welchem Meſſer, Tabacksbeutel und andere Gegenſtände befeſtigt ſind.

Aber die Voyageurs in unserm Boote waren keine befriedigenden Exemplare ihres sehr unterhaltenden und

---

Eben so hat ihre Sprache auch einen gemischten Charakter, da sie aus einem französischen Patois, mit englischen und italienischen Worten und Phrasen zusammengesetzt ist. Sie sind gewöhnlich von französischer Abkunft und haben viel von der Heiterkeit und dem leichten Sinne ihrer Vorfahren geerbt, auch einen hohen Grad von Höflichkeit und Gefälligkeit, so daß, während gewöhnlich diejenigen Menschen, welche ein beschwerliches, arbeitsames Leben führen, sich unter einander mit Grobheit und Härte begegnen, die Voyageurs einander gefällig und dienstfertig sind, freundlich an die Hand gehen und sich in jeder Noth Hülfe und Trost bieten; sie geben vertrauliche Benennungen von Vetter und Bruder, selbst da, wo keine Verwandtschaft obwaltet. Kein Volk ist seinen Anführern und Vorgesetzten so unterwürfig wie dieses, noch so geeignet, Anstrengungen zu ertragen, und unter Entbehrungen guter Laune zu sein. Nie sind sie so glücklich, als bei langen mühseligen Expeditionen, wenn es gilt, das Boot auf einem Flusse stromaufwärts oder längs der Ufer eines Sees zu ziehen. Sie sind geschickte Schiffer, kräftig am Ruder und geschickt im Steuern; sie werden vom Morgen bis zum Abend ohne Unterbrechung arbeiten und nicht murren. Der Steuermann pflegt oft ein altes französisches Lied zu singen, mit einem gehörigen Refrain, in welchem Alle einstimmen, indem sie mit den Rudern den Takt dazu schlagen.

Wenn je ihre gute Laune nachläßt, oder sie bei der Anstrengung ermüden, braucht man nur irgend ein Lied dieser Art anzustimmen, und Heiterkeit und Thätigkeit erwacht von Neuem.

eigenthümlichen Standes. Von dreitägigem vorgängigen Rudern waren sie ermüdet und hatten nur zwei hülflose Frauen bei sich, um ihnen beizustehen. Sobald daher das Segel aufgezogen war, fingen zwei von ihnen an, auf einem Fasse Karten zu spielen, und die andern zwei legten sich schlafen. Der jüngste und klügste von der Bande, ein lebhafter, Halbblut-Jüngling von achtzehn Jahren nahm das Steuer. Er erzählte uns mit großer Selbstgefälligkeit, daß er Kapitain, und bereits zum dritten Male schon von seinen Kameraden zu dieser Würde erwählt worden sei, — ich kann aber nicht sagen, daß er gehorsame Mannschaft hatte.

Ungefähr um 7 Uhr landeten wir, um unser Abendbrot auf einer Insel zu kochen, die von Henry als die Insel Isle des Outardes angeführt wird, und jetzt Gänse-Insel heißt. Mrs. Shoolkraft übernahm die allgemeine Anordnung mit der Flinkheit einer Person, die an dergleichen Stegreifs-Einrichtungen gewöhnt ist, und ich that in meinem neuen Berufe mein Möglichstes — zog einen oder zwei verdorrte Aeste zum Feuer — der letzte zweimal so dick als ich selbst, — und legte das Tischtuch auf das steinige Ufer. Das Feuer wurde deswegen so groß gemacht, um die Muskitos abzuhalten, was uns auch gelang, wir mußten jedoch so viel Rauch einschlucken, daß er uns äußerlich zu Schinken oder Bratheeringen hätte räuchern können. Wir kehrten sodann zu dem Boote zurück, machten für die Kinder, die

im Entzücken waren, ein Bett aus Matten und Decken auf dem Boden zurecht und bereiteten unser eigenes auf den Schränken zu beiden Seiten aus Büffelhäuten, Decken, Shawls, Mänteln und was sonst zu benutzen war, und hatten eine Chatulle zum Kopfkissen.

Nach Sonnenuntergang legte sich der Wind. Die Männer wurden zum Rudern aufgefordert, schützten aber Ermüdung vor, auch seien sie für den Tag und nicht für die Nacht gemiethet (ihre gewöhnliche Entschuldigung). Einer nach dem Andern verließ mürrisch das Ruder und sank unter seine Decke um zu schlafen, unsern jungen Capitain ausgenommen; gleich Ulysses, als er von Calypso fortsteuerte

An dem Steuer saß er und bewachte die Himmel
Und verhüllte nicht in Schlaf sein immer wachendes Auge.

Er hielt sich selber wach dadurch, daß er Lieder sang, bei denen Mrs. Shoolkraft ihre Stimme mit der seinigen vereinigte. Ich lag still horchend und zu den Sternen aufsehend; wenn eine Pause im Singen eintrat, hielten wir die Unterhaltung im Gange, aus Furcht, der Schlaf möchte unsern einzigen Piloten und Wächter etwa auch übermannen. So schwammen wir unter dem göttlichen Baldachin, »den die Liebe ausgebreitet hat, um die schlafende Welt zu verbergen.« Es war eine liebliche, eine gesegnete Nacht, klar, ruhig und warm, und wir kamen ein wenig vorwärts, denn beides, Wind und Strömung, waren uns günstig.

Als wir an der Küste einer kleinen, schattigen Insel hinfuhren, erwähnte unser Captain einer sonderbaren Begebenheit, die uns in das indianische Leben und seinen Charakter einen Blick vergönnt. Vor kurzer Zeit schoß ein junger Chippewa-Jäger, den er kannte, auf dieser Stelle Eichhörnchen, als zufällig eine große vertrocknete Fichte auf ihn fiel, ihn niederstreckte und ihm ein Bein in zwei Stücke zerbrach. Er konnte nicht aufstehen, konnte den Baum nicht entfernen, der auf seinem zerbrochenen Beine lag. Er war auf einer kleinen, unbewohnten Insel, ohne die geringste Wahrscheinlichkeit vorübergehender Hülfe, und es schien ihm nichts anders übrig zu bleiben, als hier liegen und qualvoll verhungern zu müssen. In dieser Noth zog er, mit aller Kraft und Schnelligkeit der Hülfsmittel eines echten Indianers, sein Messer heraus, schnitt das Bein ab, verband es, schob sich selbst auf dem Boden zu seinem Jagdcanoe und schaufelte sich nach Hause zu seinem Wigwam, wo die Cur vollendet wurde, und wo er noch lebt.

Vielleicht scheint Ihnen diese Geschichte unglaublich; ich glaube sie fest. Damals und später hörte ich noch andere Beispiele von der Kraft, dem Muthe und der Geschicklichkeit der Indianer, mit welcher sie einige der kühnsten und gefährlichsten chirurgischen Operationen vollbrachten, die ich wahrlich nicht wagen darf niederzuschreiben. Sie würden sie glauben, wenn ich darauf schwören könnte, daß ich sie mit »meinen eigenen zwei gut

sehenden Augen gesehen,« und sonst nicht. Ich will jedoch eine oder zwei der am wenigsten wunderbaren Geschichten erzählen. Es war einmal ein junger Anführer und berühmter Jäger, dessen Arm durch das Zerspringen seiner Büchse in Stücken zerrissen war. Niemand wollte die Amputation wagen; er wurde daher mit gewissen Kräutern verbunden und der Verband mit vielen Zauberformeln begleitet. Der junge Mann, von der Unwirksamkeit solcher Heilmittel wahrscheinlich unterrichtet, wartete, bis man ihn allein ließ. Er hatte inzwischen mit Mühe und Anstrengung eins seiner Messer zu einer Säge gemacht — und mit diesem brachte er die Amputation seines Armes zu Stande. Als nun die Verwandten wiederkamen, fanden sie den Arm an der einen Seite seines Wigwams liegen, während der Patient mit seinem Verbande an der andern saß und mit großer Ruhe rauchte.

Mrs. Shoolkraft erzählte mir von einem jungen Chippewa, der, bloß von seiner Frau begleitet, einen Jagdzug machte. Sie hatten sich einst in beträchtlicher Entfernung von dem Dorfe gelagert, als die Frau von Geburtswehen ergriffen wurde. Gewöhnlich ist dies eine sehr leichte Sache bei den indianischen Frauen, da gefährliche Fälle oder Tod äußerst selten vorkommen; bei dieser Gelegenheit war aber eine ungewöhnliche und gräßliche Schwierigkeit vorhanden. Der Mann, der mir als zärtlich und gut geartet beschrieben wurde und seine Frau sehr liebte, that Alles, um ihr zu helfen; nach mehrern

Kämpfen aber wurde sie unempfindlich und lag, wie er glaubte, todt da. Er nahm sein Messer, machte an seiner Frau den Kaiserschnitt, rettete sein Kind, dann auch die Mutter und brachte Beide in einem Schlitten nach Hause in sein Dorf, wo Mistreß Shoolkraft, wie sie sagte, Beide, den Mann und seine Frau, oft gesehen hatte.

Wir unterhielten uns bis lange nach Mitternacht; alsdann wurde das Boot an einen Baum gebunden, jedoch aus Furcht vor den Musquitos in einiger Entfernung von dem Ufer gehalten und nun wandten wir uns dem Schlafe zu. Ich erinnere mich, daß ich einige Minuten wach lag, und zu den ruhigen Sternen aufsah, so wie auf das dunkle, sich wälzende Wasser rund um mich her und nach dem schwachen, schwindenden Monde, der gerade am Ende des Horizontes hing. Ich sah ihn in dem Busen des Sees, gleichwie zur Ruhe sinken und fiel dann mit einem Gedanken an weit entfernte Freunde und mit einer Danksagung — in Schlaf. Wunderlich ist es, daß ich nicht daran dachte, den göttlichen Schutz anzuflehen und daß keine Empfindung von Furcht über mich kam; es war mir, als sähe Gottes Auge auf mich hernieder, als sei ich beschützt. Ich behaupte nicht, daß mir dieses Bewußtsein deutlicher vor die Seele trat, als dem unentwöhnten Kinde in der Wiege; ich hatte aber ein unbewußtes Gefühl von Liebe und Vertrauen, so

fühle ich noch, wenn ich mir diese Augenblicke zurückrufe.

Ich schlief indeß unruhig, da ich nicht an das hölzerne Lager und an die wollene Decke gewöhnt war, ça viendra avec le temps. Bei der Morgenröthe erwachte ich in einer Art von Erstarrung, fühlte mich aber erfrischt, nachdem ich mein Gesicht und meine Hände über Bord gebadet. Die voyageurs waren nach einer guten Nachtruhe besserer Laune und griffen männlich zu ihren Rudern. Bald nach Sonnenaufgang kamen wir um das in der Geschichte der nordwestlichen Abenteuer berühmte Vorgebirge 'Grand-Detour', auf halbem Wege zwischen Mackinaw und dem Sault. Wenn Sie jetzt die Charte zur Hand nehmen, so werden Sie sehen, daß sich unser Lauf von jetzt an veränderte; wir mußten ganz kurz um das Vorgebirge wenden, und fast gerade nach Westen hinsteuern; daher der sehr passende Name Grand-Detour. Der bisher günstige Wind legte sich und wurde ganz still. Dieser Theil des Huron-Sees ist mit kleinen Inseln bedeckt, die, wie das benachbarte Festland, alle unbewohnt sind, obgleich die reichste, lieblichste, phantastischste Vegetation sie bekleidet, und sie auch ohne Zweifel von thierischem Leben wimmeln.

Ich kann und darf Ihnen die sonderbaren Empfindungen nicht beschreiben, die man hat, wenn man sich so auf eine Zeitlang jenseits der Grenzen der civilisirten

Menschheit, oder der Menschheit überhaupt, hingeworfen sieht, auch kann ich die wilden, doch feierlichen Träumereien nicht erzählen, die mitten in dieser Wildniß von Wäldern und Gewässern in der Seele aufsteigen. Alles war so einsam, so groß in seiner Einsamkeit, als wenn die ungestörte Natur sich selber genügte. Zwei Tage und zwei Nächte währte die Einsamkeit ununterbrochen fort; nicht eine Spur gesellschaftlichen Lebens, — kein menschliches Wesen, kein Canoe, nicht einmal ein verlassener Wigwam begegnete unserm Auge. Unser kleines Boot setzte seinen Weg über den ruhigen See und unter grünbelaubten Inseln fort; und wir, seine Bewohner, zwei Frauen, verschieden in Rücksicht auf Clima, Nation, Hautfarbe, die vor wenigen Tagen noch einander fremd waren, hätten uns für allein in einer neugeschaffenen Welt halten können.

Wir landeten, um auf einem Vorgebirge der Insel St. Joseph unsere Kessel aufs Feuer zu setzen und zu frühstücken. Diese sehr schöne Insel ist zwischen dreißig bis vierzig Meilen lang und hat beinahe hundert Meilen im Umfange. Gegen die Mitte hin ist sie hoch und malerisch. Auf der andern Seite derselben ist angeblich eine Niederlassung von Weißen und Indianern. Eine andere große Insel, Drummonds-Insel, war uns nur kurze Zeit sichtbar. Wir hatten hier ebenfalls eine Niederlassung, die man unbegreiflicher Weise an die Amerikaner abgetreten hat. Wenn Sie nur auf die Charte

sehen, so werden Sie sich mit mir wundern, daß wir diese Insel weggeben konnten, während wir die St. Josephs- und die Manitoolin-Inseln zurückbehielten. Beide waren während des Kriegs durch Forts und Garnisonen besetzt.

Während das Frühstück zubereitet wurde, hatten die Kinder einige schöne Erdbeeren gepflückt. Die Hitze war jetzt beinahe unerträglich geworden, und unglücklicherweise hatten wir keine Markise. Die Männer ruderten matt und wir kamen nur wenig vorwärts. Wir schifften längs der südlichen Küste von St. Joseph viele Meilen durch Binsen-Flächen, durch den George- und Schlamm-See (dieser Name, dacht' ich, muß ein Pasquill sein, denn der See war ruhig und blau wie der Himmel; angeblich soll ihn jedoch, wie es dem mürrischen Temperamente geht, der geringste Windstoß schwarz wie Schlamm machen, wo er sich dann nicht leicht wieder beruhigt); und dann kam eine Reihe von offenen Wasserflächen zwischen lieblichen, ganz einsamen Inseln. Der Himmel war ohne Wolke, ohne Flecken, — ausgenommen, wenn man den großen Fischadler über seine blauen Höhen segeln sah — das Wasser war ohne Welle. Wir waren zu heiß und zu matt, um zu sprechen, Nichts unterbrach die tiefe Mittagsstille, außer dem Tauchen der Ruder oder dem Springen und Plätschern eines Störs, wenn er über die Oberfläche des Wassers hinschnellte und einen Kreis kleiner Wellchen hinter sich

ließ. Alle Inseln, an denen wir vorüberfuhren, waren so bewaldet und mit Muskitos bevölkert, daß wir nicht eher landen und Feuer anmachen konnten, als bis wir die Mündung des St. Mariens-Flusses zwischen der Nebisch-Insel und dem Festlande erreichten.

Hier war ein wohlbekannter Fleck, eine Art von kleiner Oeffnung auf einem flachen Ufer, das Lager genannt, weil ein Haufen Bootsleute, die vom Superior-See heruntergekommen und hier die Nacht über gelagert hatten, vom Froste überfallen, genöthigt gewesen waren, den ganzen Winter über bis zum Frühjahre hier zu bleiben. Nachdem wir an diesem heißen Tage bis sieben Uhr gegen den Wind, so viel dessen eben war, und gegen den Strom, der rasch und stark vom Superior-See herunterkommt, gerudert hatten, erreichten wir endlich den versprochenen Zufluchtsort für Ruhe und Erfrischung. Ach! weder das Eine, noch das Andere sollte uns zu Theil werden! denn in dem Augenblicke, wo unser Boot dem Ufer sich näherte, wurden wir auch in eine Muskito-Wolke eingehüllt. Es wurden sogleich mehrere Feuer angezündet; sechs derselben brannten auf einmal um uns herum; wir waren beinahe erstickt und geräuchert — doch Alles vergebens. Endlich überließen wir den voyageurs die Vorsorge für den Kessel und zogen uns in unser Boot zurück, indem wir dieses vermittelst eines langen Strickes an einem Baume befestigen ließen; dann nahm Jede von uns ein Ruder —

ich wünschte nur, Sie hätten uns sehen können! — wir stießen vom Lande, und die Kinder scheuchten unterdessen mit großen Zweigen den Feind hinweg. Halb verhungert gingen wir nun an unser Abendbrot, und waren damit viel zu sehr beschäftigt, als daß wir uns nur hätten umsehen mögen. Da sahen wir uns auf einmal wieder von unsern alten Feinden umgeben; sie kamen in Schwärmen, in Wolken, in Myriaden auf uns zu, kamen uns in die Augen, Nasen und in den Mund, und stachen uns bis aufs Blut. Während wir mit unsern Küchenangelegenheiten beschäftigt waren, hatten wir uns unversehens dem Ufer genähert und uns in die Wurzeln der Bäume so verwickelt, daß wir nur mit Mühe wieder herausgezogen wurden und unterdessen unsern abscheulichen Peinigern ein reiches Mahl darbieten mußten. Die lieben Kinder weinten vor Schmerz und Ungeduld, und hätte ich mich nicht geschämt, ich hätte gern mitgeweint.

Ich hatte in Italien schon diese Plagen empfunden, und auch Sie mögen jetzt wissen, was man in den südlichen Gegenden der alten Welt davon zu leiden hat; das ist indeß, glauben sie mir, nur Spaß gegen einen Wald voll solchen Ungeziefers in diesen wilden Regionen! Ich hatte viel davon gehört und war gewarnt worden, hätte jedoch nie den Grad von Marter begreifen können, die sie verursachen, noch die Unmöglichkeit der Flucht, Vertheidigung oder Geduld. Irgend eine

liebenswürdige Person, die eine besondere Sorge für unsere künftige Seligkeit trug, nannte unter den Qualen, die den verhärteten Sündern bevorständen, auch die, von erzenen Muskitos, die so groß als schwarze Käfer seien, gestochen zu werden. — Dies war jedoch ein Unwissender, ein Pfuscher. — Sie können mir glauben, daß das Erz eine ganz unnütze Zugabe ist und der Zuwachs von Größe ebenfalls. Muskitos, wie sie in dieser Oberwelt vorhanden, sind eine so hübsche und complete Marter, als sie der sinnreichste Amateur Sünder-Quäler nur immer ausdenken kann. Denken Sie doch, daß ein Muskito nicht gleich einer Wespe oder Bremse sticht; er hat einen langen Rüssel, gleich einer Pfrieme, mit dem er in Ihre Adern bohrt, Ihnen das Lebensblut aussaugt und Gift und Fieber hinterläßt. Jedoch genug von den Muskitos — ich werde künftighin nichts mehr von ihnen sagen, als sie bloß nennen; sie können die Weisheit dazu bringen, sich selbst aufzuhängen und die Geduld gleich einem Türken und Reitersmann zu fluchen.

Wir verließen dieses abscheuliche, ungastliche Ufer sobald als möglich. Der Feind folgte uns indeß nach und wir wurden ihn sobald nicht los. Die Nacht kam heran und wir waren noch zwanzig Meilen unter dem Sault.

Ich bot den Männern eine Extra-Vergütung, wenn sie ununterbrochen an ihren Rudern bleiben wollten,

dann legte ich mich ganz erschöpft auf meinen Schrank und Decke nieder. So oft ich aber auch aus meinem unruhigen Schlummer erwachte, immer fand ich Mrs. Shoolkraft über ihre schlafenden Kinder gebeugt, ihnen die Muskitos abwehrend und die ganze Zeit über einen tiefen, melancholischen indianischen Gesang singend, während die nördlichen Lichter am Himmel strahlten und tanzten, und das dann und wann sich erhebende Klagen des Windes, die sich sammelnden Wolken und die kalte Atmosphäre eine Wetterveränderung ankündigten. Dies würde ein comble du malheur gewesen sein. Als das Tageslicht erschien, kamen wir an der Zucker-Insel vorüber, wo alle Frühjahre eine große Menge Ahorn-Zucker gemacht wird, und eben als es anfing ernstlich zu regnen, kamen wir bei dem Sault St. Maria an. Auf der einen Seite des Flusses wurde Mrs. Shoolkraft von ihrer Mutter bewillkommnet und auf der andern empfingen mich meine Freunde, die Mac Murray's mit zärtlicher, herzlich empfundener Gastfreundschaft. Ich ging zu Bette, — ach, welcher Luxus! — und schlief sechs Stunden.

Genug von feierlichen Träumereien über sternbeleuchtete Seen — genug! — zu viel — von mir selbst — und den eigenen Begegnissen. — Ich nehme ein neues Blatt und das soll ein Kapitel über Geographie, Topo-

graphie, Natur-Philosophie und dergleichen weise Dinge sein. Ziehen Sie aber erst den Vorhang zu, ich sehe sonst noch länger nach diesen schäumenden Gewässern, werde gewiß schwindlich werden — alle Memoranda vergessen, die ich für Sie gesammelt habe, auch meine Berechnungen vergessen und Ihnen und mir selbst unverständlich werden.

Der Fluß St. Maria ist gleich dem schon beschriebenen Detroit und dem St. Clair, eigentlich eine Meerenge; der Verbindungskanal zwischen dem Superior- und dem Huron-See. Ungefähr zehn Meilen höher hinauf verengt sich der große See zu einer Meerenge, dann, als [illegible] durch das höhere Land dringend, strömt er rauschend dahin, bis er auf eine niedere Schicht oder Klippe trifft, über die er sich schäumend und wüthend hinwegstürzt und einen Pfad für seine Wellen durch den Felsen bricht. Der Niederfall beträgt ungefähr siebenundzwanzig Fuß auf drei Viertel Meilen, aber das Rauschen beginnt schon oben und der Lärm währt unterhalb des Falles noch fort, so daß das Auge ungefähr eine Meile lang eine Fläche weißen Schaumes sieht, und die Wirkung gerade wie bei dem Weltmeere ist, das sich gegen ein felsiges Ufer stößt; jedoch nicht so furchtbar und großartig wie bei den kleinen Katarakten des Niagara, aber eben so schön — ganz so belebt.

Was die Franzosen einen saut (Sprung) nennen, heißt bei uns ein Fall. Der Sault St. Maria ist

übersetzt in den Wasserfällen von St. Mary. Bei diesem Namen werden die Wasserfälle oft genannt, aber die Dörfer an ihren Ufern behalten immer ihre alten Namen und heißen der Saut. Ich weiß nicht, warum der schöne Strom und seine herrlichen Wasserfälle unter den besonderen Schutz der gebenedeieten Jungfrau gestellt worden sind; vielleicht, weil er außerordentliche Lieblichkeit und unwiderstehliche Gewalt mit einander verbindet, oder wahrscheinlicher, weil die ersten Abenteurer diesen Platz an einem Tage erreichten, der im Kalender der Maria geheiliget war.

Die Franzosen, immer thätig und unternehmend, waren die ersten, welche diese wilden Regionen durchdrangen. Hier hatten sie zu Anfange des vorigen Jahrhunderts einen wichtigen Handelshafen und ein kleines Fort. Beide wurden mit den übrigen in dieser Gegend im Jahre 1762 an Großbritannien abgetreten. Ich zweifle, ob der damalige junge König und sein Minister auch nur den geringsten Begriff von dem Werthe und der Ausdehnung dieser in unsern Besitz gegebenen Länder hatten, oder an die Verantwortlichkeit dachten, die das Abtreten mit sich brachte; — nur soviel ist gewiß, daß sowohl König als Minister sehr eilten, ihre Verantwortlichkeit loszuwerden. Der amerikanische Krieg begann und am Ende desselben wurde das Süduser St. Maria's und das Fort den Amerikanern übergeben.

Die kleinen Kataraften des Niagara erinnerten mich, wie ich Ihnen früher sagte, an einen ungeheuren spielenden Tiger und flößten mir eine Art ertatischer Furcht ein — die Wasserfälle von St. Maria geben andern Gedanken Raum. Wenn sie gährend und rauchend herunterkommen, ihren leichten Schaum kräuselnd und ihre glänzenden Wellen mit einer Art leidenschaftlichen Eigensinnes an die entgegenstehenden Felsen werfen, so erinnern sie mich an eine sehr schöne Frau in einem Anfalle von Wuth oder, nach Walter Scott's Vergleichung, »an eine der Grazien, die von einer Furie heimgesucht ist,« — es liegt nichts Schreckliches in ihrem Zorne, nur die Neigung zu Erregbarkeit und Liebenswürdigkeit. Haben sie diesen plötzlichen, vorübergehenden Anfall von Ungeduld überwunden, so nimmt der schöne Strom seine ganze ruhige Würde wieder an und fährt in seinem Laufe fort, tief und breit genug, ein Floß mit einer Schwadron von vierundsiebenzig Pferden zu tragen, und schnell und durchsichtig wie ein Forellenbach.

Hier wie überall bin ich über den Unterschied der beiden Ufer erstaunt. Auf der amerikanischen Seite ist eine Niederlassung von Weißen neben einem großen Chippewa-Dorfe; auch giebt es hier eine Mission (ich glaube von Methodisten) zur Bekehrung der Indianer. Das Fort, was neulich verstärkt worden, ist bloß eine hohe, starke Einhegung, mit Palliſaden von Cedernholz

umgeben. Innerhalb des Stackets sind die Casernen und der erste Kaufladen. Diese Feste wird Fort Brady genannt, nach dem braven Offizier, dessen ich schon gedachte. Die Garnison mag sehr stark sein, noch nie sah ich jedoch eine so unmilitärisch aussehende Besatzung. Als ich heute hier war, schlenderten die Schildwachen in Flanell-Jacken und Hemdeärmeln mit Flinten über ihren Schultern vor aller Welt umher, — gerade wie Bauernjungen, die Sperlinge schießen wollen; indessen sind sie in Uebereinstimmung mit ihrer Festung von Ceder-Pfählen, und ohne Zweifel entsprechen Beide ihrem Zwecke. Das Dorf wächst zu einer Stadt an, und die Handelsvortheile seiner Lage müssen es in Kurzem zu einem Platz von Wichtigkeit erheben.

Auf der canadischen Seite haben wir nicht einmal solche Beweise von Macht und Wohlstand. Dem amerikanischen Fort gegenüber liegt eine kleine Factorei, die der nordwestlichen Pelzhändler-Compagnie zugehört, ferner einige elende hölzerne Hütten, von einigen französischen Canadiern und Voyageurs in Diensten der Compagnie bewohnt, nach Allem, was ich höre, ein Verein von mauvais sujets, welche kein Gesetz achten. Weiter hinab befindet sich das Haus des Mr. Mac Murray, mit dem Chippewa-Dorfe, welches unter seiner Vorsorge und Aufsicht steht. Die meisten der Wigwams und ihrer Bewohner sind aber gerade auf ihrem Wege nach dem See hinunter, um dem Congresse auf den Mani-

wolin-Inseln beizuwohnen. Ein erhabener Hügel, theilweis gelichtet und theilweis bewaldet, erhebt sich hinter dem Hause, und auf ihm steht die kleine Missionskirche mit dem Schulhause für die bekehrten Indianer. Von dem Gipfel dieses Hügels sieht man querüber in den Superior-See und nach den zwei Riesen-Vorgebirgen, die dessen Eingang bewachen. Eins dieser Vorgebirge heißt Gros Cap, wegen seiner kühnen und erhabenen Klippen mit den unzugänglichen Schlupfwinkeln des Adlers. Das entgegengesetzte Vorgebirge ist zugänglicher und hat einen indischen Namen, den ich mich nicht getraue richtig zu schreiben, der aber nach einer wilden, fürchterlichen Sage so viel bedeutet, als »der Ort der Irokesischen Gebeine.« Zu der Zeit, als die Irokesen (oder sechs Nationen) von den Franzosen und Huronen aufwärts nach den westlichen Seen getrieben wurden, gaben sie sich Mühe, sich in den Besitz der Jagdgründe der Chippewas zu setzen, und darüber kam es zwischen diesen beiden Nationen zu einem bittern und langen Streite. Nachdem die Irokesen die Chippewas geschlagen hatten, lagerten sie sich auf diesem Platze, tausend Mann stark, und stellten in ihrer vermeinten Sicherheit ein Kriegsfest an, um die Gefangenen zu martern und zu verzehren. Die Chippewas sahen vom entgegengesetzten Ufer die Qualen und Demüthigungen ihrer Freunde, sammelten, durch diesen Anblick zu plötzlicher Wuth entflammt, ihre Krieger, nur dreihundert an der

Zahl, kamen über den Canal, fielen mit Tagesanbruch die Irokesen, welche nach ihren gräßlichen Schwelgereien noch schliefen, an und tödteten sie alle, Männer, Frauen und Kinder. Von ihrer eigenen Mannschaft verloren sie nur Einen Mann, der von einer alten Frau, die am Eingange ihres Wigwams saß und Mocassins stickte, mit einer Pfrieme erstochen wurde. So geht die Sage. Die Körper blieben zum Bleichen am Ufer liegen, und noch jetzt soll man Schädel und Gebeine hier finden.

Hier am Fuße der Wasserfälle wird der berühmte Weißfisch der Seen in seiner größten Vollkommenheit gefangen. Die Leute niederwärts, d. h. in der Nähe des Ontario- und Erie-Sees, die sich auf die Vortrefflichkeit ihres Weißfisches etwas zu Gute thun, verstehen in der That nichts davon. Es ist nicht mehr Aehnlichkeit zwischen dem Weißfisch der niederen Seen und dem von St. Maria, als zwischen Schollen und Meerbutten, oder zwischen einer Muschel und einer Sandwich-Auster. Ich kann darüber urtheilen, ich, die sie vier Male des Tages frisch aus dem Strome gegessen, und erkläre Ihnen, daß ich nie etwas auch nur halb so Vortreffliches von Fischen genossen habe. Hätte der Römer Apicius zu unserer Zeit gelebt, er würde gewiß eine Reise nach dem Huron-See unternommen haben, um Weißfisch aus dem St. Maria-Flusse zu frühstücken, und würde nicht so unwillig zurückgekehrt sein, wie von der Küste Afrika's. Allein die Epicuräer unserer aus-

gearteten Zeiten haben nichts von dem gastronomischen Enthusiasmus, der ihre älteren Vorbilder begeisterte, sonst würden sie alle hierher kommen zu dem Sault und ihren städtischen Weißfisch — verachten. Henry sagt, daß die Schmackhaftigkeit des Weißfisches »jeden Vergleich übertreffe,« und ich füge dem als mein Zeugniß hinzu: — probatum est.

Ich habe Thunfisch in dem Hafen von Genua gegessen, Sardellen, frisch aus dem Meerbusen von Neapel, und Forellen vom Salzkammergute und verschiedene andere schmackhafte und berühmte Fischleckereien — aber der vortreffliche, der feine Weißfisch übertrifft sie alle. Von den cannibalischen Fischen (Meerbarben oder Lampreten waren es), die Lukullus in seinen Fischteichen unterhielt, kann ich nichts sagen, da ich sie nicht gekostet; könnten sie aber auch auferstehen, — so würde ich doch den feinen, zarten Weißfisch durch einen Vergleich mit solch barbarischer Leckerei nicht herabsetzen. Jedoch Scherz bei Seite! Er bietet wirklich die ausgesuchteste Leckerei, die im Wasser schwimmt. Henry sagt, daß man sich ihn nie überdrüssig ißt. Mr. Mac Murray sagt mir, er habe ihn nun bereits sieben Jahre lang alle Tage gegessen, und sein Geschmack an ihm sei noch derselbe, wie zuerst. Die unermeßliche Menge, die hier und in den Buchten des Superior-Sees gefangen wird, erinnert mich an die Häringe in den schottischen Seen. Außerdem daß die Einwohner, Weiße und Indianer,

den größten Theil des Jahres davon leben, wird jeden Herbst eine große Menge eingesalzen, in Tonnen gepackt und nach den östlichen Staaten hinuntergeschickt. Voriges Jahr wurden nicht weniger als achttausend Tonnen versandt.

Die unternehmenden Yankees haben hier eine andere vortheilhafte Spekulation unternommen. Man findet in den oberen Theilen des Superior-Sees eine große Menge Fische, Skerat genannt, so ausnehmend fett, süß und ölig, daß er frisch kaum zu essen ist. Ein Herr erzählte mir, daß er einen Versuch damit gemacht, und obgleich damals nicht sehr ekel, wohl aber sehr hungrig, habe er doch nicht über zwei bis drei Bissen davon hinunterbringen können. Man hat indeß neuerdings entdeckt, daß dieser Fisch ein sehr zartes Pickle macht. Er ist sehr vortrefflich, aber selbst in dieser einmarinirten Zubereitung noch so übermäßig fett, daß man ihn, gleich dem Thunfisch mariné, nur sparsam genießen darf oder heroisch an Unverdaulichkeit sterben muß. Dieser Fisch ist nun ein modischer Luxusartikel geworden, und in einem der Kaufläden sah ich dreihundert Tonnen zum Einschiffen bereit. Die Amerikaner haben verschiedene Schooner, die zu diesem Fischfange gebraucht werden; wir haben keinen einzigen. Sie haben überdies den Plan zu einem Schiffs-Canal hier entworfen, der für große Schiffe zwischen dem Huron- und Superior-See eine Verbindung eröffnen wird, wie

unser Welland-Canal zwischen dem Erie- und Ontario-See. Zu diesem Endzweck ist der Grund schon untersucht worden. Wenn dieser Canal beendet sein wird, kann ein Schiff seine Ladung in der Themse einnehmen und an dem obern Ende des Superior-Sees ausschiffen. Ich hoffe, Sie haben eine Charte vor sich, damit Sie diese lange bewundrungswerthe Schifffahrt mit einem Blick übersehen können. Sollte ein Land, das eine solche und überdies noch alle Mittel zum Leben besitzt, arm, unterdrückt, uncultivirt und unbekannt bleiben?

Um jedoch zu meinem schönen Strome und zu seinen prachtvollen Wasserfällen zurückzukehren, so wird er, wie Sie sehen, behandelt, wie ein Mann eine leidenschaftliche Schönheit behandelt; — er stellt sich ihr nicht entgegen, denn das wäre Tollheit, — aber er geht *um sie herum*. Auf der amerikanischen Seite weiter hinunter steht Tanners, des indianischen Dolmetschers Haus, dessen Geschichte Sie vielleicht gehört haben, — denn sie erregte einige Aufmerksamkeit in England. Er ist ein Europäer von ungemischtem Blute, mit der Sprache, den Sitten und Gewohnheiten einer Rothhaut. Er war, als er noch ein bloßer Junge war, irgendwo auf der amerikanischen Grenze gestohlen worden und unter den Chippewas aufgewachsen. Er kehrte später zu dem civilisirten Leben zurück, und da er seine eigene Sprache wieder erlernt, schrieb er einen sehr un-

terhaltenden, werthvollen Bericht über seinen angenommenen Stamm. Er steht gegenwärtig in amerikanischen Diensten, hatte eine Indianerin zur Frau und ist seiner indischen Lebensweise immer noch sehr ergeben.

Gerade oberhalb des Forts ist der alte Begräbnißplatz der Chippewas. Ich brauche Ihnen nichts von der tiefen Ehrfurcht zu sagen, mit welcher alle indianischen Stämme die Plätze, wo ihre Todten ruhen, betrachten. In allen Verträgen über Abtretung ihrer Ländereien stipuliren sie mit den weißen Männern die Unverletzlichkeit ihrer Grabmähler. Das thaten sie daher auch mit diesem Platze; es thut mir aber leid, gestehen zu müssen, daß man dem Vertrage nicht nachgekommen; denn indem man das Fort nach der einen Seite hin erweiterte, hat man ein bedeutendes Stück von jenem Begräbnißplatze dazu genommen. Diese Beleidigung erregte den Kummer und Unwillen einiger meiner Freunde; es läßt sich aber nicht wieder gut machen. Wahrscheinlich gab dieser Umstand dem indianischen Häuptling die Anspielung ein, als er von den Franzosen sagte: »Sie beunruhigten nie die Plätze, wo unsere Todten ruhen.«

Der Anblick der Wasserfälle von diesem Punkte aus ist unaussprechlich schön; überdies hat er noch einen andern Reiz für mich, welcher mich immer hier verweilen heißt, wenn ich über den Strom fahre; — doch hiervon ein anderes Mal. Um meine Skizze der

Localitäten vollständig zu machen, muß ich hinzufügen, daß das ganze Land rings umher noch im Urzustande ist, mit unaufhörlichen Wäldern und Morästen bedeckt, wo der Bär und das Elendthier umherschweifen — mit Seen und lebendigen Flüssen, wo der Biber seine Hütten baut *). Das Cariboo oder Rennthier findet man noch immer an den nördlichen Ufern.

Die Jagdgründe der Chippewas stoßen unmittelbar hier an und breiten sich rund um den Superior-See aus. Hinter diesen wohnen die Chippewyanns und südlich die Sioux, Ottagamies und Pottowatamies.

Ich könnte hier Facta und Einzelheiten in Menge anführen, bin aber genöthigt, dies Wenige in Eile zusammenzuraffen, um Ihnen nur einen Begriff von meiner gegenwärtigen Lage zu geben. Die Zeit drängt, und mein Aufenthalt auf diesem entlegenen, interessanten Punkte wird auch nur von kurzer Dauer sein.

---

*) Der Biber wird jedoch in diesen Regionen selten. Es ist ein interessantes Factum, welches mit der Physiologie und Psychologie des Instincts zusammenhängt, daß der Biber seine Lebensweise geändert hat, und seit er mehr und mehr verfolgt wird, ein einsam lebendes Thier geworden ist, statt daß er von Natur ein sehr geselliges war. Die Indianer geben denjenigen Bibern, welche sie allein in einsamen Höhlen finden (statt in ihren selbst erbauten Wohnungen und gleichsam eine ganze Gemeinde bildend), einen besondern Namen, welcher alter Junggeselle bedeutet.

Einer der Genüsse, die ich im Hierherkommen vorempfunden — vielleicht meine stärkste Veranlassung — war die Bekanntschaft der Mutter meiner beiden Freundinnen, von der ihre Kinder so gern sprachen und von der ich aus anderen Quellen so viel gehört. Eine Frau von reinem, indianischem Blute und von einer Familie, deren Männer in diesen Regionen als Krieger und Anführer von Generation zu Generation gefeiert werden, eine Frau, welche nie in Berührung mit dem gekommen war, was wir civilisirtes Leben nennen; welche die Sitten und Gewohnheiten einer echten indianischen Squaw besaß und ob ihrer häuslichen Talente und Tugenden die höchste Achtung verdiente; eine solche Frau war, wie Sie sich denken können, für mich ein Gegenstand des höchsten Interesses. Ich bemerkte, daß nicht nur ihre eigenen Kinder, sondern auch ihre zwei Schwiegersöhne, Mr. Mac Murray und Mr. Shoolkraft, Beide in guter Gesellschaft erzogen, der eine ein Geistlicher, der andere ein literarischer, wissenschaftlicher Mann, zu dieser merkwürdigen Frau mit Empfindungen von Zuneigung und Ehrfurcht aufsahen.

Sobald ich mich nach meinen zwei Nächten auf dem See und nach den Musquitos-Schlachten ein wenig erholt hatte, ruderten wir über den See, um mit Mrs. Johnson zu Mittag zu essen. Sie wohnt in einem großen Blockhaus dicht an der Küste; in der Fronte ist eine kleine Vorhalle mit Sitzen; das Innere ist sehr be-

haglich. Die alte Dame selbst ist groß gebaut, mit starken, bestimmten indianischen Zügen, und einem offenen Ausdruck, wohlwollend verständig, mit ungezwungenem Wesen, einfach, doch mit einem Anstrich von mütterlicher Würde, wie es dem Haupt einer großen Familie zusteht. Sie empfing mich sehr herzlich, und wir ließen uns in ein Gespräch ein. Mrs. Shoolkraft, die ganz lebendig und glücklich aussah, machte den Dolmetscher. Mrs. Johnson spricht nicht englisch, versteht es aber ein wenig, etwas besser versteht sie das canadische Französisch; in ihrer Muttersprache aber ist sie beredt, und ihre Stimme ist, wie die ihres Volkes, tief und melodisch. Manch freundliches Wort wurde gewechselt, und wenn ich etwas sagte, das ihr gefiel, so lachte sie sanft wie ein Kind. Ich war nicht wohl, hatte Fieber; — da nahm sie mich in ihre Arme, legte mich auf ein Lager, rieb mir die Füße und liebkoſete mich. Sie nannte mich Nindannis, Tochter, und ich nannte sie Neeagai, Mutter, ob sie gleich sehr verschieden von meiner eigenen blonden Mutter war, was mir recht vor die Seele trat, als ich ihr dankbar in ihr dunkles, indianisches Gesicht blickte. Das Mittagsmahl, welches sie uns vorsetzte, war am wohlschmeckendsten zubereitet und am besten servirt von allen denen, welche ich seit Toronto eingenommen hatte, auch führte sie den Vorsitz an ihrem Tische und machte die Honneurs in ihrem Hause ohne Verlegenheit und mit ungekünstelter

Schicklichkeit. Meine Versuche, indianisch zu sprechen, verursachten natürlich viel Belustigung; wenn ich keine Fortschritte mache, so liegt dies nicht an dem Mangel an Lehrern und Belehrungen.

Nach Tische machten wir uns auf, um Mrs. Johnsons Bruder Wagish-Ky zu besuchen, dessen Wigwam etwas entfernt am Rande eines Begräbnißplatzes steht. Die Wohnung hat die echte Chippewa-Form, gleich einem Ei, das in der Mitte durchschnitten. Sie ist von Stangen gemacht, die in die Erde gesteckt und oben im Gipfel gebogen sind, mit einigem Flechtwerk und Brettern unterstützt. Das Ganze ist mit Matten, birkenen Rinden und Fellen bedeckt; eine große Decke macht die Thür oder den Vorhang, der nicht ohne Anmuth seitwärts aufgeschlagen war. Da Wagish-Ky ein großer Mann ist, so hat er dicht neben seinem Wigwam noch eine Wohnung, die ihm zum Vorrathshause und zur Küche dient.

Obgleich das Aeußere von Wagish-Ky's Hütte roh war, so hatte doch das Innere einen Anstrich von Behaglichkeit und sogar von Zierlichkeit, beides nach indianischen Begriffen. Sie bildete ein Zimmer von gehöriger Größe. Gleich einem türkischen Divan lief rund herum ein erhöhetes Lager, mit sehr weichem Pelzwerk von verschiedener Farbe und Muster bedeckt, welches zum Sitzen und Liegen diente. Die Kästen und Körbe von Birken-Rinde enthielten die Garderobe der Familie

nebst Zubehör; die Gewehre, das Jagd- und Fischgeräthe war rund herum sehr nett aus dem Wege gelegt; an einer der Pfosten oder Pfähle bemerkte ich eine Kaffeemühle angenagelt. Der Boden war hart getreten, ganz rein und in der Mitte war ein Platz für das Feuer. Ein Fenster war nicht angebracht; doch kam hinlängliches Licht und Luft durch die Thür und durch die Oeffnung im Dache. Es gab hier keinen unangenehmen Geruch und Alles sah nett und reinlich aus. Wir fanden Wagish-Ky nebst seiner Frau und drei Kindern in der Wohnung sitzen, denn da es Sonntag war und sie alle Christen sind, so wurde nicht gearbeitet. Sie empfingen uns mit aufrichtiger, einfacher Höflichkeit; jeder nahm meine Hand mit einer artigen Verbeugung des Kopfes und sie murmelten in ihrer weichen Sprache einige Worte des Willkommens. Dann setzten wir uns nieder. Die Unterhaltung wurde sehr lebhaft und, wenn ich aus Blicken und Tönen einen Schluß ziehen darf, sehr herzlich. Ich brachte mit großem Effect meine zuletzt gelernten neuen Worten und Phrasen an, und als ich mein Vokabelbuch beendigt hatte, — was sehr bald der Fall war, — belustigte ich mich mit Sehen und Hören.

Mrs. Wagish-Ky (ihren eigentlichen Namen habe ich vergessen) muß eine sehr schöne Frau gewesen sein. Obgleich jetzt nicht mehr jung und Mutter von zwölf Kindern, ist sie doch noch eine der hübschesten indiani-

schen Frauen, die ich je gesehen habe. Die Zahl ihrer Kinder ist bemerkenswerth, denn im Allgemeinen giebt es wenig große Familien unter den Indianern. Ihre Tochter, Zah-gah-see-ga-quay (Sonnenstrahlen, die durch die Wolke brechen), ist ein sehr schönes Mädchen, von ungefähr sechszehn Jahren, und macht ihrem poetischen Namen Ehre. Wagish-Ky selbst ist ein ernster, würdevoller Mann von funfzig Jahren. Er sagte uns, sein ältester Sohn sei nach den Manitoolin-Inseln gegangen, um seine Familie zu repräsentiren und seinen Antheil an Geschenken zu holen. Seinen jüngsten Sohn hatte er nach einer Schule in den vereinigten Staaten gesandt, um ihn in der Gelehrsamkeit der weißen Männer unterrichten zu lassen. Mrs. Shoolkraft flüsterte mir zu, dieser arme Junge werde in Folge der Beschränkung und der veränderten Lebensweise an der Auszehrung sterben, und seine Eltern seien davon unterrichtet. Wagish-Ky schien zu bemerken, daß wir von seinem Sohne sprächen, denn sein Blick blieb in dem Augenblicke auf mir ruhen und über sein Gesicht flog ein Ausdruck so herben Schmerzes, daß mir war, als habe mich ein Messer berührt. Ich fühlte mit ihm und sein Jammerblick steht mir noch immer vor Augen.

Nach Verlauf einer Stunde verließen wir diese gute uns interessante Familie. Ich verweilte eine Zeitlang auf dem Begräbnißplatze, sah über die Wasserfälle hin und bewachte mit einer Mischung von Bewunderung

und Furcht mehrere kleine Canoes, die mitten in der kochenden Brandung fischten, und wie Korkstöpsel einhertanzten. Das Canoe, das zum Fischen gebraucht wird, ist sehr klein und leicht. Ein Mann oder gewöhnlicher eine Frau sitzt am Steuer und rudert mit einer Schaufel; der Fischer stellt sich aufrecht an das Vordertheil und wägt mit beiden Händen eine lange Stange, an deren Ende ein Streichnetz hängt. Dies taucht er jeden Augenblick ins Wasser und bringt einen, auch wohl zwei Fische herauf. Ich pflegte die Fischer auf dem Arno zu bewundern, so wie die der Lagunen und vor allen die neapolitanischen, wenn sie ihre Netze nach sich zogen oder gleich Enten untertauchten; aber so etwas, als diese Indianer, sah ich doch nie. Die Art, wie sie auf einem Raume von zwei Zollen ihren Stand behaupten, ist mir eben so unbegreiflich, als mir die Schönheit ihrer Gestalten und Stellungen bei jeder Bewegung ihrer tanzenden, schwachen Fahrzeuge bewunderungswürdig ist.

George Johnson, auf dessen Arme ich mich stützte, (und ich hatte viel zu thun, um an demselben hinaufzureichen) schilderte mir das Entzücken, in einem Canoe den Wasserfall zu passiren, so lebhaft, daß ich halb und halb entschlossen bin, den Versuch zu machen. Schreckhaft, wie es scheint, ist dennoch in einem guten Canoe mit erfahrenen Führern keine bestimmte Gefahr zu be-

fürchten, und es muß eine göttliche Empfindung gewähren.

Mr. Johnson hat den letzten Herbst und Winter in der Gegend hinter dem Superior-See zugebracht, gegen die Spitze des Mississippi hin, wo er als amerikanischer Agent gebraucht wurde, um die Grenzlinie zwischen den Chippewas und ihren Nachbarn, den unversöhnlichen Sioux, zu berichtigen. Seine Vermittelung schien zur Zeit von Erfolg zu sein, denn er rauchte die Friedenspfeife mit beiden Stämmen. Während des Frühjahrs ist jedoch der grimmige Krieg wieder ausgebrochen, und er scheint zu glauben, daß nichts als die Vernichtung der einen oder der andern dieser Nationen den Streitigkeiten ein Ende machen kann; »denn es giebt keinen Punkt, auf welchem das indianische Gesetz der Wiedervergeltung still steht, es sei denn die Ausrottung des einen oder des andern Theiles.« Ich fragte ihn, wie es zugehe, daß den Indianern in ihren Kriegen die ihnen entgegenstehenden Krieger und die hülflosen Frauen und Kinder gleich gälten? Woher es komme, daß ein braves, mannhaftes Volk das Scalpiren an einem Hülflosen, der keinen Widerstand leisten könne, für eben so ehrenvoll halte, als das an dem Schädel eines Kriegers? Und ich beschrieb ihm das Grausen, was dieser Gebrauch einflößt — ein Gebrauch, der vor allen andern den ihnen gegebenen Namen der Wilden rechtfertigt. Dies sei, antwortete er mir, unzertrennlich von ihren Kriegs-

Grundsätzen und ihrer Art, den Krieg zu führen. Es sei ihr erstes Kriegsgesetz: mit dem wenigsten Risiko für sich selbst dem Feinde die größtmöglichste Beleidigung und Beschimpfung zuzufügen. Dies wahrlich wilde Ehrengesetz könnte man feig nennen, wenn es nicht mit der muthvollsten Verachtung der Gefahr und des Schmerzes so vereinbar wäre, und daher dem Naturgesetze näher zu stehen scheint. Was die Art der Kriegsführung betrifft, so haben sie selten regelmäßige Schlachten, wohl aber Scharmützel, Ueberfälle, Verstecke und unvermuthete Einbrüche in die feindlichen Jagdgründe und Dörfer. Heimlich in das feindliche Dorf oder Jagdlager zu kriechen und da bis nach Sonnenuntergang zu warten, ist gewöhnlicher Gebrauch. Erheben sich nun die Schläfer in ihren Wohnungen von ihren Lagern: so stehen die versteckten Krieger still, erheben ihre Gewehre ungefähr 2 Fuß vom Boden und tödten so ihren Feind ohne Unterschied. Finden sie eine feindliche Wohnung ohne Vertheidigung, so morden sie, wen sie darin antreffen, damit der Eigenthümer, wenn er zurückkehrt, seinen Heerd öde findet; dies ist die ausgesuchteste Rache. Beleidigung gegen die Keuschheit der Frauen ist selbst in dem höchsten Grade der wildesten Aufregung etwas ganz Unerhörtes *).

*) Herr Shoolcraft sagt, daß man nach einem einzigen Falle dieser Art in der ganzen Geschichte des indiani-

Diese Achtung für weibliche Ehre wird Sie an die alten Deutschen erinnern, wie sie uns Julius Cäsar beschreibt; mit einigem Erstaunen vergleicht er ihre Enthaltsamkeit mit dem ganz entgegengesetzten Betragen seiner Römer, und wenn ich mich recht besinne, so trägt die Geschichte unserer europäischen Kriege und Belagerungen noch bis auf den heutigen Tag diesen frühern, charakteristischen Unterschied zwischen den lateinischen und teutonischen Nationen. Habe ich Recht oder Unrecht?

Doch um wieder auf die Indianer zu kommen. Nachdem mir mein Berichterstatter mehrere andere Einzelheiten mitgetheilt, die mir eine klarere Ansicht von ihren Begriffen und Empfindungen auf diesen Punkten gaben, als ich je zuvor gehabt hatte, fügte er mild hinzu: »Diese Barbarei ihrer Kriegführung ist ein feststehender und Lieblings-Vorwurf gegen die Indianer; ich dachte aber, es wären mehr Frauen und Kinder in Einer Belagerung Ihrer civilisirten Landsleute umgekommen, und das noch in jüngst verflossener Zeit, als während des ganzen Krieges zwischen den Chippewas

---

schen Krieges vergebens forschen würde. Die Indianer glauben nämlich, daß ihr Jagdglück zerstört wird, wenn sie einen entehrenden Gebrauch von ihren weiblichen Gefangenen machen; man würde es als eine Entwürdigung des Kriegers ansehen, welche ihn zu allen männlichen Thaten unfähig und unwürdig mache.

und den Sioux, welcher ein ganzes Jahrhundert gedauert hat.

Ich schwieg; denn es giebt ein kluges Sprichwort, daß man seine eigenen Fenster in Acht nehmen soll, und es sollte mich wundern, wenn die größten Grausamkeiten der indianischen Kriegführung — der indianischen Rache im Einzelnen oder auch alle zusammen, je Massena's Rückzug aus Portugal überträfe — und die Franzosen nennen sich doch selbst ein civilisirtes Volk. Ein Kriegshaufe Indianer, vielleicht zwei- oder dreihundert (und das ist sehr viel), tanzen ihren Kriegstanz, ziehen aus, verbrennen ein Dorf und bringen zwanzig oder dreißig Kopfhäute zurück. Sie sind Wilde und Heiden. Wir Europäer liefern eine Schlacht, lassen funfzigtausend Todte oder langsam Sterbende auf dem Felde liegen und hunderttausend einsam um diese trauern; wir aber sind civilisirt und Christen. Blicken Sie dann auf die Beweggründe und Ursachen unserer blutigsten europäischen Kriege, wie die geheimen Geschichten der Höfe sie offenbaren! — die elenden, kleinlichen, herabwürdigenden Intriguen, die den Menschen gegen die Menschen stellen — so schrecklich unverhältnißmäßig gegen die schrecklichen Resultate! und sehen Sie dann den Indianer, wie er aus Rache ob eines persönlichen Schimpfes sein Kriegsbeil erhebt oder auch aus andern Beweggründen, die alle natürliche Empfindungen des natürlichen Menschen erregen. Ich sehe in der That

nicht, daß ein indianischer Krieger, der seinen Tomahawk schwingt und denselben mit seines Feindes Blute färbt, so viel mehr ein Wilder sei, als die geputzte, einexercierte, gestickte Person, die ohne Ursache oder Beweggrund sich verkauft hat, um todtzuschlagen oder todtgeschlagen zu werden. Der Eine scalpirt seinen Feind, der Andere schlitzt ihn mit dem Säbel auf; jener zerbricht ihm das Gehirn mit dem Tomahawk, dieser schießt es mit einer Kanonenkugel zu Atomen. Nach meinem Urtheile, nach dem Urtheile einer Frau, ist zwischen dem Einen und dem Andern nicht der Unterschied einer Nadelspitze. Wenn der Krieg überhaupt unchristlich und barbarisch ist, so ist der Krieg als Wissenschaft thörichter, unnatürlicher, unchristlicher, als der Krieg als Leidenschaft.

Diss Alles ist vielleicht zu streng und etwas übertrieben genommen.

Der Himmel verhüte, daß ich die Segnungen der Civilisation herabsetzen sollte! Ich bin eine Frau, und von den Fortschritten der Civilisation allein können wir Frauen Erlösung von manchem Kummer, Strafen und Unterwerfungen erwarten, die jetzt schwer auf uns lasten. Auch bin ich nicht allzusehr für das wilde Leben mit all' seinen malerischen Begleitungen und erhabenen Tugenden eingenommen. Ich sehe nicht ein, warum diese Tugenden nothwendig mit Schmutz, Unwissenheit und Barbarei verbunden sein müssen. Ich danke meinem

Gotte, in einem Lande der Literatur und der Dampfmaschinen zu leben. Chatsworth ist besser als ein Wigwam, und ein Vierundsiebenziger sicherer, als ein Canoe aus Baumrinde. Ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, ob die Taglioni anmuthiger tanzt als der kleine Indianer, Tabacksraucher genannt, auch will ich nicht entscheiden, ob Wasser und Seife vorzüglichere Schönheitsmittel sind als Talg und Holzkohle, denn das sind Geschmackssachen und mein Geschmack könnte bestritten werden. Allein ich behaupte, daß, wenn uns unsere Vortheile des Verstandes und der Verfeinerung nicht zur höheren moralischen Superiorität führen, ich die Indianer im Grunde ihres Wesens vorziehe; sie sind, was sie zu sein bekennen, und wir sind nicht, was wir zu sein erklären. Sie wollen für Krieger und Jäger gehalten sein und das sind sie; wir wollen für Christen gelten, für civilisirt — sind wir das? Dann, was den Punkt der bloßen Grausamkeit betrifft, — so kann man hierüber auch etwas sagen. Wenn das Blut wallt, wenn durch jede erdenkliche Erregung der ganze Teufel im Menschen aufgereizt ist, so kann ich die Wildheit besser begreifen, als der Indianer die zarte Milde unserer Gesetze verstehen kann. Einstmals sah man Owyawatta, besser bekannt unter seinem englischen Namen Rothjacke, eiligen Schrittes und mit den Zeichen des Abscheues und der Consternation in seinen Zügen die Stadt Buffalo verlassen. Drei Missethäter sollten den

Morgen gehangen werden und der indianische Krieger konnte es nicht über sich gewinnen, das gräßliche Schauspiel mit anzusehen, obgleich er selbst oft genug wie ein wahrer Teufel seine Finger in das Haar des Gefangenen gewickelt hatte, um den Scalp zu nehmen.

So ist denn für heute meine Rede zu Ende.

Je mehr ich auf diese glänzenden, tanzenden Wasserfälle schaue, desto mehr bin ich entschlossen, mich in ihre Mitte zu wagen. George Johnston ging aus, um ein passendes Canoe und einen gewandten Steuermann zu suchen; mittlerweile begab ich mich fort, um der Wagisky'schen Familie einen Besuch zu machen und eine Skizze von ihrer Wohnung zu entwerfen. Die hübsche Zah-gàh-see-gàh-qua hielt mir den Sonnenschirm, um mich vor der Sonne zu schützen.

Das Canoe stand bereit — und wir stürzten uns in den Strom. Es war ein kleines Fischer-Canoe, ungefähr zehn Fuß lang, ganz neu, leicht, zierlich und beweglich, wie ein Vogel auf dem Wasser. Ich saß nach indianischer Sitte auf einer Matte auf dem Boden, (in einem echten indianischen Canoe giebt es keine Sitze) — eine Minute — und wir waren in der Nähe der Fälle und — hinunter fuhren wir wirbelnd, in zischenden Wogen! Der weiße Schaum schlug um mich, — über mich. Der

Indianer hielt mit außerordentlicher Gewandtheit den obern Theil des Canoe's über der Brandung und — wir tanzten durch sie hindurch, ich weiß selbst nicht wie. Wenn ich über den Bord des Canoes sah, so konnte ich bemerken, daß die Durchfahrt durch die Felsen mitunter nicht mehr als zwei Fuß Breite hatte, und wir mußten scharfe Winkel machen — irgend ein Anstoß würde uns vernichtet haben —. Ich konnte dies Alles durch die klaren, wirbelnden Wellen sehen, muß aber in Wahrheit versichern, daß ich nicht einmal eine augenblickliche Empfindung von Furcht hatte, wohl aber ein Gefühl von schwindlicher, athemloser, köstlicher Aufregung. Ich konnte sogar die schöne Stellung eines Fischers bewundern, an dem wir vorüberstreiften, als wir in die Tiefe kamen. Die ganze Zeitdauer, von dem Augenblicke an, wo ich das Canoe bestieg, bis zu dem Landungsplatze betrug sieben Minuten und der Weg, den wir durchflogen, ungefähr drei Viertel Meilen *).

Meine Indianer waren entzückt über meine That,

---

*) »Der ganze Fall des Sault St. Maria beträgt senkrecht angenommen 22½ Fuß. Man hat es unmöglich gefunden, Kataraktten hinaufwärts zu fahren, jedoch haben sich die Canoe's oft hinabwärts gewagt, obgleich dieses Experiment ängstlich und gefährlich, übrigens auch unnütz ist, indem die beiden schiffbaren Theile des Flusses durch Lastträger in Verbindung gesetzt sind.«

Bouchette. Canada.

und als ich nach Hause kam, waren es meine guten Freunde nicht weniger. Sie sagten mir, ich sei die erste Europäerin, die je dies unternommen, und gewiß werde ich nicht die letzte sein. Ich empfehle die Tour als Motion vor dem Frühstück. Zwei Gläser Champagner hätten mich nicht so berauschen und selbstzufrieden machen können! Was meine Neeagay betrifft, so lachte sie, schlug in die Hände und umarmte mich mehrere Male. Man erklärte mich für gehörig eingeweiht und ich wurde unter dem Namen Wah-sah-gewah-no-qua in die Familie aufgenommen. Früher schon hatten sie mich, mit Rücksicht auf meine Hautfarbe und Reiselust O-daio-yanagee genannt, das heißt der schöne wechselnde Mond, der seinen Stand verläßt; jetzt aber gab mir Mrs. Johnston zum Compliment für mein glückliches Wagstück diesen neuen Namen. Er bedeutet so viel als »der glänzende Schaum« oder besser mit der weiblichen Endung qua »die Frau des glänzenden Schaumes,« und unter diesem Namen bin ich nun ferner unter den Chippewas bekannt.

Nun ich seit vier Stunden eine geborene Chippewa geworden bin, muß ich Sie doch mit einigen meiner neuen Verwandten bekannt machen, welche in ihrem totem ein Rennthier führen, und zuerst mit meinem berühmten Großpapa Waub-Ojeeg (dem Weißfischer).

Die Chippewas sind, wie Sie vielleicht wissen, lange zu den kriegerischsten und zahlreichsten, wie auch wilde-

sten und ungezähmtesten Nationen des Nord-Westens gezählt worden. Als sie — mit den andern Algonquimishen-Stämmen von Süden nach Norden vordrangen, scheinen sie den St. Lorenzo überschritten und sich längs der Ufer des Ontario-, des Huron-Sees und der Inseln zerstreut niedergelassen zu haben. Ferner scheint es, als hätten sie, von den Irokesen westwärts getrieben, als diese vor den Franzosen und Huronen wegzogen, den St. Mary-Fluß überschritten und sich dann an den südlichen Ufern des Superior-Sees niedergelassen. Ihr Raths-Feuer und der Hauptsitz der Nation war auf einem Vorgebirge am äußersten Ende des Superior-Sees, von den Franzosen Pointe und von den Indianern Che-goi-me-gou genannt. Unter dem einen oder dem andern dieser Namen werden Sie es auf den meisten Charten finden, da es lange ein wichtiger Platz für den Pelzhandel war*). Hier war also, wie schon gesagt, das große nationale Raths-Feuer (dessen Erlöschen irgend ein großes Volksunglück verkündigte, wenn es das-

*) Henry sagt: »die Chippewa's von Chegoimegon sind ein schönes wohlgebildetes Volk, und sowohl reinlicher als auch regelmäßiger bei den inneren Familieneinrichtungen als die Chippewa's am Huron-See. Die Frauen haben angenehme Züge.« Zu jener Zeit 1785 wußten sie noch nichts von europäischen Manufacturen und waren in Thierfellen gekleidet.

selbe nicht verursachte *) und die Residenz des regierenden Häuptlings. Die Indianer kennen weder Souverainität noch Adel; hat indessen die Familie mehrere ausgezeichnete Männer hervorgebracht, so erbt die Würde aus Höflichkeit oder Sitte fort; und so übt auch die Familie Wagish-Ky oder die Mudgi Kiwis, aus irgend einem Grunde, seit einer langen Zeit, eine Art von Einfluß auf die übrigen Glieder des Stammes aus. Ein Reisender erzählt, daß die jetzigen Abkömmlinge dieser Anführer einen solchen Stolz auf ihre Abstammung haben, als man ihn nur irgend in Feudal- oder despotischen Monarchien kannte. Der jetzige Repräsentant Piz-hi-see (der Büffel), mein berühmter Vetter, residirt noch zu la Pointe. Als die amerikanische Regierung ihn mit einer Medaille zur Bestätigung seiner Würde beschenkte, sagte er stolz: »wozu ist das nöthig? Jedermann weiß, von wem ich abstamme!« Familienstolz ist, wie Sie sehen, auf irgend eine Art sehr tief in der menschlichen Natur begründet.

Als die Chippewas zuerst in diese Gegenden drangen, kamen sie mit den Ottagamies oder Füchsen in

*) Der Gouverneur Cas erzählt als charakteristischen Zug des Aberglaubens der Magi: »daß weibliche und männliche Wächter zur Erhaltung der Feuer aufgestellt waren, und daß in der ganzen indianischen Geschichte kein Factum so fest steht, als diese Verehrung einiger Stämme, wenn auch nicht aller.«

Berührung, die sie, da dieselben von einem und demselben Stamme entsprossen, als Brüder aufnahmen und ihnen zuerst einen Theil ihrer unbegrenzten Jagdgründe abtraten. Diese Ottagamies waren nun Freunde und Verbündete der Sioux, und so blieben diese drei Völker eine Zeitlang sich befreundet und gestatteten gegenseitige Heirathen und Familien-Verbindungen. Die zunehmende Macht der Chippewas erregte jedoch bald die Eifersucht und das Mißtrauen der andern beiden Stämme. Die Ottagamies fielen in ihre Jagdgründe ein (dies ist die Hauptursache beinahe aller indianischen Kriege); die Chippewas schickten eine Gesandtschaft, um sich über den Schimpf zu beklagen, und sprachen den Wunsch aus, die Ottagamies möchten doch ihre jungen Leute in den festgesetzten Grenzen halten. Letztere gaben eine beleidigende Antwort. Das Kriegsbeil wurde erhoben, und die Sioux und Ottagamies vereinigten sich gegen die Chippewas. Dies war ungefähr im Jahre 1726 oder 1730, und seit dieser Zeit ist kein Friede zwischen den Chippewas und Sioux gewesen.

Ehe noch der Krieg erklärt worden war, hatte sich ein junges Chippewa-Mädchen mit einem sehr ausgezeichneten Anführer der Sioux verheirathet und ihm zwei Söhne geboren. Als die Feindseligkeiten begannen, zog sich der Sioux-Häuptling zu seinem Stamme zurück, und seine Frau blieb, dem indianischen Gebrauche gemäß, bei ihren Verwandten. Die beiden Kinder, die

beiden Stämmen angehörten, waren kaum sicher in einem derselben; da aber der Vater sie am besten beschützen konnte, so wurde endlich beschlossen, daß sie ihn begleiten sollten. Der Sioux-Anführer und seine Knaben gingen fort, um sich mit ihren Kriegern zu vereinigen. Seine Chippewa-Frau und ihre Verwandten begleiteten sie, bis sie in Sicherheit waren, und kehrte dann weinend und untröstlich über den Verlust ihres Mannes und ihrer Kinder zurück. Einige Jahre darauf willigte sie ein, die Frau des großen Häuptlings zu Chegoimegon zu werden. Ihr Sohn dieser Ehe war Mamoagazida oder Mongazida (der Tölpelfuß), ein berühmter Anführer, der in den canadischen Kriegen zwischen den Engländern und Franzosen mit einer großen Schaar seines Volkes auf Seiten der Franzosen focht. Er wohnte der Schlacht von Quebeck bei, wo Wolfe blieb; der indianischen Sage nach starb der Marquis von Montcalm in Mongazida's Armen. Nachdem der Krieg vorüber war, »reichte er den Engländern die Hand.« Er wohnte der großen Versammlung der Anführer bei, die Sir William Johnston in Niagara zusammenberief, und erhielt von ihm einen reichen Halskragen und einen breiten Wampumgürtel zum Unterpfande des Friedens und der Verbindung mit den Engländern. Diese Reliquien wurden in der Familie mit großer Ehrfurcht aufbewahrt und von Waub Ojeeg, so wie später von seinem jüngern Bruder Camudwa ererbt.

Als jedoch Camudwa einstmals auf eine Winterjagd nach dem Flusse Broulé auszog, und mit seiner ganzen Familie den Hungertodt starb, so waren diese Ehrenzeichen abhanden gekommen und wurden nie wieder erlangt. Dieser letzte Vorfall ist ein Beispiel eines ziemlich gewöhnlichen Ereignisses des indianischen Lebens; und wenn man ihre Familien-Geschichten anhört, wird man bemerken, daß Mangel oder Ueberfluß an Nahrung — Hunger oder Schwelgerei das Hauptinteresse ihrer Begebenheiten ausmacht. »Wir tödteten ein Elend oder einen Bär, und hatten Nahrung auf viele Tage;« oder »wir verfolgten die Spur eines Bären; er entkam uns — und wir hatten viele Tage nichts zu essen,« dies sind die immer wiederkehrenden Gegenstände, die in ihren Unterhaltungen statt des letzten glänzenden Artikels in der Edinburger oder Quaterly-Review oder statt der letzten Neuigkeiten aus Spanien oder Rußland, besprochen werden. Hungertod, aus Mangel an Nahrung, ist nicht ungewöhnlich, und nach allem, was ich höre, fürchte ich, daß unter solchen Umständen Menschenfresserei nicht unbekannt ist. Wenn ich mich indeß einiger näher liegender Beispiele aus meiner Heimath erinnere, wo der äußerste Hunger zu dem nemlichen gräßlichen Resultate führte, so konnte ich hier nicht sehr verwundert sein.

Jedoch zurück. Waub Ojeeg war der zweite Sohn dieses berühmter Mongazida. Als der Letztere einst zu

seinen Herbstjagden auf den Gründen neben dem Bezirke der Sioux ausgezogen war, und alle seine Verwandte (beinahe 20 an der Zahl) mitgenommen hatte, wurden sie auf gewöhnliche Weise in der Morgendämmerung von den Sioux überfallen. Die erste Ladung war durch die Wohnung gegangen; ehe noch die zweite abgefeuert werden konnte, stürzte Mongazida heraus, nannte mit lauter Stimme seinen Namen und fragte: ob Wabash, seiner Mutter Sohn, unter den Angreifenden sei? Es entstand eine Pause; dann trat ein Mann von schlanker Gestalt in seinem Kriegsanzuge mit einer reichen Menge von Federn auf dem Kopfe hervor und reichte seinem Halbbruder die Hand. Alle kehrten in Frieden zu der Wohnung zurück. In dem Augenblicke aber, wo der Sioux-Häuptling sich bückte, um hineinzugehen, gab ihm Waub Ojeeg, damals ein Knabe von 8 Jahren, der sich am Eingange aufgestellt hatte, um denselben zu vertheidigen, mit seiner kleinen Kriegskeule einen Schlag vor die Stirn. Mongazida entzückt, nahm ihn auf seine Arme und weissagte, daß er dereinst ein großer Kriegshäuptling und ein unversöhnlicher Feind der Sioux sein werde. Diese Weissagung ging in der Folge in Erfüllung, denn Waub Ojeeg befehligte sein Volk in allen Kriegszügen gegen die Sioux und Ottagamies. Er siegte gewöhnlich und schlug die Ottagamies so, daß sie es später nie wagten, sich ihm zu widersetzen und

sich nach dem Wisconsin-Flusse hinunterzogen, wo sie noch jetzt angesiedelt sind.

Waub Ojeeg war jedoch etwas mehr und etwas Besseres, als bloß siegreicher Krieger; er war merkwürdig durch seine Beredsamkeit und dichtete eine Menge Kriegslieder, die in den Chippewa-Dörfern gesungen wurden, und von denen seine Tochter mehrere wiederholen kann. Eben so geschickt wie im Kriege, war er auch auf der Jagd. Seine Jagdgründe breiteten sich bis zum Broulé-Flusse, bis nach Fond du Lac aus, und er schoß jeden nieder, der es wagte, in seinen Bezirk einzudringen. Die Häute, die er jährlich erbeutete, waren 350 Dollars werth, Geld genug, um ihn mit Kleidung, Waffen, Pulver, rother Farbe und Zierrathen reichlich zu versehen. Gleich Tecumseh wollte er sich nicht früh verheirathen, damit dies seine Aufmerksamkeit nicht vom Kriege abzöge; aber im dreißigsten Jahre heirathete er eine Wittwe, von der er 2 Söhne hatte. Da er seiner ältlichen Lebensgefährtin überdrüssig wurde, nahm er sich ein junges Weib, ein schönes, vierzehnjähriges Mädchen, von welcher er sechs Kinder bekam; von diesen ist Neeagay das älteste. Sie beschrieb ihren Vater als eben so zärtlich wie häuslich; »es war immer Ueberfluß an Bären- und Elendfleisch in der Wohnung.« Er hatte einen schönen Wigwam, 60 Fuß in der Länge, den er gern aufputzte. In der Mitte stand ein dicker Pfahl,

mehrere Fuß hoch über das Dach hinaus, auf dessen Spitze eine Eule, aus Holz geschnitzt, angebracht war, die sich mit dem Winde drehete. Diese Eule schien den nämlichen Zweck zu haben, wie die Flagge auf dem Thurme zu Windsor-Castle; sie war das Symbol seiner Macht, das Zeichen seiner Anwesenheit; denn wenn er auf seine langen Winterjagden auszog, so wurde die Wohnung geschlossen und die Eule heruntergenommen.

Die Geschicklichkeit Waub Ojeegs im Jagen und Fangen brachte ihn in freundliche Berührung mit einem Pelzhändler, Namens Johnston, der dem unternehmenden Henry im Ausbeuten des Superior-See's gefolgt war. Dieser junge Mann, aus einer guten irländischen Familie, kam nach Canada mit so dringenden Empfehlungsbriefen an Lord Dorchester, daß er eingeladen wurde, im Gouvernementshause zu wohnen, bis eine Stelle in einem der Beamten-Departements aufginge. Er war ein thätiger, unternehmender Mann, und gesellte sich daher zu mehreren Kaufleuten, die bloß zum Vergnügen nach den obern Seen reis'ten, fand aber das ungebundene Leben so schön, daß er es selbst annahm. Bei Gelegenheit einer seiner Unternehmungen, als er zu Che-yoi-ma-qou lagerte, und mit Waub Ojeeg handelte, sah er die älteste Tochter des Anführers, und »sobald er sie sah, seufzte er; als er seufzte, fragte er sich nach der Ursache« und endete damit, seinen Freund aufzufordern, ihm seine Tochter zu geben. »Weißer Mann,«

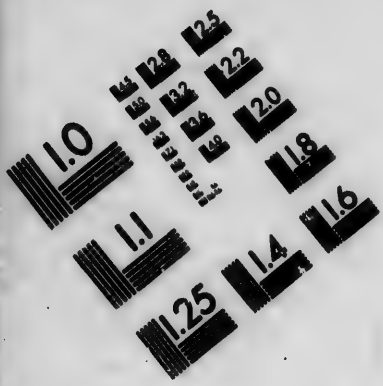
sagte der Häuptling mit Würde, »Eure Sitten sind nicht unsere Sitten! Ihr weißen Männer wünscht unsere Frauen; Ihr heirathet sie, und wenn sie Euern Augen nicht mehr gefallen, so sagt Ihr, sie wären nicht Eure Frauen und verlaßt sie. Junger Freund! kehrt mit Eurem Haufen Fellen nach Montreal zurück, und wenn die Frauen dort mit ihren blassen Gesichtern mein Kind nicht aus Eurem Gedächtnisse verwischen, dann kommt im Frühjahr wieder und wir wollen weiter darüber sprechen; sie ist jung und kann noch warten.« Der junge Irländer, feurig, verliebt, ungeduldig und heftig nach der Art seiner Landsleute, versuchte Gründe, Betheurungen, Geschenke, — vergebens; er mußte sich fügen. Er ging nach Montreal hinunter, kehrte im folgenden Frühjahre zurück und forderte seine Braut. Der Häuptling ließ ihn schwören, daß er seine Tochter als seine Frau, dem Gesetze der weißen Männer gemäß, bis zum Tode betrachten wolle, gab sie ihm und hielt Beiden ein lange belehrende Rede.

Mrs. Johnston erzählt, daß sie der allgemeinen indianischen Sitte zufolge vor ihrer Verheirathung gefastet habe, um einen Schutzgeist zu erhalten. Sie ging zu diesem Behuf auf den Gipfel einer Anhöhe und bauete sich eine kleine Hütte von Cederzweigen, bemalte sich schwarz und begann ihr Fasten in der Einsamkeit. Sie träumte immerwährend von einem weißen Manne, der sich ihr mit einem Becher in der Hand näherte und

sagte: »armes Ding! Warum bestrafst Du Dich? warum fastest Du? Hier ist Nahrung für Dich! Es begleitete ihn jedesmal ein Hund, der sie ansah, als kenne er sie. Sodann träumte sie damals, auf einem hohen von Wasser umgebenen Hügel zu stehen, von dem aus sie viele Canoes voller Indianer sah, die zu ihr kamen, um ihr ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Nach diesem kam es ihr vor, als werde sie in den Himmel getragen, und als sie zur Erde hernieder sah, erblickte sie dieselbe in Feuer stehen und sagte zu sich selbst: »Alle meine Verwandte werden verbrennen!« Eine Stimme aber antwortete und sagte: »Nein, sie werden nicht verbrennen, sie werden gerettet werden!« und sie wußte, daß ihr Geist also sprach, weil es keine menschliche Stimme war. Sie fastete zehn Tage; während dieser Zeit brachte ihr ihre Großmutter zuweilen etwas Wasser. Befriedigt, in dem weißen Manne, der sich in ihren Träumen einstellte, einen Schutzgeist erhalten zu haben, kehrte sie in ihres Vaters Wohnung zurück, grüne Cederzweige tragend, die sie auf den Boden streuete und im Vorwärtsgehen betrat. Nachdem sie in die Wohnung eingetreten, warf sie deren mehrere auf ihren gewöhnlichen Platz (nahe bei der Mutter) und nahm ihren Sitz ein. Während der folgenden zehn Tage durfte sie kein Fleisch oder irgend etwas essen, außen einem Bischen Korn, das mit bittern Kräutern gekocht war. Andere zehn Tage lang aß sie sodann Fleisch, welches auf be-

sondere Weise getrocknet war, und dann erst genoß sie die gewöhnliche Familienkost.

Unerachtet ihr künftiger Mann und ihre künftige Größe in diesem Traume so lebendig vorgestellt worden war, so scheint dennoch die hübsche O-shab-gush-ko-da-na-qua, die einen weißen Mann immer gleich einem Wesen höherer Art mit Ehrfurcht betrachtete (vielleicht um so mehr eine Folge ihres Traumes), während der ganzen Zeit, wo ihr Mann sich um sie bewarb, nichts als Abneigung, Schrecken und Widerwillen empfunden zu haben. Als sie unter den gewöhnlichen Ceremonieen nach ihres Mannes Wohnung gebracht wurde, floh sie in einen finstern Winkel, wickelte sich in ihre Decke, war jedem Troste unzugänglich, ja wollte sich nicht einmal ansehen lassen. Es gereicht Johnston zur Ehre, daß er keinen grausamen Vortheil aus ihrer beiderseitigen Lage zog und daß sie zehn Tage in seiner Wohnung blieb, während welcher er sie mit der größten Zärtlichkeit und Achtung behandelte, durch jedes zarte Mittel ihre Furcht zu überwinden und ihre Neigung zu gewinnen suchte; — es war rührend zu sehen, wie zärtlich und dankbar dies von seiner Frau nach Verlauf von sechsunddreißig Jahren noch erkannt wurde. Am zehnten Tage lief sie in einem Anfalle von Schrecken von ihm fort und erreichte, nachdem sie vier Tage in den Wäldern gehungert, ihres Großvaters Wigwam. Während der Zeit träumte ihr Vater Waub



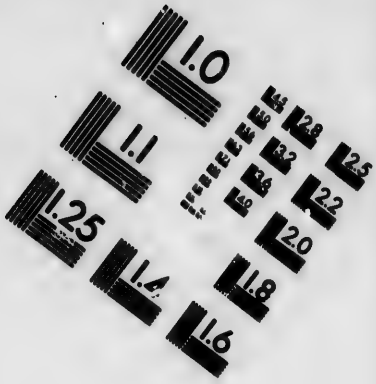
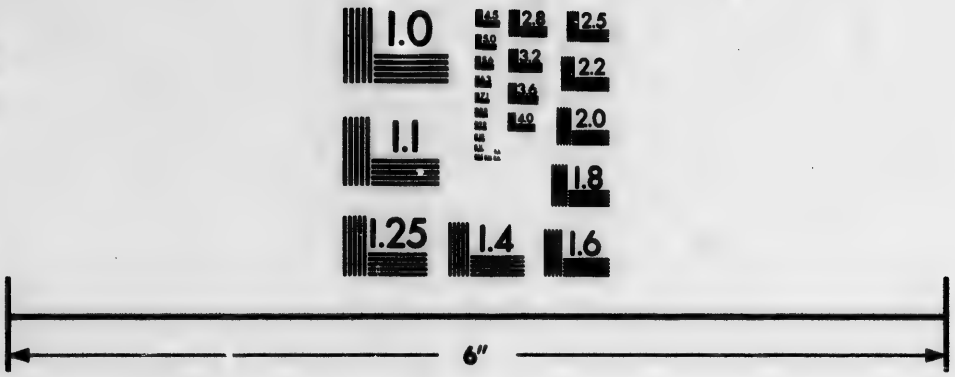
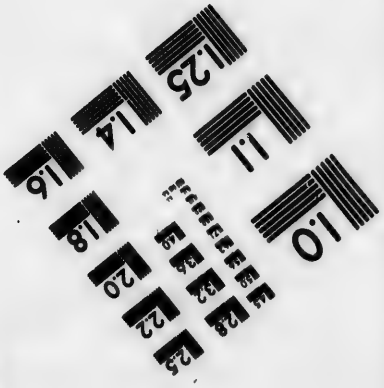


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)





Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Djeeg, der weit entfernt in seinem Jagdlager war, seine Tochter habe sich nicht nach seiner Ermahnung mit passender Nachgiebigkeit, wie sie einer Frau gezieme, aufgeführt. Er kehrte daher eilig zwei Tagereisen weit zurück, um nach ihr zu sehen, und da er Alles so fand, wie er es geträumt, so prügelte er sie tüchtig mit einem Stocke und drohete ihr beide Ohren abzuschneiden. Er führte sie dann mit einem begütigenden Geschenke an Pelzwerk und Mais und unter manchen Entschuldigungen (und Ausreden zu seiner eigenen Ehre) zu ihrem Manne zurück. Endlich gelang es Johnston, dieses wilde Geschöpf zu zähmen, und er bezog mit ihr sein Haus bei dem St. Maria Sault. Nachdem sie hier einige Zeit gewohnt, wurde sie wieder von einer Sehnsucht befallen, ihre Mutter zu sehen und ihr Volk zu besuchen. Ihr Mann hatte sich kurz zuvor einen kleinen Schooner gekauft, um auf dem See Handel zu treiben; diesen rüstete er aus und sandte sie mit einem Gefolge von seinen Schreibern und Untergebenen, ganz so, wie es der Frau »des großen Engländers« geziemte, in ihre Heimath nach la Pointe, beladen mit Geschenken für ihre ganze Familie. Er ging nicht selbst mit, wahrscheinlich aus Zartgefühl, um ihren Gefühlen und Empfindungen keinen Zwang anzuthun. Die wenigen Monden des Zusammenseins mit einem Manne, der sie unter verhältnißmäßigem Glanz und Luxus mit Achtung und Zärtlichkeit behandelte, ließen die schöne O-shab-gush-ko-da-

na=qua ihre vormalige Heimath mit der jetzigen vergleichen. Sie kehrte bald zu ihrem Manne zurück, und wir hören nichts mehr von ihrer Sehnsucht nach ihres Vaters Wigwam. Sie lebte sechsunddreißig Jahre lang sehr glücklich mit Johnston bis zu seinem Tode im Jahre 1828, und ist Mutter von acht Kindern, vier Knaben und vier Mädchen.

Sie zeigte mir ihres Mannes Bild, das er ihr von Montreal mitgebracht hatte; die Züge sind sehr edel. Er ist mir durch einige meiner canadischen Freunde, die ihn gut gekannt, als ein kluger, lebhafter, excentrischer Mann und etwas bon vivant beschrieben worden. Er hatte in der ganzen Umgegend vielen Einfluß, den er seinem unabhängigen Vermögen, seinen Talenten, seiner langen Bekanntschaft mit der Gegend und der Verbindung mit den Eingebornen durch seine Heirath verdankte.

Während des letzten englischen Krieges hielt er sich natürlich zu den Engländern, weil ihm diese ihren Schutz versprochen hatten; die Amerikaner brannten ihm dafür natürlich das Haus ab und zerstörten sein Besitzthum. Er konnte niemals weder Beistand noch Schadenersatz von unserer Regierung erhalten. Der Platz, auf dem sein Haus gestanden, wurde beim Friedensschluß an die vereinigten Staaten abgetreten; — er selbst und seine Familie wurden par force Ameri=

kaner. Seine Söhne sind in Diensten der Staaten. In einer spätern Verhandlung mit den Chippewas, die in der Nähe einen großen Landstrich an die amerikanische Regierung abtraten, wurde zu Gunsten der O-shab-gush-ko-da-na-qua ein besonderer Vorbehalt über einen ansehnlichen Theil Landes abgemacht, wodurch ihre Nachkommen reiche Landbesitzer werden, ob es gleich jetzt nur noch ungelichtete Waldung ist. Ein großer Landstrich auf der Zuckerinsel ist ihr Eigenthum, und in diesem Jahre machte sie selbst dreitausend fünfhundert Pfund Zucker von vortrefflicher Qualität. Sie wagt sich mit ihren Leuten auf ihren Canoes in die Nähe der Wasserfälle am Eingange des Superior-Sees, um in den Buchten-Mündungen vierzehn Tage zu fischen, und kehrt mit einer Ladung eingepökelten Fisches für den Winter zurück. In ihrer Jugend ging sie auf die Jagd, und war unter den Frauen ihres Stammes als das schärfste Auge und der leichteste Fuß bekannt. Ihre Talente, ihre Energie, Thätigkeit und Seelenstärke, ihre Geschicklichkeit in allen Verrichtungen indianischer Frauen haben, trotz aller Verluste ihres Mannes, Bequemlichkeit und Ueberfluß in ihr Haus gebracht, und ihre Abstammung von dem Blute der alten Häuptlinge macht sie zu einem Gegenstande großer Verehrung unter den sie umgebenden Indianern, die sich in allen ihren Trübsalen, Krankhei-

ten und Verlegenheiten um Hülfe und Rath an sie wenden.

Sie hat das poetische Talent ihres Vaters Waub Ojeeg geerbt; und hier ist eine kleine Fabel oder Allegorie, die nach ihrer Erzählung niedergeschrieben und von ihrer Tochter übersetzt wurde.

Die Allegorie des Winters und Sommers.

Ein alter Mann des Nordens in Silberhaaren durchstrich, auf seinen Stab gestützt, alle Länder. Nachdem er so vier Monate ohne Unterbrechung unterwegs gewesen war, sah er sich eines Tages nach einer Stelle um, auf der er sich niederlegen und ausruhen könne. Er hatte nicht lange gesessen, als er einen jungen Mann erblickte, welcher sehr schön war, mit rothen Wangen und funkelnden Augen; sein Haar war mit Blumen geschmückt und von seinen Lippen strömte ein Athem, so süß, als der der wilden Rose.

Der alte Mann lehnte auf seinem Stabe; der Bart reichte ihm bis auf die Brust herab, und er sagte: »Wir wollen hier eine Weile ausruhen und uns ein wenig unterhalten. Vor allen Dingen aber wollen wir erst ein Feuer anmachen und viel Holz zusammenlesen, denn wir werden es brauchen, um uns warm zu erhalten.«

Das Feuer war gemacht; sie setzten sich daran und fingen an, sich zu unterreden; einer erzählte dem an-

dern, woher er komme und was ihm unterwegs begegnet sei. Der junge Mann fing an zu frieren, sah sich um, um etwa eine äußere Ursache dieses Wechsels zu gewahren, und legte die Hände an seine Wangen, um sie warm zu erhalten.

Der alte Mann hob an und sagte: »wenn ich über einen Fluß gehen will, so hauche ich darauf, mache ihn hart und gehe über seine Oberfläche. Bei mir bedarf es nur eines gebietenden Wortes, und das Wasser steht still; ich berühre es mit dem Finger, — und es wird hart wie Stein. — Mein Fußtritt macht weiche Dinge hart — und meine Macht ist unbegrenzt.«

Der junge Mann, den jeden Augenblick mehr und mehr fror und der bei dem Prahlen des Alten Langeweile hatte, begann, als der Morgen sich nahete, was er an dem röthlichen Schimmer im Osten bemerkte, folgendermaßen:

»Nun, Vater! wünsche ich das Wort zu nehmen.«

»Sprich!« entgegnete der Alte, »mein Ohr, obgleich alt, steht offen, es kann hören.«

»Nun denn,« sagte der Jüngling, »auch ich gehe über die ganze Erde. Ich habe sie mit Schnee bedeckt gesehen und die Gewässer hart wie Stein; ich durfte nur darüber gehen, und — der Schnee schmolz, die Bäche begannen zu fließen, die Flüsse sich zu regen, das Eis zu schmelzen; die Erde grünte unter meinem Fußtritte, die Blumen blüheten, die Vögel waren fröhlich,

und all die Macht, mit der Ihr Euch brüstet, schwand dahin.«

Der alte Mann seufzte tief auf, schüttelte den Kopf und sagte: »ich kenne Dich, Du bist der Frühling.«

»Ja,« sagte der Jüngling, »sieh hier meinen Kopf, er ist mit Blumen geschmückt! sieh meine Wangen, wie sie blühen, — komm näher und berühre mich! Du bist der Winter! Ich weiß, Deine Macht ist groß; aber, Vater, Du darfst nicht in meine Gegend kommen; Dein Bart würde abfallen, all' Deine Stärke würde schwinden und Du würdest sterben.«

Der Alte fühlte diese Wahrheit; ehe der Morgen kam, war er verschwunden; bevor sie aber von einander schieden, drückte jeder von ihnen die Hoffnung aus, daß sie in einigen Monden sich wieder begegnen möchten.

Die Sprache der Chippewas, obgleich bilderreich und ausdrucksvoll, ist doch nicht reich. In ihren Reden und Gesängen sind sie emphatisch und bezeichnend durch die immerwährende Wiederholung der nämlichen Phrase oder des Gedankens; und dies scheint sie zu rühren, wie auch die immerwährende Wiederkehr einiger weniger Töne, durch die ich selbst zur schmerzlichsten Aufregung gesteigert oder zu Thränen gerührt wurde.

Einer meiner Vettern (ich habe jetzt eine große Vetterschaft unter den Chippewas) ging auf eine Jagd-

unternehmung und ließ Weib und Kind zu Hause. Während seiner Abwesenheit führte ein Sioux-Haufen diese fort, und bei seiner Heimkehr fand er das Feuer verlöscht, seine Wohnung leer. Er schwärzte sogleich sein Gesicht (indianische Art zu trauern) und ging zu dem Bruder seiner Frau, dem er in einer Art trauernden Recitativs nachstehenden Gesang vortrug. Der Zweck desselben scheint theils eine Aufforderung zur Hülfe gegen seine Feinde zu sein, theils auch eine Entschuldigung ob des anscheinenden Fehlers, daß er seine Familie unbeschützt in dem Wigwam gelassen habe.

»Schwager! Beschuldige mich nicht unrechtmäßiger Weise ob der scheinbaren Nachlässigkeit, meine Familie der Gefahr ausgesetzt zu haben, denn ich bin gekommen, um Hülfe zu fordern von meinem Schwager.«

»Man hörte das Schreien meines kleinen Sohnes, als sie ihn durch die Prairie führten, und deswegen bin ich gekommen, um Hülfe zu erflehen von meinem Schwager.«

»Auch die Stimme meines Weibes wurde gehört, als man sie durch die Prairie führte; beschuldige darum nicht deinen Schwager, denn er ist gekommen, um Hülfe zu suchen bei seinem Schwager.«

Dieser Gesang hat einen gewissen Rhythmus, abwechselnd zehn und acht Silben; die immerwährende Wiederkehr des Wortes »Schwager« scheint bestimmt,

der Seele des Hörers den Gedanken ihrer Verwandtſchaft einzuprägen.«

Das Folgende iſt die Anrede eines Haufens Krieger an ihre Frauen, als ſie das Dorf verlaſſen.

»Weint nicht, weint nicht über mich,
Geliebte Frauen, wenn ich ſterben ſollte;
Um Euch ſelbſt nur müßt Ihr weinen,
Arm ſeid Ihr All' und zu beklagen,
Ihr Frauen, Ihr ſeid zu beklagen.

»Ich ſuche, ich ſuche unſere gefallenen Verwandte,
Ich gehe zu rächen, zu rächen die Erſchlagenen.
Unſre Verwandte gefallen und erſchlagen!
Und unſre Feinde, unſre Feinde ſollen liegen.
Gleich ihnen, gleich ihnen ſollen ſie liegen.
Ich gehe, um ſie niederzuſtrecken, ſie niederzuſtrecken.«

Und dann da Capo immer von Neuem.

Der folgende iſt ein Liebesgeſang in dem nämlichen Style der Wiederholung.

»Es ſind jetzt zwei Tage, zwei lange Tage,
Seit ich Nahrung genoß, Geliebte!
Um Dich, um Dich
Gräme ich mich, gräme ich mich.«

»Die Wasser fließen tief und breit,
Auf denen Du segeltest, Geliebte!
Dich von mir trennend.
Um Dich, um Dich, Geliebte,
Um Dich, um Dich gräme ich mich.«

Wenn Sie ein halbes Tausend unserer fashionablen und viel bewunderten italienischen Gesänge betrachten, — die Notturni von Blangini z. B., so werden Sie dieselben, was das Nichtssagende und die ewige Wiederkehr gewisser Worte und Phrasen anbelangt, diesen Chippewa-Canzonetten gleich finden; zugleich zweifle ich, ob es für einen Gesang immer einen Sinn zu haben braucht, — es ist genug, wenn ein Gefühl darin ausgesprochen wird.

Hier sind einige Verse eines Kriegsgesanges in dem nämlichen Style der Composition, doch sehr verschiedene Empfindungen athmend:

»Ich singe, ich singe unter dem Mittelpunkte des Himmels,
Unter dem Mittelpunkte des Himmels.
Unter dem Mittelpunkte des Himmels sing' ich, sing' ich
Unter dem Mittelpunkte des Himmels.«

»Jeden Tag seh' ich nach dir, du Morgenstern,
Du Morgenstern,
Jeden Tag seh' ich nach dir, du Morgenstern,
Du Morgenstern.«

»Die Vögel der Braven nehmen einen Flug rund um den Himmel,
Einen Flug rund um den Himmel.
Die Vögel der Braven nehmen einen Flug, nehmen einen Flug,
Einen Flug rund um den Himmel.«

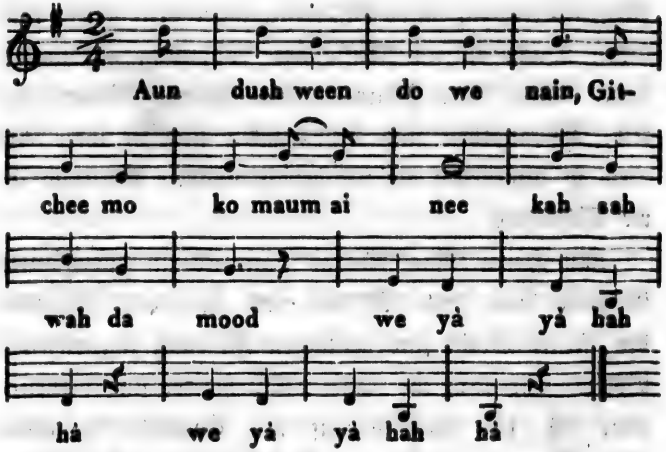
»Sie durchkreuzen des Feindes Reihe, die Vögel,
Sie durchkreuzen des Feindes Reihe.
Die Vögel, die Vögel, die raubgierigen Vögel!
Sie durchkreuzen des Feindes Reihe.«

»Die Geister oben wiederholen ihren Namen,
Wiederholen ihren Namen,
Die Geister hoch oben, die Geister oben
Wiederholen ihren Namen.«

»Ganz glücklich bin ich, erschlagen zu sein und zu liegen
Auf des Feindes Seite, auf der Reihe zu liegen;
Glücklich bin ich, glücklich bin ich
Auf des Feindes Seite, auf der Reihe zu liegen.«

Ich gebe Ihnen diese Proben als Merkwürdigkeit; sie sind echt und haben so wenigstens dies Verdienst, wenn sie kein anderes haben. Bei dem nächsten Gesange füge ich die Musik hinzu. Sie scheint auf einen jungen Amerikaner (Lang-Messer) componirt zu sein, der eine Liebschaft mit einem Chippewa-Mädchen Ojibwaiquaince hatte.

Ojibway quaince.



We ah, bem, ah dé.
We mah jah need dé,
We ne moo, sha yun
We yà, yà hah hà! we yà yà hah hà!

O Mow we mah né
We mah jah need dé
O jib way quaince un né,
We yà yà hah hà! we yà yà hah hà!

Kah ween, goo shah, ween né
Keesh wan she e wa ye
O gah, mah we mah zeen,
We yà yà hah hà! we yà yà hah hà!

Ma goo shah ween e goo
Ke bish quah bem ah dé
Che wah nain ne mah dé.
We yà, yà hah hà, we yà yà hah hà!

Ich habe mich auf der andern Seite des Flusses zu lange aufgehalten und muß nun auf unser canadisches Ufer zurückkehren, allwo ich bereits unter dem gastfreundlichen Dache unsers Missionärs Wohnung genommen habe. Mrs. Mac Murray's überfließende Gutmüthigkeit, Gewandtheit und Lebhaftigkeit sind in ihrer Art eben so angenehm als der gedankenvollere Verstand ihrer Schwester.

Mit Herrn Mac Murray hatte ich ein interessantes Gespräch über seine Mission und über den Charakter des, seiner Sorge und geistlichen Führung zugewiesenen Volkes. Er kam im Jahre 1832 hierher und verheirathete sich das Jahr darauf mit Charlotte Johnston (O-ga-bu-no-qua). Seit den fünf Jahren, wo die Mission etablirt ist, sind hundertfünfundvierzig Taufen, sieben Begräbnisse und dreizehn Trauungen vorgekommen; die gegenwärtige Zahl der Communikanten beträgt sechsundsechszig.

Er ist mit seinem Erfolge zufrieden und scheint das Wohlwollen und die Zuneigung der Indianer, die ihn umgeben, erworben zu haben; er verdankt Vieles, wie er sagt, seinem süßen Weibe, die ihm mit ihrer vollkommenen Kenntniß der Sprache und der Sitten ihres Volkes bei seinem Auftrage hülfreich zur Seite steht. Sie ist eine warme Enthusiastin im Punkte der Bekehrung, und die Arbeit und Anstrengung, den Indianern die Gebete und Predigten zu erklären und sie

singen zu lehren, hatte einmal ihre Gesundheit ernstlich angegriffen. Sie hat eine gute Stimme und ein richtiges Gehör und hat es dahin gebracht, mehreren Frauen und Kindern einige unserer Kirchenlieder auf sehr angenehme Weise singen zu lehren. Sie sagt, alle Indianer liebten die Musik leidenschaftlich; auch sei dieselbe ein sehr wirksames Mittel, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und ihre Theilnahme zu erregen. Nach Mr. Mac Murray interessiren sie sich sehr für die Parabeln und ihre Erklärungen — und oftmals werden sie darüber zu Thränen gerührt. Als er sie bei seiner ersten Ankunft versammelte und eine Rede an sie hielt, waren viele von ihnen betrunken; er nahm daher Gelegenheit, gegen dieses herrschende Laster in starken Ausdrücken zu eifern. Sie warteten ab, bis er seine Predigt geendet; da aber erhob sich einer der bedeutendsten Männer und erwiederte ernst: »Mein Vater! Ehe die weißen Männer zu uns kamen, konnten wir jagen, fischen und genug Korn für unsere Familien bauen; wir wußten nichts von dem Feuer-Wasser. Wenn es so überaus schlecht ist, warum haben es denn die weißen Männer hergebracht? Wir haben es nicht verlangt.«

Früher befanden sie sich in der tiefsten Armuth, in Sorglosigkeit und Elend: jetzt ist es wenigstens etwas besser. Dreißig Kinder besuchen Mr. Mac Murray's Schule. Viele der Getauften sind anständig gekleidet und haben Gärten, in denen sie Kartoffeln und Mais

bauen. Es hält schwer, sie lange genug beisammen zu erhalten, um einen bleibenden Eindruck hervorzubringen; ihre wilden, ruhelosen Gewohnheiten haben immer noch das Uebergewicht; ihre Lebensbedürfnisse erschweren den Lehrern ihr Geschäft, denn sie ziehen ganze Wochen nach ihren Jagdgründen fort, und wenn sie zurückkehren, muß die Belehrung von Neuem beginnen.

Einer ihrer Häuptlinge kam aus dem Norden zu Mr. Mac Murray und äußerte den Wunsch, ein Christ zu werden. Unglücklicherweise hatte er drei Frauen, und zur nothwendigen Vorbereitung sagte man ihm, er müsse sich auf Eine beschränken. Er machte keine Einwendung und wollte die jüngste behalten, mit der er sich nicht längst erst verheirathet, und die beiden andern fortschaffen. Dies wurde aber nicht erlaubt; die eine, die er zuerst genommen, war die rechtmäßige Frau und keine andere. Er stritt sich; Mr. Mac Murray bestand darauf; endlich ging der alte Mann im höchsten Unwillen fort. Den nächsten Morgen war sein Wigwam nicht mehr zu sehen und er bewarb sich nie mehr darum, »ein Christ zu werden,« da die Bedingungen, wie es schien, zu hart waren, um sie zu erfüllen. »Die römisch-katholischen Priester,« sagte Mr. Mac Murray, »sind in diesen Punkten nicht so difficil als wir; sie bestehen zwar darauf, daß der Bekehrte nur Eine Frau behalte, lassen ihm aber die Wahl unter denen, welche diesen Namen führen.«

Die Indianer tragen sich unter sich mit einer Geschichte von einem bekehrten Indianer, der sich nach seinem Tode um den Einlaß in das Paradies der weißen Männer bewarb, denselben aber nicht erhielt. Er ging hierauf nach dem Paradiese der Rothhäute, wurde indeß hier gleichfalls abgewiesen, und kehrte endlich, nachdem er eine Zeitlang schwermüthig umhergewandert, zum Leben zurück (gleich Gitchee Gauzinee), um seine Gefährten durch die Erfahrungen, die er in der andern Welt gemacht hatte, zu warnen.

Mr. Mac Murray rechnet zu seinen eifrigsten Bekehrten verschiedene große Medicin-Männer und Beschwörer oder Zauberer. Ich war zuerst über die unverhältnißmäßige Zahl derselben, so wie über ihre Bereitwilligkeit, Christen zu werden, verwundert; man kann dies aber auf zweierlei Art erklären. Sie sind nämlich in der Regel die klügsten Männer des Stammes und mehr als andere von der falschen und trügerischen Beschaffenheit ihrer Possen und abergläubischen Gebräuche überzeugt. Wenn ein Zauberer sich hat bekehren lassen, so liefert er zuvörderst seine meta-waaun, d. h. Medicin-Sack, der seine Manitos enthält, ab. Mr. Mac. Murray zeigte mir mehrere dergleichen, z. B. eine Eulenhaut, das Fell einer wilden Katze, einer Otter und gab mir zwei derselben mit den darin enthaltenen Werkzeugen der Zauberei, einen von Birkenrinde, der die Haut einer schwarzen Natter enthielt, der andere, von

gesticktem Leder, enthält die Haut einer sehr großen Klapperschlange (vier Fuß lang), eine rothgefärbte Feder, eine große Muschel und einige Zauberkiesel, in Rinde eingewickelt — Bezauberungen und Zauberformeln des indianischen Archimago, dessen Name, wie ich glaube, Matabash war. Ferner gab er mir eine Trommel, aus einem Felle gemacht, das über einen Wiedehopf ausgespannt und mit Kieseln angefüllt war, nebst einer gewaltig großen Klapper, von ungefähr hundert Bärenklauen gemacht, welche durch einen Riemen an einander gereihet und an einem geschnitzten Stocke aufgehangen sind. Beide Stücke waren bei ihren medicinischen Tänzen gebraucht worden.

Der Anführer dieses Chippewa-Dorfes ist eine ganz außergewöhnliche Erscheinung. Er heißt Shinguakonse, die kleine Fichte; er läßt aber das Eigenschaftswort fallen und nennt sich selbst lieber schlechtweg die Fichte. Er ist kein erblicher Häuptling, sondern ein erwählter, oder Kriegsanführer und verdankt diese Würde seinem Muthe und seiner Beredsamkeit. Ein Mann, der dieses Beides in sich vereinigt, ist sicher, unter diesem Volke in Ansehn zu kommen. Ohne Gelehrsamkeit, ohne Gesetze, ohne willkürliche Unterscheidungen des Ranges oder Vermögens und mit einem so einfachen, moralischen Gesetzbuche, daß sie auf diesem Punkte sich beinahe alle gleich sind, sind es vorzüglich Naturgaben, wie Stärke, Einsicht u. s. w., die einen Indianer zu Auszeichnung und

Einfluß erheben. Er fischt deshalb nicht weniger sein eigenes Mittagsmahl und baut nichtsdestoweniger seinen eigenen Canoe.

Shinguakonse führte in dem Jahre 1812 einen Haufen Streiter in das Feld, war zu Fort Malden und nahm Theil an der Schlacht der Herrnhuther Städte. Außerdem, daß er beredt und brav, war er auch ein berühmter Beschwörer. Er ist nun mit seiner ganzen Familie zum Christenthume übergegangen. Mr. Mac Murray hat an ihm einen sehr nützlichen Verbündeten, um die Lage seines Volkes zu verbessern. Als die Kaufleute auf der entgegengesetzten Seite sich bemüheten, ihn zu seiner alten Gewohnheit des Trinkens zurückzuführen, sagte er ihnen: »Als ich dessen bedurfte, wolltet ihr es mir nicht geben, und nun, da ich es nicht bedarf, wollt ihr mir es aufdringen; trinkt es selbst!« und wandte ihnen den Rücken.

Die Leichtigkeit, mit welcher von der andern Seite starke Getränke zu haben sind, und das schlechte Beispiel vieler Soldaten und Handelsleute sind indeß bedeutende Hindernisse bei dem glücklichen Erfolg der Bemühungen der Missionäre. Mrs. Mac Murray ahmte mit großem Humor die Haltung einer betrunkenen Squaw nach, indem sie ihre Decke, mit einem Zipfel auf ihre Schultern geworfen, nach sich zog, und mit einem Ausdruck von Unabhängigkeit und Trotz, ihrem Herrn und

Meister, ihrem Gemahl, ein Lied vorsang, dessen Refrain also lautet:

Der Engländer wird mir etwas von seiner Milch geben,
Ich werde des Engländers Milch trinken.

Durch ihre eigenen persönlichen Bemühungen hat sie manche dieser elenden Wesen gerettet.

Neben der Leidenschaft für hitzige Getränke lieben sie noch die des Spieles. Ihr gewöhnliches Hazardspiel wird mit Bohnen oder mit kleinen Knochen, die mit verschiedenen Farben bemalt sind, gespielt, und diese Bohnen sind eben so schädlich, als die Würfel in der christlichen Welt es je gewesen. Sie verspielen sogar ihre Decken und Mocassins, und so lange das Spiel währt, sind nicht bloß die Spielenden, sondern auch die Zusehenden in einer vollkommenen Extase und Gemüthsbewegung.

Mr. Mac Murray erzählte mir, daß, wenn die Indianer von den obern Gewässern des Sees während der Jahreszeit, wo gefischt wird, sich hier befänden, seine Zimmer von ihnen angefüllt seien; wo sie nur immer eine Thür offen fänden, da kämen sie herein. »Es ist unmöglich,« setzte er hinzu, »einen Indianer zu vermeiden, der Geschmack an Ihrer Gesellschaft gefunden hat; er kommt zu allen Stunden, da jeder Begriff von Schicklichkeit oder Unschicklichkeit ihm fremd ist und er es nicht für möglich hält, beschwerlich zu fallen. Es giebt durchaus kein Mittel dagegen, als still zu sitzen

und auszuhalten. Ich habe diese Leute bisweilen von Sonnenaufgang bis zum Untergange in einem fort in meinem Zimmer.« Er versichert aber, daß sie nie etwas mitgenommen, noch den geringsten Schaden angerichtet hätten, ausgenommen den, welcher aus ihren unsaubern, schmutzigen Gewohnheiten nothwendig entstände und aus dem Geruche ihres Kinnikinic, was zusammen, wie mich dünkt, schon hinlänglich ist. Die wenigen, die jetzt hier sind, zumal die Frauen, schlendern herein und heraus, kommen wegen jeder Kleinigkeit zu Mr. Mac Murray und häufig um gar nichts.

Sir John Colborne nahm großes Interesse an der Bekehrung und Civilisation der Indianer, und obgleich oft entmuthigt, verzweifelte er doch nicht. Er versprach, ein Dorf anzulegen und Blockhäuser für die Bekehrten zu bauen, wie zu Coldwater (am Simeon-See). Dieses Versprechen ist aber nicht erfüllt worden und wird auch nicht erfüllt werden. Ich fragte natürlich: »Warum, wenn die Indianer Blockhäuser wünschen, sie sich nicht selbst solche bauen? Sie wohnen am Saume des Waldes und ein solcher Bau ist kein schweres Geschäft. Man entgegnete mir, sie könnten das nicht, auch würden sie es nicht thun, — da solche Arbeiten ihren Gewohnheiten ganz zuwider seien. Es erfordert mehr Kraft als die Frauen haben, und was die Männer betrifft, so würde ihnen Holzfällen und Stämme-Schleppen eine unerhörte Erniedrigung scheinen. Es liegt der

Mrs. Mac Murray sehr viel daran, daß diese Häuser gebauet werden möchten, weil sie glaubt, daß dadurch ihre Bekehrten an den Ort gebunden würden. Ob ihre Moralität, Reinlichkeit, Gesundheit und Glückseligkeit dadurch befördert werden, bezweifle ich, der jetzige Gouverneur scheint sehr bestimmte Ansichten hierüber zu hegen. Ich sähe es gern, wenn ein Indianer dahin gebracht würde, seinem Wigwam ein Haus vorzuziehen und in einem Hause zu leben, was er selbst gebaut hat; was gewinnt man aber, wenn man ihnen Häuser baut? Das Versprechen wurde jedoch gegeben und die Indianer begreifen nicht, warum mit dem Gouverneur auch die Grundsätze wechseln müssen. Sie halten sich für betrogen und übel behandelt. Shinguakonse hat neulich (den letzten Januar) an Sir Francis Head einen Brief oder eine Rede über diesen Gegenstand geschrieben, der ein wunderliches Probestück von einer Vorstellung ist. »Mein Vater!« sagte er, »Ihr habt mir und meinen Kindern Versprechungen gemacht. Ihr verspracht uns Häuser, bis jetzt ist aber noch nichts geschehen, obschon fünf Jahre darüber vergangen sind. Ich werde jetzt sehr alt und nach der Art zu urtheilen, mit der Ihr mit mir verfahren seid, fürchte ich, man wird mich ins Grab legen, ehe ich Eure Versprechungen erfüllt sehe. Viele Eurer Kinder wenden sich an Euch und sagen Euch, daß sie arm sind, obschon sie viel besser daran sind, als ich in Allem und Jedem. Ich kann

mit Wahrheit sagen, daß ich arm bin. Ich bin gleich dem Thiere des Waldes, das kein Obdach hat. Ich liege unter dem Schnee und bedecke mich mit den Zweigen der Bäume. Wären die Versprechungen von einer unbedeutenden Person gegeben worden, ich würde mich weiter nicht wundern, wenn ich sie nicht erfüllt sähe. Ueber Euch aber, die Ihr groß seid an Reichthum und Macht, bin ich verwundert, daß Ihr Eure Versprechungen nicht erfüllt. Es wäre mir lieber gewesen, wenn Ihr mir nie dergleichen gemacht hättet, als daß Ihr sie gegeben und nicht gehalten habt.«

Dann folgt ein Zug indianischer Ironie.

»Allein, mein Vater! vielleicht sehe ich nicht klar; ich bin alt und vielleicht habe ich mein Augenlicht verloren; und wenn Ihr kommt, um uns zu besuchen, findet Ihr die Versprechungen bereits erfüllt? Ich habe gehört, daß Ihr alle Theile der ganzen Gegend ringsum besucht; dies hier ist der einzige Punkt, den Ihr bisher noch nicht gesehen habt; wenn Ihr mir versprecht, auch zu uns zu kommen, so will ich meinen kleinen Fisch (den Weißfisch) aus dem Wasser geholt und zugerichtet haben, damit Ihr die Kost probiren möget, die mich erhält.«

Shinguakonse klagt hierauf, daß gewisse französische Canadier mit Erlaubniß eines brittischen Beamten zu St. Joseph ihr Bauholz niedergeschlagen hätten, um es an die Amerikaner zu verkaufen, und fährt dann fort:

»Ist das recht? Ich habe nie gewußt, daß uns die Britten unser Land und Bauholz abgekauft haben. Wenn ich aber ein Wort rede, so sagen sie: hört nicht auf ihn, er weiß von nichts. Das ist nicht gut.«

Er schließt mit unendlicher Höflichkeit:

»Und nun mein Vater! werde ich meinen Sitz einnehmen und nach der Gegend sehen, wo Ihr wohnt, damit ich die Antwort vernehme, die Ihr mir zwischen jetzt und dem Frühjahre schicken werdet.«

»Und nun, mein Vater! bin ich zu Ende! Ich habe Euch Einiges mitgetheilt, was mir auf der Seele lag. Ich nehme Euch bei der Hand und wünsche Euch ein glückliches neues Jahr, und hoffe, es wird uns vergönnt sein, uns einander wieder zu sehen.«

Mrs. Johnston sagt mir, daß, wenn sie ihre Kinder nach einiger Abwesenheit wieder erwartete, sie eine Empfindung habe, eine physische Empfindung, welche derjenigen zu vergleichen sei, die sie gehabt, als sie dieselben zum Erstenmale in ihre Arme geschlossen. Diese Sehnsucht steigert sich mitunter zu einem ordentlichen Schmerze, der fast so unerträglich ist, als Geburtswehen, und ist so allgemein, daß die Indianer ein eigenes Wort für ihn haben. Der mütterliche Instinct steigert sich gleich allen andern natürlichen Empfindungen unter diesem Volke zu einem Grade, den wir eben so wenig begreifen

können, als wir ihre scharfen Sinne begreifen. Gleichwie eine Katze, ihrer Jungen beraubt, ein Thier anderer Gattung säugt: so muß eine Indianerin, die ihr Kind verloren, ein anderes haben. »Bringt mir mein Kind, oder seht mich sterben!« schrie eine, ihres Söhnchens beraubte Mutter ihrem Manne zu, und legte sich auf ihre Matte nieder, bedeckte ihren Kopf mit ihrer Decke und verschmähete alle Nahrung. Der Mann ging fort, stahl eins von seines Feindes Kindern und brachte es ihr. Sie legte es an ihren Busen und war getröstet. Die Sterblichkeit der Kinder ist sehr groß unter den uncivilisirten Indianern, weil sie kranke Kinder nicht zu behandeln wissen, oder auch weil ein großer Mangel an Reinlichkeit vorherrschend ist. Tritt aus letzterer Ursache ein Ruhranfall ein, so gehen beinahe alle Kinder zu Grunde; werden sie aber reinlich gehalten, so sind die Wiegen von Rinde für ihre Lebensweise in der That vortrefflich, indem sie Kopf und Glieder vor äußerer Gefahr behüten.

Wenn ein junger Chippewa von St. Mary ein junges Mädchen sieht, das ihm gefällt und die er zu heirathen wünscht, so geht er hin, fängt einen Schmerle, kocht sie, schneidet ihr den Schwanz ab, nimmt davon die flache Gräthe und steckt sie in sein Haar. Er bemalt sich nun so reizend als möglich, nimmt eine Art roher Flöte oder Pfeife, die bloß bei solchen Liebesangelegenheiten im Gebrauche zu sein scheint, und dieselbe

spielend geht er in seinem Dorfe auf und nieder, so sentimental, wie ich vermuthe, als ein Chippewa nur immer sentimental aussehen kann. Hieran erkennt man die Absichten des jungen Mannes; alle Wohnungen, in welchen heirathsfähige Mädchen sich befinden, werden in Unruhe versetzt, wiewohl die Eine, die seine heimliche Wahl ist, vermuthlich schon weiß, wem das gilt. Sein nächster Schritt ist nun, den Eltern und Verwandten des jungen Mädchens Geschenke zu machen; werden diese angenommen, so ist dies ein günstiges Zeichen für seine Bewerbung; er macht dann auch seiner Auserwählten Geschenke — und Alles, was ihm nun noch zu thun obliegt, ist, sie in seine Wohnung heimzuführen. Er schwört nicht bei Gott, sie bis in den Tod zu lieben, — ein Eid, den er bei dem besten Willen nicht immer halten kann, wenn derselbe auch nicht im Augenblicke des Schwörens schon ein Treubruch ist — auch begabt er sie nicht mit allen seinen irdischen Gütern und beweglichem Vermögen, weil sie eben durch den Akt der Vereinigung alles Eigenthumsrecht verliert. Anscheinend entsprechen jedoch Reise-Einrichtungen allen Zwecken zu ihrer gegenseitigen Zufriedenheit.

Die Namen der Frauen sind beinahe immer von Gegenständen oder Erscheinungen in der Natur abgeleitet, und gewöhnlich von solchen Gegenständen, welche angenehm sind. Die gewöhnliche Endung qua oder quay fügt zu der Bedeutung der Herkunft den Begriff

der Weiblichkeit. So ist meine indianische Mutter „die grüne Prairie“ (Frau), Mrs. Shoolcrafts Name Obahbahm-wa-wa-ge-zhé-go-qua bedeutet wörtlich: »die Musik, welche die Sterne machen, wenn sie durch den Himmel rauschen.« Ich übersetzte Sphären-Musik. Mrs. Mac Murray ist die „wilde Rose;“ die eine von ihren jüngern Schwestern ist Wah-bu-nung-ò-quà-der Morgenstern (Frau); die andere ist Omiska-be-go-quà (die Frau des rothen Blattes). Ich ging heute zu meinem Onkel Wagish-Ky, um von ihm Abschied zu nehmen, fand ihn aber krank, — der arme Mann, er grämt sich um seinen jüngsten Sohn. Ich höre mit Vergnügen, daß mich seine Tochter Zah-gàh-see-qu-quà nach den Manitoolin-Inseln zu begleiten Willens ist.

Den 31sten Juli.

Der letzte Abend im Sault St. Maria ist sehr traurig; wir sind Alle sehr betrübt gewesen. Mr. und Mrs. Mac Murray begleiten mich auf der Reise nach den Manitoolin-Inseln, da sie mit dem dortigen Gouverneur Geschäfte abzumachen haben; — Sie sehen also, daß die Vorsehung für mich sorgt! Wie ich allein von hier aus dorthin hätte gelangen können, weiß ich nicht, ich hätte aber den Versuch machen müssen. Zuerst hatten wir uns dahin eingerichtet, die Reise in ei-

nem Canoe von Rinde zu machen, in dem nämlichen Canoe, der dem Capitain Back zugehört und der gegenwärtig in Hrn. Mac Murray's Hofraume liegt. Die Reisegesellschaft wird indeß zu zahlreich und wir werden uns mit vielen Päckereien und Vorräthen versehen müssen — da wir noch nicht von Mais und von Fett zu leben gelernt haben. Unsere Reise dauert vermuthlich zwei und einen halben Tag, selbst wenn das Wetter günstig bleibt, und ist das nicht der Fall, so sind wir genöthigt, in irgend einer Bucht oder in einem Hafen zu bleiben und nach Zigeunerart unser Zelt ein oder zwei Tage aufzuschlagen. Wir finden auf unserem Wege weder eine Niederlassung noch eine Wohnung, nichts als See und Wald. Die Entfernung beträgt ungefähr 170 Meilen, eher mehr als weniger. Mr. Mac. Murray räth daher zu einem Kahne, in welchem wir, wenn die Reise auch nicht so schnell geht, doch mehr Raum und Bequemlichkeit haben, — und so wird es sein.

Es thut mir Leid, diese gütigen, vortrefflichen Leute verlassen zu müssen; am meisten werde ich aber Mrs. Shoolkraft vermissen.

Den 1sten August.

Der Morgen unserer Abreise erhob sich hell und schön, und das Beladen und Einrichten unseres kleinen Bootes gab einen sehr belebten Auftritt. Ich dachte,

ich hätte den Abend vorher schon alle meine Lebewohls abgemacht; bei dem frühesten Morgenlichte kam indeß meine gute Neeagay rudernd über den Strom und brachte verschiedene Geschenke für ihre Tochten Wa-sah-wo-no-qua, die sie für angenehm oder nützlich hielt, und mehrere letzte zärtliche Worte von Mrs. Shoolkraft. Wir umarmten uns beim Abschied und sie wandte sich mit Thränen ab, stieg in ihr kleines Canoe, das kaum zwei Personen fassen konnte, und schoß, ihre Schaufel mit besonderer Anmuth und Schnelligkeit handhabend, über das blaue Wasser dahin, ohne daß sie sich nur einmal umgesehen hätte. Ich lehnte mich über den Rand unseres Bootes und strengte meine Augen an, den letzten Schimmer der weißen Strahlen der Wasserfälle zu erhaschen; ihr kleines Canoe schwamm auf dem Zwischenraume wie ein schwarzer Punkt und das war das Letzte, was ich von meiner guten Chippewa-Mama sah!

Mittlerweile fuhren wir schnell den schönen Fluß hinunter, durch seine windenden Canäle durch. Unsere Partie bestand aus Mr. und Mrs. Mac Murray und ihrem lieben Knaben, aus mir und zwei indianischen Mädchen — meiner Cousine Zah-gak-see-qu-quà und Angelique, der Begleiterin des Kindes.

Diese beiden Mädchen waren als indianische Mädchen sehr schön, sie würden überall für schön gegolten haben. Angelique hat, obgleich von ungemischtem india-

nischen Blute, ein vollkommen längliches Gesicht, hellbraune Hautfarbe, das lange, halb beschattete Auge, das die Franzosen coupé en amande nennen, eine etwas gebogene Nase, blendende Zähne; kurz, ihre Züge wären fehlerfrei gewesen, wäre nicht ihr Mund etwas zu breit — zur Ausgleichung sind indeß ihre Lippen wie Korallen; eine vollkommenere Gestalt sah ich nie. Zah-gah-see-qu-quà hat eine geringere Regelmäßigkeit; ihre Züge sind entschiedener indianisch.

Wir hatten ein kleines, aber dichtes und gut gebautes Boot; die Sitze bedeckten wir mit Matten, Decken, Büffelhäuten, Mänteln, Shawls und dergleichen. Vier Voyageurs, Masta, Content, Le Blanc und Pierrot waren unsere Fährleute, sehr verschieden von denen, die mich nach Mackinaw gebracht hatten. Sie waren lauter canadische Voyageurs von der echten Art, d. h. gemischten Blutes, die das indianische Blut eben so sehr zeigten, als das französische. Pierrot, dieses Namens würdig, war ein sehr komischer Mensch; Masta, ein großer Sprecher, belustigte mich ungemein; Content war unser Steuermann und Capitain und Le Blanc, ein guter Sänger, leitete gewöhnlich den Gesang, den die Andern im Chor begleiteten.

Sie hatten für jeden Tag eine bestimmte Portion fetten Schweinefleisches, Maismehl und Taback. Da sie merkten, daß mir dieser zuwider war, ob ich mich gleich nicht darüber beklagte, so bemüheten sie sich mit

wahrer Höflichkeit, mir immer aus dem Wege zu gehen und seitwärts zu rauchen.

Nachdem wir die Zuckerinsel hinter uns hatten, ließen wir den Canal zur Linken und kamen in den engen Theil des Sees, zwischen St. Josephs-Insel und dem Festlande. Wir aßen auf einem kleinen malerischen Inselchen, welches aus Felsen-Schichten bestand und mit Sträuchern und Heidelbeeren im Ueberfluß bedeckt war. Auf der obern Terrasse brachten wir eine Marquise oder Schatten an, indem wir ein Segel über einige Sträucher warfen und richteten ein prachtvolles Mahl zu, dem eine Tasse guter Thee folgte. Dazwischen machte Pierrot auf einer niedern Schicht Waffeln und Masta bratete Schweinefleisch.

Nach dem Mittagsessen fuhren wir längs der Küste des nördlichen Ufers der St. Joseph-Insel weiter. Im Innern ist hier eine englische Niederlassung und ein indianisches Dorf. Der Hauptbesitzer, Major R***, der Magistrat und Friedensrichter ist, hat zwei indianische Frauen, die mit ihm leben — zwei Schwestern und von jeder derselben Familie. — Dies sind Beispiele, die den Indianern an den Grenzen vor Augen gestellt werden.

Abends kamen wir zu einer, aus einer flachen Felsschicht bestehenden Insel, auf der noch Ueberbleibsel von einem Lagerfeuer waren, umgeben von schlanken Bäumen und Gesträuch. Hier schlugen wir unser kleines Lager auf und kochten unsere Kessel. Der Untergang

der Sonne war herrlich mit einigen einhersegelnden ominösen Wolken. Die Sterne und Feuerfliegen kamen zu gleicher Zeit zum Vorschein; letztere schwärmten um uns herum, aus den Bäumen heraus- und hineinschießend und über die Oberfläche des Wassers hinschwebend und funkelnd. Unglücklicherweise schwärmten die Muskitos auch, obgleich zwischen ihnen und den Feuerfliegen eine Antipathie herrschen soll. Wir schlugen unsere Betten auf, indem wir Matten und Decken unter uns ausbreiteten, dann zog Mr. Mac Murray die Gardine des Zeltes zu und begann mit gutem Erfolge die Muskitos todtzuschlagen oder zu vertreiben. Wir legten uns nieder; Mrs. Mac Murray in die Mitte, mit ihrem Kinde an der Brust; Mr. Mac Murray an der einen Seite, an der andern ich, und die zwei indianischen Mädchen zu unsern Füßen. Die Voyageurs lagen, in ihre Decken gehüllt, auf dem nackten Felsen, um das Feuer herum, welches wir angemacht hatten — und so schliefen wir Alle. Ich muß gestehen, daß ich mein Felsenbett sehr unbequem fand; meine Glieder schmerzten mich, wenn ich mich von der einen Seiten auf die andere drehete, das war indeß nur erst der Anfang. Die Nacht war dunkel und schwül, und vor der Morgendämmerung wurde ich durch einen starken Donnerschlag erweckt; wüthend brauf'te der Sturm daher, der See schwoll und brauf'te, der Blitz tanzte über die Felsen und Wellen, der Regen fiel in Strömen herab; wir waren aber wohl verwahrt,

denn die Männer hatten vor Schlafengehen die Vorsicht gebraucht, eine große Wachsleinwand über den Gipfel unseres kleinen Zeltes zu werfen. Da legte sich plötzlich der Sturm; das Tageslicht erschien und bald nachher schifften wir uns wieder ein. Wir hatten 45 Meilen zurückgelegt.

Der Morgen war sehr schön; die Sonne schien hell, obgleich der See sich hob und unruhig war von dem nächtlichen Sturme — im Ganzen war er den lachenden Augen und schmollenden Lippen einer halb besänftigten Schönheit zu vergleichen. Um neun Uhr liefen wir in einer lieblichen Bucht ein und stiegen an das Land, um auf einem kleinen Grasplatze zu frühstücken, der von hohen Bäumen und einem dichten Wald umgeben war, in welchem zahllose Klapperschlangen und Eichhörnchen hauf'ten. Zum Glück hatte der Sturm die Muskitos verscheucht.

Ich hielt mich in einiger Entfernung von dem Dickicht, um diesen furchtbaren Schlangen aus dem Wege zu gehen, schlenderte am Rande des Sees umher und fand eine winzige Bucht, die zum Baden einlud und zum Spiegel diente — hier machte ich meine Toilette in Frieden und Sicherheit. Auf dem Rückwege nach unserm Frühstücksfeuer blieb ich einige Augenblicke stehen, um die Gruppe, die um dasselbe herum lag, zu be-

wundern — es war ein vollkommenes Gemälde. Hier lag das kleine Boot, schaukelnd auf den glänzenden Wellen und dicht daneben wusch Content Teller und Schüsseln auf; Pierrot und Masta kochten, die zwei indianischen Mädchen breiteten das Tischtuch auf der Erde aus; Mrs. Mac Murray und ihr Kind — die gleich der Madonna und dem Kinde in der »Ruhe in Egypten« aussahen — saßen unter einem Baume, während sich Mr. Mac Murray, der vor einem Spiegel, welchen er an dem Stamme einer Fichte aufgehangen hatte, mit ungemeinem Ernste und sang froid rasirte. Nach meinem Bedünken war das Anmuthige, das Wilde und Komische nie so wunderbar vereint! — Fügen Sie den reichen Hintergrund voll gemischten Gebüsches, das Rauschen der Blätter und des Wassers und all' die Herrlichkeit eines Sommer-Morgens hinzu! — es war sehr schön!

Wir frühstückten sehr heiter und fuhren dann weiter. Der Canal erweiterte sich, der Himmel wurde bedeckt, der Wind erhob sich und bließ endlich sehr stark. So sehr auch dieser Theil des Canals durch St. Joseph und die Insel vor dem Schwellen des Hauptsees geschützt ist, so stiegen die Wogen doch hoch, der Wind nahm zu, wir waren genöthiget, ein oder zwei Segel einzuziehen und flohen mit beinahe fürchterlicher Schnelle vor dem Winde. Indem wir eine weite, offene Fläche von ungefähr zwanzig Meilen durchkreuzten, wurden wir auf

einmal Alle still, dann sehr ernst, hierauf sehr pathetisch und zuletzt ganz krank.

Als wir in die Canäle der Klapperschlangen-Inseln kamen, ließ das Schwellen natürlich nach. Wir landeten auf einer sehr schönen Felsenmasse und zündeten unter einer Gruppe von Fichten und Sykomoren unser Feuer an, waren aber zu krank, als daß wir hätten essen können. Mr. Mac Murray wärmte etwas Portwein und Wasser; wir brockten Zwieback hinein und tranken es, sehr malerisch aus einem Napf, — sehr dankbar es zu erhalten. Gestärkt fuhren wir weiter. Der Wind fuhr fort, frisch und günstig zu sein, der Tag blieb schön und unsere Fahrt ging schnell und angenehm von Statten. Wir fuhren an mehreren zahllosen Inselgruppen von verschiedener Gestaltung vorüber — kleine Feen Edens — bevölkert von Leben und Liebe und glühend von Licht und Farbe unter einer südlichen Sonne. Ich erinnere mich, daß wir in ein rundes Becken kamen von ungefähr drei Meilen im Durchmesser, so von Felsen eingeschlossen, daß man, wenn man einmal in der Mitte war, weder Ausgang noch Eingang bemerken konnte; es war, als sollten wir durch einen Zauberspruch für immer hier festgebannt bleiben; und ich glaubte wirklich, wir würden mit unserm Fahrzeuge an die Felsen stoßen, als wir plötzlich durch ein enges Portal fuhren, nicht über zwei bis drei Ellen breit und uns auf einer andern Fläche, die mit größern Inseln bedeckt war, befanden. Abends ka-

men wir in dem Missasagua-Flusse an und hatten seit dem Morgen 60 Meilen mit dem Winde zurückgelegt.

Der Missasagua (d. h. der Fluß mit zwei Mündungen) giebt seinen Namen einem Stamme der Chippewas, die einst mächtig und zahlreich waren, jetzt aber zerstreut und heruntergekommen sind. Es ist derselbe Fluß, der von Henry der Missasaki genannt wird und wo er eine Horde Indianer fand, die noch nie zuvor einen weißen Mann gesehen hatten und im Uebermaße ihrer Gastlichkeit ihn vollstopften mit »einer Suppe von Stör-Rogen,« welche, wie ich aus seiner Beschreibung vermuthe, gleich dem Caviar, für das Volk sein mochte. Noch ist ein Ueberrest dieser Indianer hier. Wir fanden hier ein Blockhaus mit einer Familie gemischten Blutes in Diensten der Pelzhändler-Gesellschaft und zwei oder drei Wigwams von Baumrinde.. Was sonst noch zum Dorfe gehört hatte (Wohnungen und Bewohner zusammen) war nach den Manitoolin-Inseln hinuntergezogen. Eine Anzahl kleiner Rothhäute rannte herum, halb oder vielmehr ganz nackt — zufrieden, gesund, lebhaft; schmuzige kleine Buben, die in Allem, außer in der Farbe, denen gleichen, welche Sie vor einer irländischen Hütte umherschwärmen sehen können. Armes Irland! Der schlechteste indianische Wigwam ist nicht schlechter, als viele irländische Wohnungen und der elendeste dieser Indianer würde das Loos eines irländischen Armen-Sclaven verachten, — denn er ist wenigstens Herr seiner selbst.

Da der Fluß wegen seiner Störe noch immer berühmt ist, so bemüheten wir uns, einige dergleichen zum Nachtessen zu erhalten und hatten eben ein großes Stück schon zu diesem Endzweck zurechtgemacht (an einem Stricke und drei Stäben aufgehangen), als einer der gräßlichen Hunde, die bei den Wohnungen der Indianer so häufig sind, damit davonlief. Man lud uns ein, die Nacht in der Holzhütte zuzubringen — sie war aber so scheußlich schmuzig und eng, daß wir lieber in der freien Luft am Ufer blieben. Während die Uebrigen eine Art Zelt aufschlugen, betrachtete ich eine Weile einen kleinen indianischen Knaben, der in einem ungefähr 8 Fuß langen Canoe die außerordentlichsten Schwenkungen im Wasser ausführte; das bewegliche Fahrzeug schien unter ihm lebendig und jeder Bewegung seines Ruders zu gehorchen. Er schoß vorwärts, rückwärts, beschrieb Kreise, drehete sich selbst rund herum — machte Pirouetten — kurz, er machte eben so viele Kunststücke, als ein lebhafter englischer Junge auf einem echten Pony auszuführen pflegt.

Die Muskitos waren sehr zahlreich vorhanden; wir fingen damit an, sie mit Zweigen aus dem Zelte zu jagen, schlossen dann die Gardine und ließen über die zurückgebliebenen ein strenges Gericht ergehen. Hierauf legten wir uns nach der nämlichen Ordnung, wie die Nacht zuvor nieder und Mrs. Mac Murray schläferte ihren Knaben mit einem sehr schönen Gesange ein. Ich fühlte dankbar den Luxus, Rasen statt der Felsen unter

mir zu haben und schlief gut, bis ich kurz vor Tagesanbruch durch irgend ein Thier, das dicht an meinem Ohr herumschnuffelte, aufgeweckt wurde. Ich unterdrückte meine Unruhe, um Diejenigen nicht zu stören, die neben mir eines gesunden Schlafes genossen, und es ergab sich, daß der Eindringling eine Kuh war, die zur Hütte gehörte und ihre Nase unter den Saum des Zeltes gesteckt hatte. Wir machten uns früh auf, und bei Sonnenaufgang hatten wir schon den östlichen Canal des Flusses passirt und strichen schnell in den See. Es war ein lieblicher Morgen, mild und ruhig; kein Windzug, keine Wolke am Himmel, kein Dunst in der Luft und die kleinen Inseln lagen umher »unter den sich öffnenden Augenliedern des Morgens«, sie schienen so thauig, so grün und so still! Wir legten vor dem Frühstück achtzehn Meilen zurück und setzten dann unsern Weg durch die Airds-Bucht fort, unter namenlosen Inseln aller Formen und Größen, deren Schönheit und harmonische Verschiedenheit ich nicht beschreiben kann. Endlich erblickten wir im Osten die hohen Bergrücken, »die Berge von la Cloche« genannt, in der That ehrwürdige Hügel in dieser flachen Gegend, aber kaum Berge. Sie enthalten sämmtlich Kalksteine und sind zum Theil mit Wald bedeckt. Diese ganze Küste ist sehr felsig und öde, soll aber reich an mineralischen Produkten sein. Ungefähr fünf Uhr Abends landeten wir zu la Cloche.

Hier fanden wir die ersten und einzigen Spuren civilisirter Gesellschaft während unserer ganzen Reise. Die Nordwest-Compagnie hat hier einen wichtigen Platz, und zwei ihrer vorzüglichsten Geschäftsführer, Mr. Mac Bean und Mr. Bethune, waren gegenwärtig. Wir wurden sehr freundlich empfangen und gebeten, die Nacht hier zu bleiben; es war aber noch so früh am Tage und die Zeit so kostbar, daß wir die Einladung ablehnten. Die Factorei besteht aus einem großen Blockhause, einem gewaltigen Speicher, um die von den Indianern eingehandelten Güter aufzubewahren, und Hütten, die von Tagelöhnern, Jägern, Voyageurs u. s. f. bewohnt werden, kurz, sie bilden ein kleines Dorf, und eine Anzahl Böte und Canoes von allen Größen lagen in der Bucht. Es ist nicht bloß das Verlangen nach Gewinn, welches gebildete Männer — Gentlemen — verleitet, zwanzig Jahre ihres Lebens an einem Orte, wie dieser ist, zuzubringen; Sie müssen sich zu dem gehofften Besitze eines großen Vermögens noch zwei Güter hinzudenken, nach welchen die Menschen gewöhnlich verlangen — nämlich Macht und Freiheit. Im Saale war der Tisch zu ihrem Abendessen gedeckt, und wir nahmen mit ihrer gütigen Erlaubniß eine große Schüssel gekochten Fisch und eine Kanne Milch mit, die wir mit großer Zufriedenheit in unserm Boote verzehrten. Der Ort leitet seinen Namen von einem großen Felsen her, der angeblich wie eine Glocke klingt, sobald man dar-

auf schlägt. Ich hatte nicht Gelegenheit, das Experiment selbst zu versuchen, kann daher auch nicht sagen, wie das zusammenhängt. Henry erwähnt dieses Phänomen, und die Indianer halten den Ort für geheiligt und bezaubert. Gerade nach Sonnenuntergang erreichten wir die zauberhafteste dieser zauberischen oder bezauberten Inseln. Sie erhob sich schräg vom Ufer in aufeinander gehäuften Schichten malerischer Felsen und war mit Bäumen und Gebüschen eingefaßt und an vielen Stellen mit grauem Leberkraut beinahe einen Fuß hoch überzogen. Mit vorsorgender Weisheit sammelte ich eine Menge dieser Kräuter zu unserm Bette und breite sie unter die Matten; denn aus Furcht vor den Klapperschlangen und anderm kriechenden Gethier hatten wir unsern Ruheplatz auf dem nackten Felsen aufgeschlagen. Die Männer hatten das Feuer an einer geschützten Stelle weiter unten angezündet, ohne zu bemerken, daß eine vertrocknete Fichte, ungefähr zwanzig Fuß lang, an diesem vertieften Orte lag. Sie fing Feuer. Zuerst erfreuten wir uns daran und die Männer auch; bald aber theilte sich das Feuer auch einem andern Baume mit, an dem der Stamm lehnte, und beide loderten in einer Feuersäule auf. Wir fürchteten, es möchte auch das trockene Moos und Gebüsch ergreifen und so eine allgemeine Feuersbrunst verursachen; die Männer wußten dies indeß dadurch zu verhindern, daß sie das Buschwerk rund herum abhieben. Die

Bäume, das Gebüsch, die phantastischen Felsen und die Gesichter und Züge der Männer waren von dem glänzenden Feuer hell beleuchtet — alles Uebrige lag im tiefsten Schatten. Der Anblick war prächtig wild, über alle Beschreibung schön und erhaben! — Die Nacht, die Einsamkeit, die dunkeln, rollenden Gewässer, der Glanz, der die milden Sterne verdunkelte, die kurz zuvor noch mit ihrem milden Schimmer auf uns niedergeblickt hatten — nie sah ich solch eine Scene! Bei dem Lichte dieser riesenhaften Fackel aßen wir unser Abendbrot und bereiteten unsere Betten. Als ich mich zur Ruhe niederlegte und meine Augen gegen die Flamme, die durch unsere Zeltgardienen schien, schloß, dachte ich daran, daß der Wind in der Nacht sich drehen und unseren Moosbetten, die trocken und wie Zunder entzündbar waren, Feuerfunken zuführen könne; die Müdigkeit hatte mich aber so übermannt, daß sogar diese Furcht mich nicht wach erhalten konnte. Ich drückte die Hände auf meine Augen, lispelte mein Gebet und schlief in Frieden ein.

Die brennenden Bäume rauchten noch immer, das Tageslicht kroch eben am Himmel hervor und die Sterne verlöschten, als wir uns aufrafften und in wenigen Minuten wieder flott waren. Wir steuerten nun nach Südosten, wo man die große Manitoolin-Insel schwach erkennen konnte. Es war eine tiefe schläfrige Stille rund um uns her, als wenn die Natur aus ihrer Nacht-

ruhe noch nicht aufgewacht gewesen wäre; dann begann die Athmosphäre sich nach und nach zu röthen; es wurde heller und heller; gegen Osten schienen See und Himmel im Glanz vereint, dann bemerkten wir, gerade da, wo beide gleich einem Feuerbade zusammen zu fließen und zu glühen schienen, einen Gegenstand, der die große schwarze Hülle eines Schiffs zu sein schien, mit Masten und Segeln sich gegen den Himmel erhebend — wir wußten aber nicht, was wir denken oder glauben sollten. Da wir in dieser Richtung zu rudern fortfuhren, wurde es deutlicher, nahm aber an Größe ab, und es ergab sich, daß es ein großer, schwerfällig gebauter, schwarz bemalter Schooner war, der gegen Wind und Strömung nach dem See fuhr. Ein Mann stand auf dessen Verdecke mit einem großen Ruder, das er, rück- und vorwärts gehend, langsam bewegte; sein Bemühen schien jedoch vergeblich, denn immer lag das Schiff gleich einem schwarzen Block und bewegte sich nicht. Wir ruderten an seine Seite und riefen ihm zu: »Was giebt's Neues?« Er antwortete, daß Wilhelm der Vierte todt sei und Königin Victoria an seiner Stelle regiere.« Wir saßen still und sahen uns einander an, und in diesem Augenblicke stieg die Sonnenscheibe aus dem See und sandte ihre vollen Strahlen in unsere geblendeten Augen.

Wir fragten, ob der Gouverneur auf den Manitoolin-Inseln zugegen sei? »Nein,« hieß es, »er ist

nicht da.« Aber der Hauptofficier der indianischen Behörde war angekommen, um ihn zu repräsentiren, und heute Morgen sollten die Geschenke unter die versammelten Indianer vertheilt werden. Wir forderten die Männer auf, ihre Ruder munter zu rühren, und steuerten östlich nach den waldigen Ufern dieser ungeheuren Insel, unter Rohr- und Binsenfeldern und fast unter dem Schatten des sich thürmenden Waldes.

Viele Gedanken kamen nun in meine Seele — einige Thränen in meine Augen — nicht wegen des verstorbenen Königs, der in reifem Alter und in allen Ehren in sein Grab gestiegen — wohl aber wegen der lebenden Königin, die so jung, so schön! —

So viele Hoffnungen hangen an diesem edeln Haupt,
Als Blüthen an den Zweigen im Mai!

Und was wird aus ihnen, was aus ihr werden? Der Gedanke, daß ihre Macht sogar bis hierher in die neue Welt der Wälder und Gewässer, bis zu diesen entfernten ihr ganz unbekannten Wilden reicht und ihre Gewalt anerkannt wird, erfüllte mich mit theilnehmender Ehrfurcht. Ich sage theilnehmender; denn wenn sie die Verbindlichkeiten ihrer Stellung in ihrer ganzen Ausdehnung empfindet — wehe ihr! Und fühlt sie sie nicht — dann um so schlimmer!

Ich versuchte es, mir ihre kindliche Gestalt und ihre Züge zurückzurufen; dachte an Alles, was man von ihr gesagt. Ich hielt sie nicht für ein Wesen, aus dem

man ein bloßes Schaustück machen könnte; denn dazu ist zu viel Inneres — zu wenig Aeußeres. Und was werden sie aus ihr machen? Denn mit achtzehn Jahren wird sie schwerlich etwas aus ihnen machen, ich meine aus den sie umgebenden Männern und Frauen. Ich gedenke jetzt mehr der Frau, als der Königin; denn als ein Theil des Staats-Getriebes wird sie eben so gut, als eine andere sein, — besser vielleicht, insofern ihre Jugend und ihr Geschlecht ihr oder vielmehr uns vorzüglich günstig sind. Wenn sie nur einfachen Gemüthes, herzlich und gerade ist, mit der gewöhnlichen Portion Verstandes; — wenn eine königliche Erziehung die lebhaften Wahrnehmungen und reinen, wohlwollenden Neigungen in ihr nur nicht abgestumpft hat; — wenn man nur aufrichtig mit ihr war, und sie zu ihrem Geschäft einfache, unterscheidende Begriffe von Recht und Unrecht mitbringt und den feinen, moralischen Sinn, der nicht mit diplomatischem Geschwätz und Unternehmen zu verwechseln — dann wird sie besser für uns sorgen, als ein ganzes Cabinet voll geschniegelter und vertrockneter Beamten mit Talleyrand an seiner Spitze. Und welch ein schönes Erbe ist ihr zugefallen? Ein Land, jung wie sie; — ein Land der Hoffnungen und schön, sehr schön! Weiß sie, bekümmert sie sich um dasselbe, während Herzen warm für sie schlagen und Stimmen sie segnen — und Hände nach ihr ausgestreckt sind, sogar von diesen wilden Seeufern!

Solche Gedanken stiegen in meiner Seele auf, als wir mit Hülfe der Segel und Ruder über den Meerbusen von Manitoolin dahinglitten. Diese Bucht ist am Eingange ungefähr 3 Meilen weit und läuft in südlicher Richtung 12 Meilen in die Tiefe. Als wir uns dem vordern Ende naheten, bemerkten wir die ganze Uferlinie, die sich in kühner und schöner Erhabenheit aus dem Wasser hebt, mit Wigwams bedeckt und mit Indianern angefüllt. Auf einmal kamen wir an eine kleine Oeffnung oder Canal, der nicht eher sichtbar gewesen, als bis wir uns dicht davor befanden, und nachdem wir ein Vorgebirge umschifft hatten, genossen wir, zu meinem unaussprechlichen Vergnügen, einen überraschenden Anblick — es war eine kleine Bucht in der Bucht! Es war ein schönes Becken, beinahe zirkelrund von drei Meilen im Umkreise. Im Mittelpunkte lag eine kleine waldige Insel; und rings umher erhoben sich die abhängigen Ufer vom Rande des Sees gleich einem Amphitheater; dieselben waren mit Wigwams und Wohnungen bedeckt, so dicht diese stehen konnten; Bäume wuchsen dazwischen, und weiter hinaus erhob sich der schlanke Fichtenwald, das Ganze einschließend und krönend. Einige hundert Canoes schossen auf dem Wasser hin und her oder glitten längs des Ufers, und ein schöner Schooner lag an der grünen Küste mit seinen schlanken Masten und halb zusammengezogenen,

halb anmuthig hängenden Segeln mit einem Hintergrunde der schönsten Waldbäume.

Wir landeten und wurden von Herrn Jarvis, dem angesehensten Curator der indianischen Angelegenheiten, und vom Major Anderson, dem indianischen Agenten, mit vieler Höflichkeit empfangen; zum Aufschlagen unsers Zeltes wurde ein Platz gereinigt, bis in einem der Blockhäuser, die der Regierung zugehören, ein Platz zu unserm Unterkommen gefunden war.

Die große Manitoolin Insel.

Das Wort »Manitoolin« ist eine Verfälschung oder Französirung des indianischen Manito, a-wohn-ing, welches »die Wohnung der Geister« bedeutet. Man hat diesen Namen einer Reihe von Inseln im Huron-See gegeben, die sich von dem Canal des Flusses St. Mary bis zum Kap Hurd, eine Strecke von zweihundert Meilen, erstreckt. Zwischen dieser Inselreihe und dem Ufer des Festlandes befindet sich ein Archipel, der aus vielen tausend Inseln und Inselchen besteht *).

Die große Manitoolin, auf der ich jetzt bin, ist der letzten Berechnung nach dreiundneunzig Meilen lang, jedoch sehr schmal und so tief und phantastisch durch Golfe und Buchten zerschnitten, daß man glauben könnte, sie bestehe aus vielen Inseln. Dies ist das zweite Jahr,

*) Die Inseln, welche die nördlichen Ufer des Huron-Sees begrenzen, von dem St. George See an bis Penetanguishine, sind vom Lieut. Bayfield in einer officiellen Uebersicht auf dreiunddreißig Tausend geschätzt worden.

wo die Geschenke an die Indianer hier ausgetheilt werden. Seit den letzten Jahren ist die indianische Verwaltung auf den Gedanken gekommen, auf dieser großen Manitoolin-Insel eine Niederlassung der Indianer zu gründen und diese Stämme, die rund um an den See zerstreut wohnen, einzuladen, sie als Wohnplatz anzunehmen; ich sage, seit den letzten Jahren, weil dieser Plan nicht unter dem jetzigen Gouverneur entstanden ist, obgleich ich glaube, daß derselbe als sicheres Mittel, die Indianer von aller Berührung mit den weißen Ansiedlern fern zu halten, seinen vollkommnen Beifall hat. Gegen diese Maßregel wendet man ein, daß es die Civilisation der Indianer verspäte, wenn man sie dem Ackerbaue entziehe und sie auf ihre gewöhnliche Beschäftigung mit der Jagd und dem Fischfange zurückwerfe; daß ihre religiöse Belehrung erschwert werde, sobald man sie von den Reserve-Ländereien unter den Weißen entferne; daß die Inseln, als Massen öder Felsen, zur Cultur ganz unfähig seien; daß es bei ihrer nordwestlichen Lage schwer fallen werde, nur etwas Mais zu bauen *). Aus diesen Gründen hat man den Plan,

*) Es scheint indessen nach den Noten des Missionairs Elliot, daß eine große Anzahl Ottawa's und Potaganatee's, zwei oder drei Jahre vor 1834, auf der großen Manitoolin Insel gewohnt und ein Stück Land bebauet hatten.

die Indianer hierher zu versetzen, unverantwortlich genannt.

Wahr ist es, daß die kleinen Inseln felsigt und öde sind; aber die große Manitoolin-, Drummonds- und St. Josephs-Insel sind fruchtbar. Der Boden, auf dem ich jetzt stehe, ist reich und gut; alle Versuche, die man hier mit der Cultur gemacht hat, sind erfolgreich gewesen. So weit ich darüber urtheilen kann, sind also die Absichten der Regierung wohlwollend und zu verantworten. Hier sind viele Indianer, Ottawas und Pottowatamies, die von der brittischen Regierung jährliche Geschenke erhalten und an den Grenzen der amerikanischen Niederlassungen, nahe an dem See Michigan wohnen. Da diese Menschen ihr Land abgegeben haben, so wissen sie nicht, wohin. Die Regierung wünscht daher, daß alle diese Indianer, die unsere Verbündeten sind, in den Grenzen des brittischen Territoriums sich versammeln, um unsere jährlichen Geschenke in Empfang zu nehmen und das, dünkt mich, ist sehr vernünftig und politisch.

Rund um uns herum lagern gegenwärtig 3700 Indianer, Ottawas, Chippewas, Pottowatamies, Wimebagos und Menomonies. Das Austheilen der Geschenke war gerade vorüber und scheint zur allgemeinen Zufriedenheit ausgefallen zu sein. Sähen Sie den geringen Werth derselben, Sie würden sich wundern, wie man es für der Mühe werth halten kann, hundert bis fünfhundert Mei-

len und weiter noch zu reisen, um sich mit so etwas beschenken zu lassen. Nach einer Verordnung des indianischen Departements muß jeder Einzelne sich in Person stellen, wenn er seinen bestimmten Antheil haben will. Die Gaben, welche jedem Anführer oder Krieger, d. h. jedem Manne, gewöhnlich zu Theil werden, bestehen in Folgendem: drei Viertel Ellen blaues Tuch, drei Ellen Leinewand, eine Decke, ein halb Pfund Drath, vier starke Nadeln, ein Kamm, eine Pfrieme, ein Schlachtmesser, drei Pfund Taback, drei Pfund Kugeln, neun Pfund Schrot, vier Pfund Pulver und sechs Feuersteine. Eine Frau empfängt zu ihrem Antheile: ein und drei Viertel Ellen grobes, wollenes Zeug, zwei und eine halbe Elle gedruckten Callico, eine Decke, ein Pfund Drath, vier Nadeln, einen Kamm, eine Pfrieme, ein Messer. Für jedes Kind wurde ein Stück wollenes Zeug und Callico gegeben. Anführer, die in der Schlacht verwundet worden oder sonst besondere Ansprüche hatten, bekamen einige wenige Artikel extra und einen hellen Shawl oder ein Tuch. Jedem Hauptanführer wurde der bestimmte Antheil seines Stammes übergeben und dieser vertheilte ihn dann unter seine Leute; Ungerechtigkeit oder Parteilichkeit von der einen Seite oder Murren und Unzufriedenheit von der andern schien gleich unbekannt. Ueberdies gab es noch Extra-Geschenke an Flaggen, Schaumünzen, Gewehren, eisernen Kesseln und allerlei Kleinigkeiten, deren Wahl und Vertheilung dem Oberaufseher überlassen

war, mit der Clausel, daß die ganze Ausgabe für hundert Häuptlinge nie über neun Pfund Sterling betragen dürfe.

So lange die Indianer auf der Insel bleiben, was gewöhnlich fünf Tage beträgt, bekommen sie bestimmte Rationen Mais und Talg (ausgelassenes Fett). Daraus bereiten sie eine Suppe, indem sie den Mais bis zur Dicke eines Breies kochen — dann eine Handvoll Talg und etwas Salz hinzufügen und gut umrühren. Ich sah zwar manchen Kessel voll dieser delikaten Speise zubereiten, fühlte jedoch keinen Appetit davon zu kosten; Major Anderson aber sagt, sie sei nicht so sehr schlecht, besonders für einen Mann, der sehr hungrig sei. Ich begnüge mich mit diesem Zeugniß. So lange sie hier bleiben, leben sie von dieser Speise und von den Fischen der Bucht.

Als das Vertheilen der Geschenke vorüber war, wurde ein großer Rath der vorzüglichsten Häuptlinge zusammenberufen, um sie von dem Willen ihres großen Vaters zu unterrichten.

Sie müssen nämlich wissen, daß sich auf dem Vorgebirge, dessen ich erwähnte, da es die kleine Bai auf der Nordseite schließt, einige Regierungsgebäude befinden, z. B. ein großes Haus, aus einem Zimmer bestehend, als Wohnung für den Oberaufseher und die Officiere;

ferner das Haus eines Zimmermannes und ein Magazin für die Vorräthe und Geschenke, Alles von Holz. Ein Brett, auf einen Bock gelegt, diente anstatt des Tisches; ferner gab es noch einige Fußschemel und Bänke von Brettern und zwei erhabene hölzerne Terrassen, statt der Betten: dies war das Ameublement und die Decoration des großen Berathungs-Saales, in welchem der Stellvertreter des Stellvertreters ihrer großen Mutter (der Königin) nun ihre rothen Kinder versammelt hatte. In der Fronte wurde auf einem hohen Pfahle eine Fahne aufgesteckt — eine neue Fahne mit einer neuen Devise, die ich von den indianischen Haufen mit großer Neugierde und Interesse anstaunen sah und deren Bedeutung ihnen nun erklärt werden sollte.

Der Rath versammelte sich Mittags. Am obern Ende des erwähnten Blockhauses standen der erste Oberaufseher mit seinem Secretair oder Groß-Vezier, dem Major Anderson, zwei Dolmetscher und einige andere Beamte. In einiger Entfernung saß ich mit Mr. und Mrs. Mac Murray und einem jungen Sohne des Gouverneurs; neben mir bemerkte ich drei Methodisten-Missionaire und zwei katholische Priester. Die Häuptlinge kamen einer nach dem andern herein, ohne Ordnung des Vorranges. Alle, welche ich in Mackinaw gesehen, erkannten mich gleich, und ihre schwärzlichen Gesichter erhellten sich, als sie mir mit dem gewöhnlichen Bo-jou ihre Hände entgegenstreckten. Hier fand ich meinen al-

ten Bekannten, den Regen, der prachtvoll aussah und den alten ehrwürdigen Ottawa-Häuptling Kish-ke-nick (die abgehauene Hand). Die andern bemerkenswerthen Häuptlinge der Ottawas waren Gitchee, Makomaun (das große oder lange Messer), So-wan-quet (der gespaltene Baum), Kim-e-ne-chau-zun (die Treppe), Mocomaunish (das schlechte Messer), Pai-mau-se-gai (der Sonnenlauf am wolkenlosen Himmel) und As-si-ke-nack (die Amsel). Dieser letzte war ein merkwürdiger Mann, von dem ich nachher mehr sagen werde. Unter den Chippewas waren die vorzüglichsten Anführer: Aisence (die kleine Klette), Wai-sow-win-de-bay (der Gelbkopf) und Shin-gua-cose (die Fichte); diese drei sind Christen. Ueberdies waren noch hier: Ken-ne-bec-àno (der Schlangenschwanz), Muc-konce-e-wa-yun (das junge Thierfell) und zwei andere, deren Reden von der großartigsten Beredsamkeit zeugten, waren Tai-bau-se-gai (ferner Donnerschlag) und Me-twai-crush-kau (der Wellenschlag gegen die Felsen).

Mir gegenüber saß ein berühmter Pottowatami-Häuptling und Beschwörer „die zwei Ohren genannt.“ Er war sehr phantastisch gekleidet und abscheulich bemalt und hatte zwei breite Büschel Schwanendaunen von jedem Ohre herabhängen, vermuthlich dem Symbole seines Namens. Drei andere Männer noch waren zugegen, die ihre Gesichter mit Fett und Ruß geschwärzt hatten; sie hatten fliegendes Haar, und ihr ganzes Aus-

sehen mit Berechnung schmuzig und elend. Man sagte mir, sie trauerten über nahe Verwandte. Mit diesen Ausnahmen waren die Anzüge wie ich sie schon beschrieben. Der Anführer, den ich gleich unter den Uebrigen herausfand, ehe ich noch seinen Namen wußte, war mein Vetter, der junge Waub-Ojeeg, Wagish-Ky's Sohn; er überragte Alle an Größe, denn er maß 6 Fuß 3–4 Zolle. Sein Anzug war eben so prächtig als geschmackvoll; Er trug einen Ueberrock von feinem blauen Tuche, unter welchem man ein Hemd von hellen Farben sah; auf seiner Brust hing seines Vaters Medaille. Er hatte einen prächtigen, gestickten Wampum-Gürtel, von dem sein Scalpir-Messer und sein Beutel herabhingen. Seine Beinbekleidungen (Metasses) waren von Scharlachtuch, schön gestickt, mit reichen Bändern oder Strumpfbändern versehen, die bis auf die Knöchel herabgingen. Um seinen Kopf trug er ein gesticktes Band oder Tuch, in welchem vier Flügelfedern von einem Kriegsadler staken, zwei an jeder Seite, — Beweise seines Muthes als Krieger. Er hielt einen Tomahawk in seiner Hand. Seine Züge waren schön und sein Ausdruck nicht nur mild, sondern beinahe von einer weiblichen Sanftmuth. Von Anzug wie von Person war er das schönste Exemplar seines Stammes, das ich gesehen, ich war ordentlich stolz auf meinen angenommenen Vetter. Er saß in einiger Entfernung, aber mir viel zu nahe, denn es berührten mich beinahe eine

Gruppe von Geschöpfen, — die ich für menschliche Wesen halten konnte, welche ich jedoch noch nie zuvor in den Regionen der Civilisation gesehen hatte. Ich bemerkte sie schon am Morgen von einer Gruppe Ottawas umgeben, unter denen sie eben so viel Verwunderung und Neugierde zu erregen schienen als unter uns. Als ich fragte, wer und woher sie seien, nannte man sie Kannibalen vom rothen Flusse. Vermuthlich wurde ihnen dieser Name willkürlich auferlegt, um den Ekel zu bezeichnen, den sie erregten. Ein Mann hatte seine Haare auf dem Scheitel seines Kopfes kurz abgeschoren, was sich wie eine runde Schuhbürste ausnahm, während er die übrigen Haare rund herum stehen gelassen hatte, so daß sie ihm auf die Schultern herabgewachsen waren. Die Felle, die sie um sich geworfen, schienen auf dem Punkte abzufaulen und so wie sie auf der Erde kauerten, hatten sie ganz die Positur größerer Affen, die ich in einer Menagerie gesehen. Abscheulichere, bemitleidswerthere Proben der Menschheit in ihrem niedrigsten, schlimmsten Zustande kann man sich kaum denken, — trübsinnig, schmuzig, stupide und doch nicht bösartig wild. Zur Ermunterung hatte jeder ein Gewehr und einen Kessel bekommen.

Der ganze Haufe der versammelten Anführer betrug 75 Mann. Bemerken Sie, daß die Hälfte von ihnen rauchte, daß es glühende Mittagszeit, und daß jede Thür und jedes Fenster mit lebhaften Gesichtern von der Menge drau-

ßen angefüllt war — und Sie werden sich vorstellen können, daß eine Scene wie diese nicht ohne einige Unannehmlichkeit genossen werden konnte. Es war in der That eine Art Fegefeuer für mehr denn Einen Sinn; ich hatte mir jedoch vorgenommen, auszuhalten, und — hielt aus. Ich bemerkte, daß während der ganzen Zeit der Berathung keine Frau sich sehen ließ, obschon mehrere Hunderte das Haus umgaben.

Nachdem sich Alle versammelt und ohne Eile, ohne Lärm oder Verwirrung auf den Boden niedergesetzt hatten, entstand eine Pause feierlicher Vorbereitung; dann erhob sich Mr. Jarvis und redete sie an. Am Schlusse jedes Satzes übersetzte As-si-ke-nack (die Amsel), unser erster Dolmetscher hier, den Sinn des Gesagten der Versammlung, indem er seine Stimme erhob und mit sehr viel rednerischer Emphasis sprach, während die Uebrigen zu Zeiten mit »ha« antworteten, im Ganzen aber in feierlichem Schweigen zuhörten. Dieser Mann (die Amsel), der das Englische gut versteht, ist der berühmteste Redner unter seinem Volke. Sie erzählten mir mit Stolz, daß er einmal bei einer Gelegenheit in einem Zuge von Sonnenaufgang bis zum Untergang eine Rede gehalten. Ein Parlementsredner bei uns, der den besten Athem hat, dürfte, glaub' ich, der Amsel wohl nachstehen müssen.

Der Oberaufseher hielt nun folgende Rede an die versammelte Menge:

»Kinder! — Als sich voriges Jahr Euer großer Vater, der General-Gouverneur, hier auf dieser Stelle, von seinen rothen Kindern trennte, versprach er, sie wieder hier bei dem Berathungs-Feuer zu treffen und in Person Zeuge der eben jetzt beendeten Austheilung der Geschenke zu sein.

»Um dies Versprechen zu erfüllen, verließ Euer großer Vater seine Residenz zu Toronto und kam auf seiner Reise nach der großen Manitoolin-Insel bis an den Simeon-See. Hier ereilte ihn ein von Toronto abgeschickter Bote mit der Nachricht, daß unser großer Vater jenseits des großen Salzsees gestorben sei, und die Königin Victoria den Thron bestiegen habe. Euer großer Vater, der General-Gouverneur, war daher genöthigt, nach dem Sitze seiner Regierung zurückzukehren, um sich mit seinen vorzüglichsten Männern zu berathen.

»Kinder! — Euer großer Vater, der General-Gouverneur, hat mich daher abgeschickt, um Euch sein Bedauern auszudrücken, daß er so unerwartet des Vergnügens beraubt worden sei, alle seine rothen Kinder wieder zu sehen und die Häuptlinge und Krieger der zahlreichen Stämme, die hier versammelt sind, bei der Hand zu fassen.

»Kinder! — Ich werde Euch jetzt etwas vortragen, was Viele von Euch interessirt. Hört mit

Aufmerksamkeit zu und überdenkt wohl, was ich Euch sage.

»Kinder! — Euer großer Vater, der König, hat beschlossen, allen Indianern, die in den Canada's wohnen, fort und fort Geschenke zu geben; den Indianern aber, welche in den vereinigten Staaten sich niedergelassen, werden nur noch drei Jahre, das laufende Jahr mit eingeschlossen, Geschenke verabreicht werden.

»Kinder! — Die Ursachen, warum man nicht fortfahren wird, denen in den vereinigten Staaten wohnenden Indianern Geschenke zu geben, will ich Euch jetzt angeben:

»Erstens: Alle unsere Landsleute, welche in den vereinigten Staaten wohnen, gaben ihre Ansprüche auf den Schutz der brittischen Regierung in dem Augenblicke auf, als ihr großer Vater, der König, den Besitz dieses Landes verlor. Folglich haben die Indianer kein Recht zu erwarten, daß ihr großer Vater fortfahren wird, ihnen das zu geben, was er seinen eigenen weißen Kindern nicht weiter giebt.

»Zweitens: Die Indianer der vereinigten Staaten, die in dem letzten Kriege dienten, haben von der brittischen Regierung schon mehr bekommen, als die Soldaten ihres großen Vaters, die zwanzig Jahre für ihn gefochten.

»Drittens: Unter den Gesetzen, welche die civilisirten Nationen befolgen müssen, ist eins, welches Eu-

rem großen Vater verbietet, den Indianern in den vereinigten Staaten, die gegen ihre Regierung fechten, Waffen und Munition zu geben.

»Viertens: Das Volk von England hat durch seine Abgeordneten in der großen Volksversammlung große Klagen ausgestoßen über die fortgesetzte Ausgabe, welche eine so große Summe Geldes zu indianischen Geschenken erfordert.

»Aber, Kinder! merket wohl auf, die brittische Regierung hat noch nicht den Entschluß gefaßt, den Indianern der vereinigten Staaten keine Geschenke zu geben. Die Regierung Eures großen Vaters wird im Gegentheil sehr glücklich sein dies zu thun, vorausgesetzt, daß sie in den brittischen Staaten leben. Obschon Euer großer Vater will, daß seine rothen Kinder alle bleibende Ansiedler der Insel werden sollen, so ist es ihm daher doch gleich, in welchem Theile des brittischen Reiches sie wohnen. Sie mögen über den Salzsee gehen nach dem Lande ihres großen Vaters, dort wohnen und dort ihre Geschenke in Empfang nehmen, oder nach irgend einer Provinz von Ober- oder Unter-Canada, nach Neu-Braunschweig, Neu-Schottland oder irgend einer brittischen Kolonie und sie dort empfangen. Sie können und dürfen aber nicht erwarten, sie nach Ablauf der drei Jahre noch zu empfangen, wenn sie fortfahren, innerhalb der Grenzen der vereinigten Staaten zu wohnen.

»Kinder! Die langen Messer haben geklagt (und

das von Rechtswegen), daß Euer großer Vater, während er Frieden mit ihnen habe, seine rothen Kinder, die in ihrem Lande wohnen und mit denen die langen Messer im Kriege liegen, mit Gewehren und Pulver versorgt habe.

»Kinder! — Ich wiederhole es Euch, dies ist gegen die Gesetze civilisirter Völker und kann zwischen Eurem großen Vater und den langen Messern einen Krieg herbeiführen.

»Kinder! — Ihr müßt Euch deshalb entweder unter den Schutz Eures großen Vaters begeben, oder die Vortheile entbehren, die ihr durch die jährlichen werthvollen Geschenke so lange von ihm genossen.«

»Kinder! — Noch habe ich etwas, was ich Euch vortragen muß. Es giebt viele Geistliche, die Euch fortwährend in der Absicht besuchen, um Euch in der Religion zu unterrichten. Hört ihnen aufmerksam zu, wenn sie über diesen Gegenstand mit Euch sprechen; gleichwohl behaltet es stets im Auge und prägt es Euern Seelen ein, daß sie mit Euren irdischen Angelegenheiten gar nichts zu thun haben. Euer großer Vater, der jenseits des Salzsees lebt, ist Euer Vertheidiger und Beschützer, er allein! Er hat seinen Anspruch auf diese große, schöne Insel, auf der wir versammelt sind, aufgegeben, damit Ihr, getrennt von seinen weißen Kindern, eine eigene Heimath hättet. Der Boden ist gut und die Gewässer, welche die Ufer

dieser Insel umgeben, sind hinlänglich mit den besten Fischen versehen. Wenn ihr den Boden nur mit dem geringsten Fleiße anbauet und Euch bemüht, Fische zu fangen, so könnt Ihr nie Mangel leiden; zudem wird Euer großer Vater fortfahren, allen denen, die hier oder in irgend einem Theile seines Gebietes für immer wohnen, werthvolle Geschenke zu machen; auch wird er von Zeit zu Zeit Euch auf dieser Insel besuchen, um Eure Fortschritte in Augenschein zu nehmen.

»Kinder! — Euer großer Vater, der General-Gouverneur, übergiebt zum Unterpfand seiner obigen Erklärung den Indianern eine seidene Fahne, die das brittische Reich vorstellt. Unmittelbar unter dem Symbole der brittischen Krone ist in diese Fahne ein Löwe und ein Biber eingezeichnet, was die Bedeutung hat, daß das brittische Volk und die Indianer (jenes wird durch den Löwen vorgestellt, diese durch den Biber), von ihrem Oberherrn als gleich betrachtet werden, so lange ihre Gestalten auf der brittischen Fahne abgezeichnet sind, oder mit andern Worten, so lange sie fortfahren, das brittische Reich zu bewohnen.

»Kinder! — Diese Fahne gehört nun Euch. Es macht sich aber nöthig, daß Einer der Stämme für sie Sorge trägt, damit sie bei jeder Gelegenheit auf dieser Insel aufgepflanzt werden könne, wenn entweder Euer großer Vater Euch besucht, oder wenn er an seine rothen Kinder Geschenke austheilt. Wählt daher einen

Stamm unter Euch, dem Ihr sie zur sicheren Aufbewahrung anvertrauen wollt, und vergeßt nicht, sie mitzubringen, wenn wir uns wieder auf dieser Stelle begegnen.

»Kinder! — Ich sage Euch Lebewohl. Bevor wir uns aber trennen, laßt mich Euch noch die große Zufriedenheit ausdrücken, die ich empfinde, wenn ich das ruhige, nüchterne, ordentliche Betragen sehe, das seit meiner Ankunft in Euerm Lager geherrscht hat. Beinahe 3000 Personen verschiedener Stämme sind hier versammelt. Ich habe jedoch von keinem Zank oder Streit unter Euch gehört; habe sogar weder Mann, noch Frau oder Kind in dem Zustande der Trunkenheit gesehen.

»Kinder! — Laßt Euch beschwören, Euch des Feuerwassers zu enthalten! Laßt Euch beschwören, mit den Geschenken, die Ihr jetzt besitzt, unmittelbar in Eure Heimath hier oder da zurückzukehren. Laßt Euch warnen vor Kaufleuten oder andern Personen, die etwa den Versuch machen möchten, Euch zu verleiten, daß Ihr Eure Geschenke gegen andere Dinge von geringerm Werthe umtauschet. — Lebt wohl!«

Als Herr Jarvis zu sprechen aufhörte, entstand eine Pause, dann erhob sich ein schöner Ottawa-Häuptling (wenn ich nicht irre Mokomaun-ish) und hielt eine lange Rede. Ueber die Bedingung, sagte er, unter welcher künftighin die Geschenke gegeben werden sollten,

wollten sie sich erst berathschlagen und im nächsten Jahre die Antwort mit hieherbringen. Hierauf trat Shinguakonse auf und sprach lange und nachdrücklich. So viel ich verstehen konnte, forderte er und sein Stamm, daß das Berathungsfeuer nach dem Fluß St. Mary gebracht würde und machte Einwendungen gegen das Wohnen auf der Manitoolin-Insel. Nach ihm sprachen noch zwei andere Anführer, die ihre Zustimmung in Allem, was ihr großer Vater gerathen, ausdrückten, und damit einverstanden waren, sich auf der Manitoolin-Insel niederzulassen.

Nach einer kurzen Berathung unter sich wurde dem Ottawa-Stamme, der auf der Insel wohnte, die Fahne zum Aufbewahren zugewiesen und ihrem ersten Anführer, der sich näherte, mit großer Ceremonie übergeben.

Dann ging es an das Vertheilen der Extra-Geschenke, als Medaillen, silberne Halsketten und Amulete unter einige der Häuptlinge und Verwandte der Anführer, deren Aufführung mit besonderem Wohlgefallen bemerkt worden war, oder die man nach Umständen zu belohnen gedachte.

Als ich heute unter den Wigwams umherging, fand ich einige Frauen am Ufer, die ein Canoe machten. Das Gerippe war von den Männern gezimmert worden; die Frauen setzten dann vermittelst gespaltener Fasern

der Fichtenwurzel, welche sie Wattup nennen, die Birkenrinde daran. Andere Frauen waren mit dem Schmelzen und Aufstreichen des harzigen Gummi's beschäftigt, mit welchem sie die Nähte beschmieren, um sie gegen das Eindringen des Wassers zu verwahren. Mittlerweile wurde viel geschnattert und gelacht, und ich sah nie eine so lustige Schaar Schwätzerinnen vereint als diese. Das achtzehn Fuß lange Canoe wurde vor Abend noch fertig und den folgenden Morgen sah ich es auf dem Wasser.

Ein Mann zeigte mir einen Chippewa vom Superior-See, der ungefähr vor drei Jahren während seiner Winterjagd, wo er zu verhungern fürchtete, seine Frau und eins oder zwei seiner Kinder verzehrt hatte. Sie schaudern zurück? — Das that auch ich —; aber, da der Hunger jedes menschliche Gefühl oder Instinkt besiegen kann, so daß sogar eine gefühlvolle Mutter ihre eigenen Kinder gekocht und eine Frau ein Stück von ihrem Liebhaber verzehrt hat: so glaube ich nicht, daß dieses unglückliche Geschöpf ein geborenes Ungeheuer der Grausamkeit sei. Seine Züge waren sanft und traurig; er wird hier von den übrigen Chippewas gemieden und nicht für achtungswerth betrachtet, weil sie das Vorurtheil hegen, als könne einem Menschen, der einmal Menschenfleisch gekostet habe, kein anderes Fleisch mehr schmecken. Jedoch genug über diesen abscheulichen Gegenstand.

Heute Abend bei Sonnenuntergang, als die Luft

anfing kühl zu werden, schlug Major Anderson ein Canoe-Wettrennen für die Frauen vor. Der Preis bestand in fünfundzwanzig Paar Ohrringen und andern Kleinigkeiten. Sie können sich gar nicht vorstellen, in welche Bewegung das ganze Lager, Männer, Weiber und Kinder bei dieser Aufforderung gerieth. Dreißig Canoes fuhren ab, jedes mit zwölf Frauen und einem Manne zum Steuern besetzt. Sie sollten um die kleine Insel in der Mitte der Bucht herumfahren und dann zu dem Punkte, von dem sie ausgelaufen, zurückkehren; — das erste Canoe, welches das Ufer erreichte, sollte den Preis davontragen. Alle brachen so schnell wie der vom Bogen schwirrende Pfeil auf einmal auf. Die Indianer liefen am Ufer auf und nieder und ermunterten die Frauen durch lautes Schreien zur Anstrengung, oder sprangen jauchzend und in die Hände klatschend in die Luft, und als endlich das erste Canoe ans Ufer stieß, war es, als wären sie Alle verwirrt und toll. Die Männer warfen sich ins Wasser und trugen die Gewinnenden, welche lachten und nach Athem schnappten, in ihren Armen herauf; dann riefen die Frauen: »hy, a! hy, a!« und die Männer schrieen: »Ty, a!« daß die Fichtenwälder wiederhallten.

Indeß war Alles guter Laune und selbst gute Ordnung herrschte mitten in diesem Gewirre. Es gab kein böses Blut, keinen Zank, keine Beleidigung, nichts von Unfreundlichkeit oder Zorn. Dies sind gewiß die gut-

müthigsten, ordentlichsten Wilden, die man sich denken kann. Wir sind zwanzig weiße Leute unter 3,700 Wilden! und gleichwohl fühlte ich mich in meinem Leben nie sicherer, als hier. Ich finde mich wirklich genöthigt, vor jedes meiner Fenster eine Decke zu hängen, wenn ich mich früh Morgens ankleide; denn sie haben keinen Begriff von der Möglichkeit, lästig zu fallen. Sie denken, »Menschenaugen sind zum Sehen bestimmt und Fenster zum Durchsehen.« Mit dieser Ausnahme sah ich nie ein Volk von aufrichtigerer Höflichkeit.

Die Scenen und Gruppen um mich her sind bloß eine Wiederholung derer, die ich Ihnen in Mackinaw schon beschrieben, nur mannigfacher und nach einem größern Maaßstabe; ich will deshalb nur zweierlei herausheben:

Hier ist ein Engländer mit zwei indianischen Geliebten, der sie hieher gebracht hat, um ihre Geschenke zu erhalten. Er ist ein Mann von edler Familie und schreibt das »Hochachtbar« vor seinen Namen. Er stolzirt einher in einem Paar langen, weiten Beinkleidern und Mocassins, einem bunten Hemd mit offenem Kragen, ohne Halsbinde, einem auf die Seite gesetzten Strohhute und einer schmuzigen Pfeife in seinem Munde. Er besaß ein schönes Vermögen und hatte eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft; das eine

wurde in Ausschweifungen vergeudet, die andere entehrt und verlassen. Seine ganze Haltung macht den Eindruck sorgloser Schamlosigkeit, Thorheit, Schwäche und Verderbtheit, unaussprechlich ekelhaft. Es giebt keinen Wüstling, der dem Wüstlinge des civilisirten Lebens gleichkäme. Ich wandte mich von diesem Manne zu meinen bemalten, halb nackten Pottowatamies, um mich von dem Anblicke zu erholen.

Heute drückte Herr Jarvis sein Vorhaben aus, allen Branntwein von den Indianern fern zu halten und die Gesetze hierüber zu schärfen. Da hörte ich diesen Menschen gerade hinter ihm murmeln: »ich will verdammt sein, wenn ich ihnen nicht Whisky gebe, wenn es mir beliebt.« Ich würde den Namen dieses Elenden nennen; er hat aber vielleicht noch eine Mutter oder Schwester, denen er bereits Schmerz und Schande genug verursacht haben mag.

Nach einem sehr ermüdenden Tage stand ich vor der Thür unseres Blockhauses, sah zu den ruhigen Sternen auf und bewunderte den Frieden und die Ruhe, welche ringsumher herrschten. Im Hause hörte Mrs. Mac Murray einem jungen Chippewa zu, der das Evangelium las und das Licht der Lampe fiel auf sein wunderschönes Gesicht, — welches noch viel schöner in diesem Augenblicke war als gewöhnlich — und auf die dunkelen Züge des indianischen Knaben, welche trotz der Aehnlichkeit mit den ihrigen, doch sehr verschieden wa-

ren! er trug silberne Armbänder und einen Kopfputz von Federn. Es war ungefähr neun Uhr, und obgleich noch einige Lagerfeuer brannten, so schien doch beinahe Alles zur Ruhe gegangen. Da kam der alte Salomo, der Dolmetscher herauf und sagte mir, die Krieger wollten mir eine Vorstellung ihres Kriegstanzes geben, sie bemalten sich bereits und bereiteten sich dazu vor. Einige Minuten später hörte man auch schon die Trommel, das Kreischen und lange zitternde Geschrei. Eine große Anzahl hatte sich bereits vor dem Hause versammelt und in der Mitte einen leeren Platz gelassen; viele von ihnen trugen große leuchtende Fackeln von zusammengerollter Fichtenrinde. Der innerste Zirkel der Zuschauer setzte sich nieder, die übrigen standen außen herum, einige auf den Stumpfen abgeschlagener Bäume, die noch immer da waren. Ein großes Stück von einer brennenden Fackel fiel, wie ich mich erinnere, auf die nackten Schultern eines Wilden; er sprang mit einem Laute auf, der mich erstarren machte; indeß entstand ein allgemeines Gelächter und er setzte sich ruhig wieder hin.

Während dem kam das Trommeln und Schreien näher. Auf einmal sprang, einem Panther gleich, ein Mann mitten in den Kreis, warf seine Decke weg, fing an zu hüpfen und seine Kriegskeule zu schwingen; dann noch einer und wieder einer, bis es ungefähr vierzig waren. Sie stampften hierauf rund herum, gesticulirten eine Art

stolzer, grotesker Pantomime und ließen ihr abscheuliches Kreischen hören, während der Fackelschein, der auf ihre bemalten Gestalten fiel, eine unbeschreibliche Wirkung hervorbrachte. Dann blieb ein Mann plötzlich vor mir stehen und fing in den höchsten Tönen seiner Stimme eine Rede an, so daß es klang, als werde in Einem fort überlaut geschrieen. Sie enthielt eine Reihe von Ausrufungen, die mir ein Herr, der neben mir saß, übersetzte, während jener sprach; der Inhalt war folgender: »Ich bin eine Rothhaut! Ich bin ein Krieger! Seht auf mich! Ich bin ein Krieger! Ich bin tapfer! Ich habe gefochten! Ich habe getödtet! Ich habe meine Feinde getödtet! Ich habe die Herzspitzen meiner Feinde gegessen! Ich habe ihr Blut getrunken! Ich habe sieben lange Messer getödtet! Ich habe ihre Kopfhäute genommen!«

Diese letzte Prahlerei wiederholte er mehrere Male mit wahrem Frohlocken, indem er sich wahrscheinlich dachte, dies müsse einer Tochter der Rothröcke besonders angenehm sein — das war aber keineswegs der Fall — und das menschliche Wesen, welches so prahlte, stand eine halbe Elle von mir und sein grimmig bemaltes Gesicht und seine glänzenden Augen sahen in die meinigen.

Apropos von Kopfhäuten! Ich habe hier viele Krieger gesehen, die eine oder mehrere dergleichen an sich hängen hatten, und sie schienen mir so sehr ein Theil oder Stück der mich umgebenden Wildheit, daß ich dieselben gewöhnlich ohne Schmerz erblickte. Etwas jedoch

konnte ich nie ohne Schauder und ohne durchdringenden Abscheu sehen, eine Kopfhaut mit langem blonden Haar!

Als ich heute Morgen umherschlenderte, bemerkte ich, daß man schon Anstalten zur Abreise traf; Alles war Bewegung, Lärm und Eile. Wigwams wurden abgebrochen, Canoes ins Wasser gestürzt, Bündel und Kinder eingepackt, es wurde gekocht und unglückliche Hunde »geopfert,« um die Geister günstig zu stimmen und eine glückliche Reise zu erhalten. Ich kam eben zu solch' einem Opfer an der entgegengesetzten Seite der Meerenge und nahm eilig die Flucht. Kein Interesse, keine Neugierde können die Krankhaftigkeit und den Abscheu überwiegen, mit dem ich vor gewissen Dingen zurückschaudere. Daher kann ich Ihnen nichts von dieser großen Ceremonie erzählen, die Sie von vielen Reisenden beschrieben finden können, welche weniger ekel oder weniger reizbar sind, als ich.

Alle christliche Indianer auf der Insel (jetzt ungefähr 900 an der Zahl) sind mit Ausnahme der Gemeinde Mr. Mac Murray's auf dem Sault, entweder römisch-katholische Christen oder Methodisten.

Ich hatte einige Gespräche mit dem Vater Crue, dem römisch-katholischen Missionair, einem sehr gewandten, eifrigen Manne, in der Blüthe seiner Jahre. Er

war hier zwei Jahre, ist unermüdlich in seinem Berufe oder wie Major Anderson sagt, »immer auf der Reise am See auf und nieder und überall zu finden, wo er die Hoffnung hat, nützlich zu sein.« Ich höre die Methodisten und Geistlichen sehr über seine Einmischung klagen; ist er aber ein echter Gläubiger seiner Religion, so denk' ich, macht ihm sein thätiger Eifer Ehre.

Eins ist sehr sichtbar, gewiß und unleugbar, daß die römisch-katholisch Bekehrten in Ansehen, Kleidung, Industrie und allgemeiner Civilisation über allen Andern stehen.

Ein Haufe Ottawas unter der besondern Obhut Vater Crue's hat sich auf der Manitoolin-Insel ungefähr sechs Meilen südlich niedergelassen. Sie besitzen große Anpflanzungen von Korn und Kartoffeln, haben hölzerne Hütten gebaut, ferner eine Kapelle zu ihren religiösen Zusammenkünften und eine Wohnung für ihren Geistlichen. Ich fragte ihn genau, ob sie diese Gebäude selbst erbauet hätten, und er gab mir eine bejahende Antwort.

Hier in dem Lager haben die römisch-katholischen Ottawas eine große Interims-Kapelle von Pfählen, mit Rinde bedeckt, errichtet, den Boden mit grünen Zweigen und Matten belegt und einen Altar mit Crucifix am Ende. Vorn ist eine Glocke zwischen den gabelförmigen Zweigen einer Fichte aufgehangen. Ich habe sie hier Messe lesen hören mit allem Anschein des Anstandes und der Gottesfurcht.

Die Methodisten haben zwei Gemeinden; die Indianer von dem Fluß Credit unter der Leitung des Pater Jones und die Indianer von Colbwater und den Narrows unter einem Prediger, dessen Name mir entfallen — beides eifrige Mänger. Allein das Heulen und Weinen dieser indianischen Methodisten, wie sie während ihres Gottesdienstes ächzend am Boden lagen, hat mich schmerzhaft berühret.

Mr. Mac Murray ist der einzige Missionair der englischen Kirche und bei all' seinem Eifer und seinen eigenthümlichen Mitteln des Einflusses und Erfolgs kann man nicht sagen, daß er nach Verdienst unterstützt würde. »Die englische Kirche,« sagte einer unserer klügsten indianischen Agenten, »kann oder will nicht säen, gewiß wenigstens thut sie es nicht; daher kann sie auch nicht erwarten, zu ernten.« Man kann nicht genug den Eifer, die Thätigkeit und das Wohlwollen des reisenden Missionairs Elliot rühmen; sein geistliches Wirken ist indeß mehr den schwarzen Ansiedlern, als den Indianern gewidmet. Die römisch-katholischen Missionen waren unter allen am thätigsten und ausdauernosten; nächst ihnen die Methodisten. Die Presbyterianer und die englische Kirche sind bis jetzt vorzugsweise gleichgültig und nachlässig gewesen.

Der Oberaufseher wurde benachrichtigt, daß ein Krämer von Detroit mit einem Boote voll Whisky und Rum in einer kleinen Bucht, nahe am Eingange in die große Bai, sich versteckt habe, um den Indianern aufzulauern und ihre neuen Decken, Gewehre und sonstige Kleinigkeiten gegen seinen Whisky und Rum einzutauschen. Herr Jarvis schickte die Amsel mit einem Canoe voll starker Männer ab, um den Krämer am Bord treffen, allen Whisky in den See zu werfen und dem Eigenthümer zu sagen, daß er in Toronto eine Klage auf Wiedererstattung anbringen möchte, und das wurde ausgeführt. Die Amsel ist ein Christ und ob seiner guten Aufführung und entschiedenen Feindschaft gegen »alle Feuerwasser-Händler« allgemein bekannt.

Noch ein Wort, ehe ich meine Indianer verlasse.

Es giebt hier einen Punkt, über den sich Alle, welche diese Gegenden bereisen — Alle, welche die Sitten und Gebräuche der nordwestlichen Stämme beschrieben haben, gewöhnlich mit großer Beredsamkeit und Indignation aussprachen, da sie glauben, daß es der Galanterie und Moralität des Christenthums obliege, einer Sitte zu erwähnen, welche das echte Zeichen und den Unterschied der Barbarei und des Heidenthums, im Gegensatze zu der Civilisation und dem Christenthume ausmache — ich meine die Behandlung und die Lage der Frauen. Die Frauen, sagen sie, sind Packesel, Sclavinnen, Lastthiere, Opfer, Märtyrer, erniedrigt, verworfen, unterdrückt; nicht

nur die Sorgen für den Haushalt und ihre Mutterpflichten, sondern auch Sorgen und Arbeiten, die dem Manne zukommen, lasten auf ihnen und sie scheinen bei dieser Gelegenheit keinen Ausdruck für ihren Tadel, ja für ihren Abscheu stark genug zu finden; und fände sich Jemand, der sich bewogen fühlte, diesen Tadel zu mildern oder entschuldigend über die Sache zu sprechen, so könnte ihn solche öffentlich ausgesprochene Meinung wohl der Gefahr aussetzen, daß ihm die Augen ausgekratzt würden (metaphorisch) oder daß er in jeder weiblichen Coterie, in jedem Review den Tod des Orpheus oder Pentheus stürbe.

Glücklicherweise laufe ich diese Gefahr nicht. Möge mir mein Frauenwitz und meine Weiblichkeit einigen Vorschub leisten, wenn ich, wie die Indianer sagen, ein Stück von meiner Seele mittheile und die Sache aus einem andern Gesichtspunkte vortrage.

In Betreff eines Punktes der in Rede stehenden Sache haben alle Reisenden vollkommen Recht; sie haben Recht in ihrer Würdigung der Lage einer indianischen Squaw — sie sind Lastthiere — Sclavinnen; sie haben Recht, wenn sie sagen, daß in jeder Gesellschaft die der Frau angewiesene Stellung ein Beweis des moralischen und intellectuellen Z[illegible]zustandes dieser Gesellschaft sei; dieselbe ist jedoch noch kein Beweis für die Tugend oder Cultur des Mannes. Bei diesen indianischen Stämmen, wo die Männer die Edelsten und Tap-

ersten ihres Geschlechts sind, werden die Frauen für nichts geachtet und unterdrückt. Mir kommt es indeß so vor, als ob die Frauen unter diesen Indianern im Hinblick auf den Zustand des Mannes und der Gesellschaft ihre natürliche Stellung einnehmen, und das kann man nicht von allen Gesellschaften sagen.

Bedenken Sie nur vor Allem, daß in diesen indianischen Gemeinden die Sorge für den Unterhalt dem Manne ganz allein anheimfällt. Wenn man in allgemeinen Ausdrücken sagt, daß die Männer den ganzen Tag über nichts thun als jagen, während die Frauen in immerwährender Arbeit begriffen seien: so giebt dies, wie ich vermuthe, den civilisirten Lesern den Begriff einer Jagd-Partie der Herren zu Melton — oder einer Hirschjagd in den Hochlanden — einer Feiertagsunterhaltung — während die Frauen, die Armen, zu Hause sitzen müssen, um zu säumen, zu spinnen, zu kochen. Was ist aber die Lebensweise eines indianischen Jägers? — ein Leben unausgesetzter, beinahe aufreibender Anstrengung und Gefahr *). Ein Jäger geht in der Morgendämmerung

*) Ich hörte einmal ein Zusammentreffen von meinem berühmten Großvater Waub-Ojeeg mit einem ungeheuern Elendthiere erzählen, wobei er mit dem wüthenden Thiere während drei Stunden um sein Leben zu kämpfen hatte, so daß der Schnee ringsum von ihrem Blute befleckt war. Endlich gelang es ihm, während er sich um einen Baum herum verfolgen ließ, sein Messer mit

mit dem Bewußtsein aus, daß seine Frau und seine Kinder verhungern müssen (kein ungewöhnlicher Fall), sobald er mit leeren Händen zurückkehrt. Er kommt bei Sonnenuntergang nach Hause, von Ermüdung erschöpft und sogar unfähig zu sprechen. Seine Frau zieht ihm die Mocassins aus und setzt ihm zu essen vor, was sie hat, oder, war die Jagd in der letzten Zeit schlecht, wohl gar nichts, außer ein wenig getrocknetes Reis. Sie untersucht dann seine Jagdtasche und findet in ihr die Klauen oder Schnäbel oder Zungen eines Wildes oder andere Merkmale, aus denen sie abnimmt, was es ist und wo sie es zu finden hat. Sie geht dann danach und schleppt es nach Hause. Wenn der Jäger sich erholt hat, liebkos't er seine Frau und Kinder, erzählt die Abenteuer seiner Jagd, raucht seine Pfeife und legt sich schlafen — um mit dem folgenden Morgen das nämliche Geschäft wieder zu beginnen.

Wo also die ganze Pflicht und Mühe, die Mittel zum Unterhalt herbeizuschaffen — welches Geschäft durch Muth und Gefahr geadelt wird — auf den Mann fällt, da sinkt die Frau natürlich im Preise und ist ein abhängiges Lastthier. Sie ist aber, wie mich dünkt, weder so sehr elend, noch verhältnißmäßig so sehr erniedrigt;

---

einem Riemen an einen Stock zu befestigen, mit welchem er auf das Thier hieb und stach, bis es vom Blutverlust erschöpft niederstürzte.

sie ist des Schutzes, des Unterhalts gewiß, wenigstens so lange der Mann denselben bieten kann, auch ist sie guter Behandlung sicher; sicher, daß ihr ihre Kinder nicht genommen werden, es sei denn durch den Tod; sie sieht Alle ihres Geschlechts gleiches Schicksal tragen, hat keine Ahnung von einem freundlichern Geschick und lebt der festen Ueberzeugung, daß in einem solchen Zustande der Haushalt und alle häusliche Arbeit der Frau als bestimmter und nöthiger Antheil zufallen muß.

Was die Nothwendigkeit betrifft, Lasten zu tragen, wenn das Lager abgebrochen und auf einem andern Platze aufgeschlagen wird, Holz zu fällen und es fortzuschleppen, so ist dies die schwerste Partie ihres Looses, und ob sie schon von Jugend auf an die Axt, das Ruder und die Traggürtel gewöhnt sind, so verursacht ihnen diese Arbeit doch oft innerliche Verletzungen und schwere Leiden — jedoch sie muß gethan werden. Lasten tragen, würde einen Mann zum Jäger unfähig machen, ihm also die Möglichkeit nehmen, für seine Familie hinlänglichen Unterhalt zu schaffen; daher vielleicht die Verachtung, mit der sie dergleichen betrachten. Und eine Indianerin wäre unglücklich, ihr Stolz gekränkt, wenn man ihren Mann mit einer Bürde auf seinem Rücken sähe; dies wurde durch eine unter ihnen auch ausgesprochen, welche sagte, es sei »unmännlich,« sie könne das nicht mit ansehen.

Wie hart also auch immer das Loos der Frau sein

mag, so ist sie doch in keiner falschen Stellung. Beide Geschlechter sind in ihrer natürlichen und wahren Stellung hinsichtlich des gesellschaftlichen Zustandes und der Mittel des Unterhaltes.

Der erste Schritt von dem Jägerleben zum Ackerbau ist der erste Schritt zu der Emancipation der Frauen. Ich kenne Schriftsteller, welche beklagen, daß die Einführung des Ackerbaues den Indianerinnen nicht günstig gewesen sei, ihre Beschwerden vielmehr noch vergrößert habe, da der größte Theil des Hackens und Pflanzens ihnen zugefallen sei. Unter den Ottawas jedoch, wo dies der Fall ist, erfreuen sich die Frauen entschieden eines bessern Loses, als die Frauen der jagenden Chippewas. Sie können den Ertrag, den sie gebaut, verkaufen oder darüber verfügen, wenn mehr davon vorhanden ist, als die Familie braucht; auch haben sie einigen Antheil an dem Handel und Geschäft des Stammes, auch empfängt unter allen diesen Stämmen eine jede Frau bei Vertheilung der Geldzahlungen für abgetretenes Land ihren einzelnen Antheil.

Als Lewis und Clarke den Missouri untersuchten, trafen sie auf einen Stamm Indianer, der, örtlicher Umstände wegen, mit der Jagd sich wenig beschäftigt und größtentheils von Fisch und Wurzeln lebt. Da nun die Frauen hier im Herbeischaffen der Nahrungsmittel eben so gewandt sind als die Männer, so behaupten sie einen Rang und Einfluß, der unter den Indianern selten ge-

funden wird. Die Frauen dürfen vor den Männern frei reden, und sie sprechen mitunter im Tone der Oberherrschaft zu ihnen. Bei manchen Fällen achtet man auf ihr Urtheil und ihre Meinung, und in Handelsangelegenheiten werden sie gewöhnlich um ihren Rath gefragt, den man auch befolgt. Die Arbeiten der Familie werden ebenfalls getheilt.

Wenn wir daher von der Plackerei der Frauen sprechen, müssen wir die gleiche Theilung der Arbeit bemerken. Es giebt hier keine Klasse von Frauen, die das Vorrecht hätten, still zu sitzen, während andere arbeiten. Jede Squaw fertigt die Kleidung, die Matten, die Mocassins und kocht für ihre Familie. Vergleichen Sie dieses Leben mit dem verfeinerten Müssiggang einer eleganten Frau aus höheren Ständen unserer Gesellschaft, so muß dasselbe natürlich elend und niedrig erscheinen; vergleichen Sie es aber mit dem Leben einer Dienstmagd oder mit dem eines Ladenmädchens, — so dünkt mir die Lage einer Squaw anständig, durch Gefühle geheiligt. Sollen Frauen in Rücksicht auf ihr Geschlecht und als Frauen von der Arbeit befreit sein, so kann ich das begreifen, ob es mir gleich unvernünftig erscheint; soll dies aber bloß ein Vorzug des Standes sein und auf eine gewisse Klasse beschränkt werden, wodurch die große, ursprüngliche Mühseligkeit für Andere verdoppelt wird: dann sehe ich nicht ein, wo die große Galanterie und der Zusammenhang mit dem Chri-

stenthume ist, noch welches Recht wir haben, auf die Barbarei der indianischen Wilden, die aus ihren Frauen Lastthiere machen, herabzusehen.

Ich will hier nur noch des überaus großen Zartgefühles und der persönlichen Sittsamkeit der Frauen dieser Stämme gedenken, was sonderbar klingen mag, wenn wir sie in engen und überfüllten Wigwams leben sehen, wo eine ganze Familie in einen engen Raum von wenigen Ellen eingepfercht ist. Die Irländer der niedern Classen, in ihren Hütten erzogen, sind durch den nämlichen weiblichen Charakterzug bemerkenswerth; es scheint, als käme die wahre Sittsamkeit von Innen heraus und könne nicht von äußern Verhältnissen abgeleitet werden.

Eine andere Prahlerei, mit welcher wir uns über die indianischen Wilden erheben wollen, ist die, daß wir einen höhern Werth auf die Keuschheit der Frauen setzen. Man sagt uns (mit Abscheu), daß unter einigen nordwestlichen Stämmen der Mann seine Frau oder Schwester seinem Gaste, als einem Theil der Pflichten der Gastfreundschaft, ohne Umstände anbiete, und das ist in der That — barbarisch. — Die herzlose Brutalität von der einen Seite und die schamlose Gleichgültigkeit von der andern können wohl ein Frauenherz schaudern machen. Welches Recht haben aber civilisirte Männer, zu schreien und vornehm und selbstzufrieden hierüber auszusehen? Wenn sie diese Sitte der Indianer

nicht genau nachahmen, so machen sie es sich selbst bei ihrer übertriebenen und eifersüchtigen Ehrfurcht für die Tugend der Frauen sehr bequem. Ist die Keuschheit der Frauen eine Tugend und um ihrer selbst willen in der Gesellschaft zu verehren — wohlan! ist sie aber eine bloße Sache der Bequemlichkeit und nur werthvoll, insofern sie das Eigenthum angeht; — wird sie von den Männern gerade nur so viel gehütet, als es ihre eigene Ehre betrifft; — insofern es aber die Ehre der Frauen betrifft, als ein Scherz behandelt — ist dies die männliche Ansicht von Recht und Unrecht, — ist dieses also die Bestimmung, welche unsere Herren und Meister haben ergehen lassen, — dann wäre ich geneigt zu antworten, wie das französische Mädchen dem Prinzen Conti antwortete: »Pour Dieu! Monseigneur, votre altesse Royale est par trop insolente. Keine Frau ist dieses Namens werth, deren Wange nicht vor Schaam und Unwillen bei dem Gedanken glüht. Solche Frauen, wie die armen, verderbten, geopferten Geschöpfe, die unsere Straßen bewohnen oder ein schuldbelastetes Leben im verschwenderischen Glanze führen, sind unter den Indianern ganz unbekannt.

Hinsichtlich des weiblichen Eigenthumsrechtes besitzen die Frauen kein wirkliches Eigenthum, ausgenommen ihren Antheil an den Jagdgründen oder den Ländereien, welche im Besitze des Stammes sind. Das persönliche Eigenthum, als Kleidung, Matten, Küch- und

Jagdgeräthe, kurz die ganze innere Einrichtung des Wigwams scheint unter Aufsicht der Frau zu stehen. Bei dem Tode ihres Mannes bleibt die Frau im Besitze der Wohnung und alles dessen, was sie enthält, ausgenommen der Medaillen, der Fahne oder anderer Abzeichen der Würde, die auf seinen Sohn oder den männlichen Erben übergehen. Ueber das Korn aber, das sie baut, und den Ahornzucker, den sie macht, kann sie jederzeit nach Gutdünken verfügen, — diese gehören ihr.

Es scheint mir eine Frage, ob die Europäer, die, der Himmel weiß, in dem Verkehr mit diesem Volke viel zu verantworten haben, die Angelegenheiten der indianischen Frauen nicht gewissermaßen verschlimmerten; zuerst indem sie dieselben verführt und zweitens dadurch, daß sie den Fortschritten ihrer eigenen Manufacturen Einhalt gethan. Sie bereiteten Hirschhäute mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu. Ich habe reichgestickte Anzüge von jungen Bergschaf- und Büffelhäuten gesehen, und so weich und schön, wie ein Shawl von Cashmir; auch andere Dinge könnte ich noch erwähnen. Vernünftiger Weise muß man annehmen, daß diese Gewerbszweige sich nach und nach wieder verbessert haben und weitere Fortschritte daraus entstanden wären, hätten wir nicht die Artikel, die sie sich selbst verschaffen oder verfertigen konnten, durch solche ersetzt, welche wir fabriciren. Wir haben ihnen die Arbeit und die Beweggründe zur Arbeit aus den Händen genommen, wäh-

rend wir Bedürfnisse erzeugt haben, die sie nicht selbst befriedigen können. Wir haben sie in Decken gekleidet, ohne sie zu lehren, wie man Decken webt. Anstatt der Bogen und Pfeile haben wir ihnen Feuergewehre gegeben — aber sie selber können keine Feuergewehre machen; anstatt eines natürlichen Fortschreitens in den Künsten und in der Civilisation, die aus ihrem eigenen Verstande und ihren Hülfsmitteln hätte hervorgehen müssen, haben wir ihnen eine Art von Civilisation von Außen angesetzt, die ihren Gewohnheiten, ihren Sitten und ihrer Organisation fremd ist; wir machen Arme aus ihnen, und dies aus einer Art schrecklicher Nothwendigkeit. Einige sehr ökonomische Mitglieder unsers Parlaments haben gegen das System, den Indianern Geschenke zu geben, gestimmt, weil es zu kostspielig sei; man könnte beinahe glauben, wenn man ihre Einwendungen hört, daß Pfunde, Schillinge und Pence der Stoff sind, aus dem das Leben geschaffen ist, — so wie die drei hauptsächlichsten Elemente alles menschlichen Daseins — der ganzen menschlichen Sittenlehre. Wahrhaftig! diese Leute verstehen nichts von dem wahren Zustande hier. Nicht ohne Entsetzen kann ich daran denken, was daraus entstehen muß, wenn das Vertheilen der Geschenke von Seiten unserer Regierung jetzt aufhören sollte; — so gering dieselben sind, so sind sie doch des Indianers Existenz. Ohne Büchse muß er verhungern, ohne Decke vor Kälte umkommen. Ehe er

es so weit kommen läßt, würden wir nächtlichen Raub und Mord längs der Grenzen und der hinteren Ansiedelungen zu befürchten haben, einen schrecklichen, verwilderuden Kampf, gleich dem, der in Florida geführt wird, in welchem der Weiße demoralisirt und der Rothe ausgerottet würde.

Der einzige Handelsartikel der Indianer, ihre Pelze, werden gegen Lebensbedürfnisse umgetauscht; und diese Pelze können nur die Männer verschaffen. Weit entfernt also, daß ihr einziger Handel zu der allgemeinen Civilisation des Volkes etwas beitrüge, so erhält er noch die wilden Jagdgewohnheiten aufrecht, und hemmt auf jeden Fall die Macht und Nützlichkeit der Frauen, wenn er nicht jeder Verbesserung ihrer Lage gerade zuwider ist. Es scheint jedoch, als wären wir selber aus einem solchen Zustande, wenn auch unter anderer Form, erstanden. Bis vor wenigen Jahren noch gab es keine Beschäftigung für Frauen, durch welche sie ihren Lebensunterhalt hätten gewinnen können, außer der Dienstbarkeit in der einen oder andern Gestalt. Der Wechsel, der in dieser Hinsicht stattgefunden, ist eins der auffallendsten und interessantesten Zeichen der Zeit, in der wir leben.

Ich muß hier aufhören. Glauben Sie aber nicht, daß wir nach den Winken, die ich unlogisch und unzusammenhängend durch einander hingeworfen, als allgemeinen Grundsatz annehmen können: daß die wahre

Wichtigkeit und wirkliche Würde der Frau überall, in wilden wie in civilisirten Gesellschaften, durch ihr Vermögen nützlich zu sein, bedingt werde, oder mit andern Worten: daß ihre Stellung überall bestimmt werde durch den Antheil, den sie zum Unterhalt und Wohlsein der Gesellschaft, in welcher sie lebt, beiträgt?

Wo sie müssig und nutzlos durch das Privilegium ihres Geschlechts, eine Göttin und ein Idol, ein Opfer oder ein Spielwerk ist, ist da ihre Stellung nicht eben so beklagenswerth, falsch und beleidigend für sie und jeden gesellschaftlichen Fortschritt, als wo sie das Lastthier, die Sclavin und das Besitzthum des Mannes ist? —

Zwei Gegensätze dieser Art sind die indianische Squaw und die türkische Sultanin; ich möchte lieber die erstere, als die letztere sein, und, um den Gedanken weiter auszuführen, ich möchte lieber nach dem nämlichen Grundsatze eine Engländerin und eine Französin, als eine Amerikanerin oder Deutsche sein, — vorausgesetzt, daß der Zustand der Empfindungen, was die Frauen betrifft, in den zwei letzten Ländern derselbe bliebe, — was, wie ich hoffe, nicht der Fall sein wird.

The ways through which my weary steps I guide
In this delightful land of faëry,
Are so exceeding spacious and wide,
And sprinkled with such sweet variety
Of all that pleasant is to ear or eye,
That I nigh ravish'd with rare thought's delight,
My tedious travel doe forget thereby,
And when I gin to feel decay of might,
It strength to me supplies, and cleares my dulled spright.
Spenser.

Am 6ten August sagte ich meinen guten Freunden, Mr. und Mrs. Mac Murray, Lebewohl. Ich war ihrer Güte zu viel schuldig, um mich ohne Schmerz von ihnen zu trennen. Sie kehrten mit ihrem schönen Kinde und indianischem Gefolge oberhalb des See's nach St. Maria zurück, während ich mich anschickte, mit dem General-Ober-Aufseher in einem Canoe den See hinunter nach Penetanguishene zu fahren, eine Reise von wenigstens vier Tagen, vorausgesetzt, daß Wind und Wetter günstig sind. Von da nach Toronto über den Simeon-See ist eine Reise von drei Tagen mehr. Sagte ich nicht, die Vorsehung trüge Sorge für mich? Ueberall fand ich thätigen Schutz, wenn ich dessen am meisten bedurfte und am wenigsten erwartete; nichts konnte die Höflichkeit des Herrn Jarvis und seiner Leute übertref-

fen; — er begann mit Höflichkeit — endete aber mit etwas mehr und Besserem — mit wahrer, eifriger Güte.

Um die Begebenheiten nach der Ordnung mitzutheilen, und damit Sie mich auf meiner Canoe-Reise begleiten können, muß ich zuerst unsere Einrichtung beschreiben. Sie werden bald zugeben, daß der römische Kaiser, der für die Erfindung eines neuen Vergnügens eine Belohnung verhieß, eine Reise den Huron-See hinunter in einem Canoe von Birkenrinde hätte machen sollen.

Wir hatten zwei Canoes, jedes fünfundzwanzig Fuß lang und vier Fuß breit, an beiden Enden spiß zulaufend, und leicht, zierlich und beweglich, wie die See-Möve, wenn sie über die Sommer-Wellen hinstreift. In dem ersten Canoe waren Mr. Jarvis und ich, der Sohn des Gouverneurs, ein lebhafter Knabe von vierzehn bis funfzehn Jahren, der alte Salomo, der Dolmetscher und sieben Voyageurs. Meine Decke und Nachtzeug wurden in ein Bündel zusammengeschnallt, was mir als Sitz diente; im Rücken hatte ich ein Kissen, und so lag ich auf dem Boden des Canoes, wie in einer Sänfte sehr angenehm gebettet. Meine Gefährten hatten es sich ebenfalls sehr behaglich gemacht. Neben mir hatte ich meinen Mantel, Sonnen- und Regenschirm; mein Notizenbuch nebst mehreren Skizzenbüchern und einen kleinen Korb immer an meiner Seite, der Eau de Cologne und alle die nöthigen Gemäch-

lichkeiten enthielt, die jeden Augenblick gebraucht werden konnten, denn ich war fest entschlossen, nur im höchsten Nothfalle den Leuten Mühe zu machen. Die Voyageurs saßen auf niedrigen, hölzernen Sitzen, die an den Seiten des Canoes aufgehangen waren, bis auf unsern indianischen Steuermann Martin, der in einem baumwollenen Hemde, weiten Beinkleidern, einer scharlachrothen Schärpe um den Leib, reichlich mit Perlen gestickt, mit langem fliegenden Haar, seinen Platz am Vordertheil einnahm, mit einem Ruder, das zweimal so lang war als die andern.

Die Art, in welcher er, mit der geschmeidigen Beweglichkeit einer Schlange sich drehend und wendend, dastand und erst auf diese, dann auf jene Seite schlug, war sehr anmuthig und malerisch. Von der Geschicklichkeit und Behendigkeit dieser Steuermänner hängt so viel ab, daß sie immer doppelten Gehalt bekommen. Die Andern waren insgesammt auserlesene, canadische, halbblütige, junge, gut aussehende Männer, voller Fröhlichkeit und Gutmüthigkeit mit unermüdlichen Armen, unermüdlichen Augen und Geistern! Ein Tuch um den Kopf geschlungen, ein Hemd, ein Paar Beinkleider mit heller Leibbinde machten das vorherrschende Kostüm aus. Am Bord hatten wir eine Feldflasche und anderes leichtes Gepäck, zwei oder drei Gewehre und Fischergeräthe.

Der andere Canoe führte einen Theil von Herrn Jarvis Gefolge, die schwere Bagage, Vorräthe, Marqui-

sen, Gewehre u. s. w., und war mit acht Ruderern bemannt. Die Gesellschaft bestand zusammen aus zweiundzwanzig Personen, nämlich aus einundzwanzig Mannspersonen und aus mir, der einzigen Frau.

Wir fuhren schnell und leicht dahin und nahmen uns mit der brittischen Flagge, die an unserm Stern wehete, groß und amtsmäßig aus. Major Ayderson, seine Leute und die Besatzung des Schooners gaben uns drei Salven. Die Indianer stießen ihr wildes Geschrei aus und feuerten längs des Ufers ihre Büchsen ab. Als wir die Bai verließen, zählte ich zweiundsiebenzig Canoes vor uns, die bereits auf ihrer Heimreise begriffen waren; einige nach den obern Theilen des See's, andere nach den nördlichen Ufern. Als wir an ihnen vorüberfuhren, begrüßten sie uns, indem sie ihre Gewehre abschossen. Der Tag war wolkenlos; es war ein belebter, ein schöner Auftritt.

Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß die Indianer sehr gern Lieblingsthiere in ihren Wigwams haben — nicht nur Hunde, sondern auch zahme Füchse und Falken. Mr. Jarvis kaufte für seine Kinder ein Paar junge Falken, ein Männchen und ein Weibchen. Als wir im Begriff waren, die Insel zu verlassen, entfloh einer derselben und flog gerade an das Ufer der Bai, wo er sich in dem dicken Walde verlor. Wir fuhren weiter, und nachdem wir uns ungefähr zwölf Meilen von der Bucht entfernt hatten, landeten wir auf einer kleinen

Felsen-Insel. Da hörte Jemand von uns das Geschrei eines Falken über unsern Köpfen — es war der arme Vogel, den wir verloren hatten! Er hatte seinen Kameraden den ganzen Weg über im Auge behalten, war von uns ungesehen längs des Ufers nachgeflogen und ließ sich jetzt greifen und zu dem andern in das Bauer stecken.

Wir kauften von einem Indianer, der Fische fing, einen Seebarsch. A propos, ich habe eine der größten Vergnügungen, welche die Schiffahrt in diesen prächtigen Obern-Seen gewährt, unerwähnt gelassen — die Reinheit, Kälte, Durchsichtigkeit des Wassers. Wenn ein weißes Tuch vermittelst des Senkblei's in die tiefern Theile des See's hinuntergelassen wird, so sieht man es angeblich in einer Tiefe von dreißig Klaftern ganz deutlich liegen. Wir versuchten das Experiment nicht, da wir kein tiefes Wasser hatten; jedoch konnte ich hier zwischen Sandbänken und Inseln beinahe immer den felsigen Grund mit glänzenden Kieseln und den Fisch mit seinen beweglichen Floßfedern und glotzenden Augen unter uns dahin gleiten sehen — und wenn ich ein Glas Wasser schöpfte, so funkelte es; wie aus der Quelle von Harrongate und war vortrefflich von Geschmack. Sie können sich kaum vorstellen, wie sehr der Reiz und die Lebhaftigkeit der Reise dadurch erhöhet wurde.

Gegen Sonnenuntergang kamen wir an die Hütte eines Pelzhändlers, dessen Name, so viel ich weiß, Le-

monrondière hieß. Sie stand an dem Ufer eines schönen Canals, der zwischen dem Festlande und einer großen Insel dahin lief. An einer benachbarten Meerenge bauten Wai-sow-wie-de-bay (der Gelbkopf) und seine Leute ihre Wigwaws für die Nacht. Der Anblick war sehr malerisch, besonders nachdem die Lagerfeuer angezündet waren und die Nacht hereinbrach. Ich kann die Gestalt einer Squaw nicht vergessen, wie sie dunkel und schlank gegen die rothen Flammen dastand, sich über einen großen Kessel bog, ihre Decken nachschleppte und ihr Haar in der Nachtluft dahin flog, — gleich einer Hexe in Macbeth.

Wir aßen vortreffliche Forellen zu Abend; allein die Sandfliegen und Muskitos quälten uns fürchterlich; die erstern, die so klein, daß man sie kaum sehen kann, sind die schlimmsten. Den nächsten Morgen brachen wir mit Tagesanbruch auf; Gelbkopfs Leute feuerten ihre Gewehre zur Begrüßung ab.

Die Bagageurs berechnen die Entfernung nach ihren Pfeifen. Am Ende einer gewissen Zeit ist eine Pause; sie zünden ihre Pfeifen an und rauchen ungefähr fünf Minuten; dann geht das Rudern fröhlich von Statten mit fast funfzig Schlägen in einer Minute — und wir schienen über das Wasser zu fliegen. »Trois pipes« sind ungefähr zwölf Meilen. Wir frühstückten heute auf einer kleinen Insel von außerordentlicher Schönheit, die steil aus dem Wasser aufstieg. Vor uns

hatten wir den offenen blau-glänzenden See, wie er heiter unter dem Morgenhimmel dalag und die östliche Spitze der Manitoolin-Insel, und Inseln rund um uns her, so weit wir sehen konnten. Das Gefühl der Entfernung und der tiefen Einsamkeit erhöhete den Genuß der Schönheit. Es war die Natur in ihrer ersten Frische und Unschuld, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, und ehe die Menschheit noch durch ihre Seufzer sie zu gleicher Zeit entweiht und geheiligt hat. Unsere kleine Insel hatte einen Ueberfluß an schönen Sträuchern, blühenden, grünen Moosen, und scharlachnen Lychen. Ich fand einen engen abgeschiedenen Ort, wo ich mein Bad nehmen und meine Toilette behaglich machen konnte. Als ich zurückkam, fand ich das Frühstück auf einem Felsenblock aufgetragen; meinen Sitz, mit meinem Kissen und Mantel, — Alles nett eingerichtet und einen Blumenstrauß darauf liegend. Dies war eine Galanterie, die mir nie fehlen durfte, heute von dem einen, morgen von dem andern meiner zahlreichen Cavaliere.

Heute schifften wir zwischen Hunderten von Inseln hindurch. Zuweilen schossen wir durch enge Felsen-Canäle so schmal, daß ich auf keiner Seite des Canoes das Wasser sehen konnte; dann auftauchend, glitten wir durch große Felder weißer Wasserlilien dahin. Es gab immerwährende Abwechselung, immerwährende Schönheit, immerwährendes Entzücken, von Stunde zu Stunde.

Die Männer sangen ihre fröhlichen französischen Lieder und die des andern Canoes vereinigten sich zum Chor.

Dies eigenthümliche Singen ist oft beschrieben worden; es ist auf dem Wasser und in der freien Luft sehr belebend, aber nicht harmonisch. Sie singen alle Unisono, erheben ihre Stimmen und bezeichnen den Tackt mit den Rudern. Einer macht den Vorsänger. Wünschte ich »En roulant ma boule, roulette« zu hören, so wandte ich mich an Le Duc. Jaques sang vorzüglich »La belle rose blanche« und Louis war groß in »trois canards s'en vont baignant. Sie belustigten mich oft durch ein Beispiel von Geschwindigkeit, etwa in der Art, wie es ein vollkommner londner Kutscher giebt.

Sie ruderten mit erstaunlicher Schnelligkeit auf das Ufer zu, so daß ich fürchten mußte, gegen den Felsen geschleudert zu werden und dann, in dem nämlichen Augenblicke, hielten sie durch einen verkehrten, plötzlichen Stoß mit dem Ruder an — wodurch ich einen Ruck bekam, der mich athemlos machte.

Ein einziger Verdruß nur erwuchs mir aus den mörderischen Neigungen der Herren, die insgesammt kühne und eifrige Jäger waren. Alles, was ich von ihrem Mitleiden erhalten konnte, war, daß sich der Fisch außerhalb meines Gesichtskreises verbluten durfte und daß die verwundeten Tauben und wilden Enten sogleich getödtet werden mußten; ich will indeß gern eingestehen, daß der Zander und die Tauben, wenn sie gekocht und

gebraten wieder zum Vorschein kamen, so appetissants aussahen, so saftig rochen und ich so hungrig war, daß ich all' mein sentimentales Mitleiden für die Opfer bald vergaß.

Heute fanden wir auf einem Felsen die Ueberbleibsel einer indianischen Wohnung, über die wir ein Segeltuch warfen und unsern Fisch, unsere Tauben und ein Glas guten Madera zu uns nahmen. Nachmittags fuhren die Männer sehr lebhaft und sangen mein Lieblingslied:

Si mon moine voulait danser,
Un beau cheval lui donnerai!

wir schifften zwischen lieblichen Inselgruppen, welche zuweilen weit zerstreut, zuweilen so dicht neben einander lagen, daß ich oft zwanzig bis dreißig für eine einzige Insel hielt, wenn wir aber näher kamen, öffneten sie sich uns und schienen durch windende labyrinthische Canäle durchkreuzt, wo wir zwischen Schwertel und Wasserlilien unter dem Schatten dichten Gebüsches dahin glitten. Dann kamen wir an einen breiten, großen Raum, wo wir das Heben des Wassers unter uns fühlen konnten, und worüber die Männer mit unermüdlicher Lebhaftigkeit singend kräftig dahinruderten, um noch vor Sonnenuntergang die entgegengesetzten Inseln zu erreichen. In dem Augenblicke, wo es für unsere Steuermänner zu dunkel wird, um durch die Oberfläche des Wassers sehen zu können, wird es im höchsten Grade gefährlich, weiter zu fahren; so zerbrechlich ist die Composition dieser

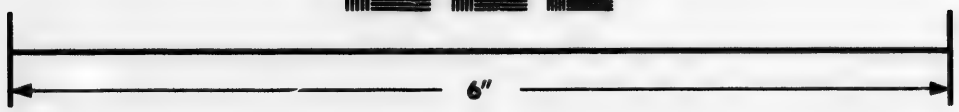
Canoes, daß eine Nadelspitze ein Loch in den Boden machen könnte, und ein Fels im Wesser, ein Knorren oder vorstehender Zweig unser Untersinken sicherlich herbeigeführt hätte — und oft fuhren wir einen Zoll weit an solchen Gefahren dahin.

Wir kamen heute bei zwei indianischen Grabmälern an, welche auf einer Felsenspitze lagen und von Birken und Fichten umschattet, mit schillernden murmelnden Gewässern umgeben waren. Ich landete, um sie in Augenschein zu nehmen. Die Indianer können hier ihre Todten nicht begraben, weil es an hinlänglicher Erde gebricht, um dieselben zu bedecken; sie legen daher den Körper, sorgfältig in eine Rinde eingewickelt, auf den flachen Felsen und bedecken ihn dann mit Felsstücken und Steinen. Dieses hier war das Grabmal einer Frau und ihres Kindes, und Bruchstücke von Zierathen und andern Dingen, die mit ihnen begraben wurden, waren noch sichtbar.

Wir landeten bei Sonnenuntergang auf einer flachen Felsenschicht, frei von Sträuchern, die wir aus Furcht vor den Muskitos und Klapperschlangen so viel als möglich vermieden, und während die Männer die Marquise aufschlugen und das Essen zubereiteten, ging ich umher und verlor mich in Gedanken.

Ich wünschte, ich könnte Ihnen nur ein schwaches Bild von der Schönheit dieses Abends entwerfen; doch während ich versuche, in Worte zu kleiden, was vor mir

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

lag, überwältigt mich jetzt noch das Gefühl der unaussprechlichen Lieblichkeit, wie er es damals that. Die Sonne war in wolkenlosem Glanze und der so eigenthümlichen Mischung von rothem und gelbem Licht untergegangen, das nur Italien und diesem Clima angehört; der See wogte unter dem westlichen Himmel gleich einem Bade geschmolzenen Goldes; die felsigen Inseln, die die Oberfläche bedeckten, waren dunkelpurpur, ihre Ränder ausgenommen, die mit Feuer eingefaßt zu sein schienen. Sie nahmen vor dem träumerischen Auge wunderbare Gestalten an; einige glichen großen gehörnten Käfern, andere Schildkröten, noch andere Crocodilen, oder auch schlafenden Wallfischen und geflügelten Fischen. Das Gebüsche, das sie deckte, vertrat die Stelle der Floßfedern und mitunter der Federbüschel. Als nun die purpurnen Schatten dunkler und dunkler aus Osten kamen, zeigte sich der junge, sichelförmige Mond und warf einen blassen Schimmer auf das Wasser. Ich erinnere mich, daß, während ich am Ufer stand, »meine Geister wie durch einen Traum gebunden waren« — ich war überwältigt von dem Gefühl des Schönen, — durchdrungen von der Anbetung vor der Macht, die es erschaffen! —

Jedoch wozu soll ich Ihnen das sagen?

Man schlug mein Zelt in ehrfurchtsvoller Entfernung von den übrigen auf, und Herr Jarvis machte mir ein vortreffliches, elastisches Bett von einigen Zweigen, auf

welche eine Bärenhaut und über diese Decken gelegt wurden. Allein die Nacht war heiß und fieberig, und die Vogageurs tanzten und sangen bis beinah um Mitternacht, ob sie gleich seit Tagesanbruch gerudert hatten.

Am nächsten Morgen waren wir wieder mit der ersten Dämmerung in Bewegung und ruderten ‚trois pipes‘ vor dem Frühstück über eine offene Fläche, die sie ‚traverse‘ nennen, fingen elf Zander und schossen zwei Tauben. Die Insel, auf der wir frühstückten, bestand größtentheils aus weißem Marmor. In den Spalten und Klüften derselben wuchsen eine Menge Johannisbeeren und Erdbeeren, wilde Rosen, die rothe Akeley, eine große Gattung Hyazinthen, eine Art Weiden, Wachholder, Birken und Zwerg-Fichten; dies war hier die ganze Vegetation.

Es ist sehr unterhaltend, auf diesen Inseln den ganzen vorbereitenden Prozeß der Vegetation entfaltet und durch Beispiele erläutert vor seinen Augen zu sehen, zu bemerken, wie jedes Gewächs den Boden für das, was folgen soll, vorbereitet. Da war erst der kahle Felsen, durch den Schaum des See's gewaschen, wo die weißen Möven saßen; dann sah man ihn mit einigem Moos und Lychen bedeckt; dann in den Spalten und Ritzen etwas langes Gras, einige wilde Blumen und Erdbeeren; hierauf einzelne Wachholder- und Rosenbüsche; sodann die Zwergfichte, kaum zwei bis drei Fuß hoch und endlich Bäume und Gesträuche von hohem Wuchs; und

je näher dem Festlande, desto reicher natürlich die Vegetation, denn die Saamenkörner werden da durch den Wind oder durch die Vögel hingetragen und so von Insel zu Insel verbreitet.

Wir landeten heute auf der »Schädelinsel,« einem alten Begräbnißplatze der Huronen. Einige Schädel und Gebeine lagen noch zerstreut umher, sammt den rauhen Steinen, die man einst darauf gehäuft hatte. Die Stelle war sehr wild und melancholisch, erhob sich von dem Rande des Wassers in aufeinanderliegenden Felsschichten, und war hie und da mit einigen verdorrten, grauen Fichten besetzt, um welche mehrere Falken-Paare herumwirbelten und ihr durchdringendes Geschrei ausstießen. Wir erklärten Alle, daß wir auf der ominösen Insel nicht zu Mittag essen mochten und fuhren weiter. Wir segelten um ein merkwürdiges Vorgebirge herum, dessen Henry als der Pointe aux Grondines erwähnt hat. Hier ist immer großes Wasser und ein immerwährendes Getön der Brandung gegen die Felsen, woher der Name. Vor mehreren Jahren scheiterte hier ein Kaufmann mit sechzehn Leuten in seinem Canoe, und Alle waren verloren.

Wir fuhren auch einige Meilen vor der Mündung des Flusses des Français vorüber, des wichtigsten Flusses von allen denen, welche sich in den Huron-See ergießen. Er bildet die Verbindungslinie für die Nordwesthändler von Montreal. Der gewöhnliche Weg ist den Ottowa-

fluß hinauf quer über den Nippissing-See, sodann den Fluß des François herunter in den Huron-See und bei dem Sault St. Maria in den Superior-See. Bitte, nehmen Sie während dieser Reise eine Charte vor sich.

Als wir Cap und Fluß hinter uns ließen, kamen wir wieder auf Gruppen elisäischer Inseln, auf Kanäle, die sich durch Felsen und Gebüsch wanden und unzählige Felder von Wasser-Lilien. Indem wir durch einen schönen Canal fuhren, hatte ich Gelegenheit, die Art und Weise zu bemerken, wie ein Indianer seinen Freunden sich mittheilt, wenn er en route ist. Ein Zweig wurde so zugerichtet, daß er weit über das Wasser reichte und in die Augen fiel; in eine Spalte wurde ein Stück Birkenrinde mit einigen hieroglyphischen Zeichen, die mit rothem Ocker bestrichen waren, gesteckt, aus denen wir nichts zu machen wußten — eine Figur schien mir einen Fisch vorzustellen.

Heute fingen wir sieben Zander, schossen vier Tauben und eine große Wasserschlange — welches Letztere mir als eine überflüssige Grausamkeit erschien. Wir aßen auf einer großen malerischen Insel zu Mittag — groß im Vergleich zu denen, die wir gewöhnlich wählten, und die vielleicht zwei bis drei Meilen im Umfange hatten; sie war sehr waldig und wild, untermischt mit tiefen Klüften und in kühnen, plötzlichen Abgründen sich erhebend. Wir schwelgten unter einer Baumgruppe, die

Hitze war überwältigend und die Muskitos sehr störend.

Nachmittags setzten wir unsern Lauf durch einen Archipel von kleinen Inseln fort, die sich aus den blauen Wellen erhoben und mit Wasserlilien eingefaßt waren — kleine Feen-Paradiese, von so endloser Mannichfaltigkeit, Gestalt und Farbe und von so wunderbarer, phantastischer Schönheit, daß ich sie nicht beschreiben kann.

Wir landeten auf einer Insel, auf der ein Felsen lag, und an Gestalt dem Kopf einer Schildkröte glich, so daß ich ihn für Bildhauerarbeit hätte nehmen können. Die Indianer betrachten diese Insel als heilig, und es ist Gebrauch, daß Alle, die daran vorüberfahren, ein Geschenk an Geld, Taback, Korn u. s. w. für den Geist da lassen. Auch ich legte schuldigermaßen meinen Theil nieder, konnte aber aus Jacque's und Louis' lachenden Augen lesen, daß »der Geist« von meiner Andacht wahrscheinlich nichts bekommen werde.

Herr Jarvis forderte mich auf, für die Voyageurs ein französisches Lied zu singen und Louis wendete sein Gesicht nach mir, als wollte er sagen: »bitte, thun Sie es,« als aus dem andern Canoe der Ruf erschallte »eine Otter! eine Otter! was alle Ruder in lebhafte Bewegung setzte. Wir schossen durch das Rohr und jagten das Thier hin und her und zuletzt nach einer Höhle im Felsen. Die Voyageurs schlugen das Rohr mit ihren Rudern nieder, die andern griffen zu ihren

Gewehren: einundzwanzig halbtolle Männer verfolgten eine kleine, armselige Creatur, deren Tod zu nichts diente. Jetzt tauchte sie unter, hob sich aber wieder einige Ruthen weiter und man sah, daß sie nach dem Lande hin wollte. Da fiel ein Schuß; — sie sprang über das Wasser in die Höhe; — noch einer, — und sie schwamm todt daher. — So belohnten wir die Schönheit, das Vergnügen und die verschwenderische Lieblichkeit, die um uns verbreitet lagen, mit Schmerz und Zerstörung.

Ich erinnere mich, daß wir, als wir an der lieblichen Partie einer Insel, die ganz mit Schwertel und weißen Lilien eingefaßt war, vorüberfuhren, eine schöne wilde Ente aus einem Dickicht aufsteigen sahen, die eine zahlreiche Brut junger Entchen nach dem See führen wollte. Es war ein Anblick, der das Herz rühren mußte und ich bat sehr dringend um Gnade. Welcher echte Jäger hörte aber wohl auf dieses Wort? Das tödtliche Rohr war bereits erhoben und — der arme Muttervogel wurde sogar, während ich bat, todt geschossen und die Kleinen, welche nicht fliegen konnten, flatterten und rannten in den offenen See, um elendiglich umzukommen. Aber wirklich rührend waren die armen Möven zu sehen. Zuweilen jagten wir eine ganze Schaar derselben auf, wenn sie zierlich auf den Wellen dahin segelten; sie erhoben sich dann so hoch, daß wir sie nicht erreichen konnten. Allein die Voyageurs ließen ihre Ruder sinken, ahmten genau ihr sanftes, tiefes Pfeifen nach, dann kamen

die unglücklichen thörichten Vögel, gleich als wären es so viele Weibchen, zurück, kreiſten in der Luft, um den grimmigen Tod zu ſterben.

Die Voyageurs eſſen dieſe Möven trotz dem, daß ſie nach Fiſch ſchmecken, ſehr gern.

Ich wundere mich, wie es zugeht, daß einige Perſonen hohen Standes, denen ich in London gewöhnlich begegne und die ausſahen, als gäben ſie ein ganzes Reich für ein neues Vergnügen oder für eine neue Empfindung, nicht hieher kommen. Sind es Epikuräer, ſo ſollten ſie kommen, um Weißfiſch und Biberſchwänze zu eſſen; ſind es Jäger — hier iſt ein Paradies für die Bären-, Hirſch- und Otternjagd; wilde Vögel zu Tauſenden und Fiſche in Menge; ſind ſie Liebhaber des Maleriſchen, die ſich an Italien und der Schweiz ſatt geſehen haben, ſo mögen ſie hieher kommen und den wahren Stein der Weiſen finden — oder vielmehr das wahre Elixir des Lebens — Neuheit.

Bei Sonnenuntergang lagerten wir uns auf einer felſigen Inſel, von ſehr phantaſtiſcher Geſtalt gleich einem Z. Sie ſchlugen mein Zelt auf einer Anhöhe auf; dicht an der Thür war ein Abgrund in einen Hohlweg, wo ſie große Feuer anmachten, und ſo die Muskitos abhielten, die in großen Schaaren vorhanden waren. Ich ſchlief gut; gegen Morgen kroch jedoch ein Geſchöpf in mein Zelt, — über mein Bett, — eine Schlange, wie ich vermuthe; nachher ſchlief ich nicht mehr.

Wir brachen halb fünf Uhr auf. Bis dahin war das Wetter schön gewesen. Heute früh erhob sich aber die Sonne zwischen rothen und schwarzen Wolken, fürchterlich drohend. Als wir unter einem hohen Felsen um eine Spitze herumfuhren, hörten wir das Krachen einer Büchse und sahen einen Indianer längs der Felsen nach dem Ufer hernieder springen. Wir ruderten hin, ohne zu wissen was es gäbe und kamen an ein indianisches Nachtlager von einem Theile des Stammes von Aisence. Sie hatten uns nur angerufen, um einige unbedeutende Nachfragen zu thun und ich hörte Louis sie sotto voce au diable wünschen. — Denn jetzt wurde das Wetter finster und finsterer und jeder Augenblick war kostbar.

Wir frühstückten auf einer Insel, die mit Blumen beinahe überdeckt war, einige prachtvoll, eigenthümlich und unbekannt, andere lieblich und bekannt. Ein Ueberfluß an wilden Erbsen z. B. gab es hier, und wilden Rosen, deren mir viele angeboten wurden. Ich machte meine Toilette in einem Schlupfwinkel unter einem Felsen. Als ich aber meinem natürlichen Toiletten-Zimmer entstieg, fühlte ich einen Regentropfen und sah nur zu deutlich, daß unser Glück nun zu Ende sei. Wir verzehrten in der Eile unser Frühstück und hatten gerade nur so viel Zeit, uns mit aller nöthigen Abwehr von Mänteln und Regenschirmen in dem Canoe einzurichten, als der Regen schwer und hoffnungslos herabströmte.

Jedoch des Regens und des dunkeln, grauen Himmels ungeachtet, war die Scenerie schöner, denn je. Die Felsen waren größer und hatten ein reicheres Ansehen; die Bäume waren von üppigerem Wuchse, nicht mehr Zwergfichten — sondern hochwüchsiger Ahorn und Eichen. Man nennt diese Insel die Bäreninsel, von der Menge dieser Thiere, die sich darauf aufhalten. Der alte Salomo erzählte mir, daß ein Indianer, den er kannte, neun Bären in Einem Tage hier geschossen habe. Wir fanden drei Bärenköpfe, auf den Zweigen einer abgestorbenen Fichte aufgesteckt, — entweder eine Opfergabe für die Seelen der getödteten Thiere, oder für »den großen Geist«, da beide Opfer gebräuchlich sind.

Wir aßen auf einen nassen Felsen, der beinahe ganz mit der Gattung Lychen bedeckt war, die die Indianer Wa'ac und die Canadier tripe de roche nennen, weil sie, weich gekocht und dann in Fett gesotten, eine nicht unschmackhafte Schüssel geben, — wenn man nichts anderes hat. Der Clam und einige seiner Leute landeten und aßen zu der nämlichen Zeit zu Mittag. Nach Tische wurde der Regen schlimmer und schlimmer. Der alte Salomo fragte mich mehrere Male, wie ich mich befände. Ich glaubte, der Regen machte ihn um meine Gesundheit besorgt; doch nein, er sagte mir, daß er auf der Insel, wo wir zu Mittag gegessen, eine gewisse Pflanze in großer Menge bemerkt, die, selbst wenn man sie nur berühre, einen fürchterlichen Ausschlag und Ge-

schwüre über den ganzen Körper verbreite. Ich fragte ihn, warum er sie mir nicht gezeigt und mich davor gewarnt habe? Er versicherte mich darauf, daß solche Warnung die Gefahr nur vergrößert haben würde, denn wenn man sie kenne und sich vor ihr fürchte, so stecke die bloße Luft schon an. Ich wandte mich daher an Herrn Jarvis, welcher mir entgegnete: »Alles, was ich weiß, ist, daß ich unbewußt einstmals ein Blatt berührte und von Kopf zu Fuß ein Geschwür wurde; ich konnte mich vierzehn Tage lang nicht rühren.«

Das war eine scheußliche Nacht! Der Regen, von Sturmwind begleitet, wurde immer heftiger. Wir mußten landen und unsere Feuer für die Nacht anzünden. Die gutmüthigen Leute waren voller Sorge und Mitleid für mich arme, verlassene, vor Kälte schaudernde Frau, die ich in ihrer Mitte war. Ein Jeder dachte vor allen Dingen zuerst daran, mir ein Obdach zu verschaffen, und mein Zelt wurde sogleich mit solchem Eifer aufgeschlagen, daß die Empfindung der Unbehaglichkeit und des Leidens sich in Dankbarkeit für die mir erwiesene Güte auflöst'te und Alles erträglich wurde.

Das Zelt war auf einer Höhe aufgeschlagen, so daß das Wasser von allen Seiten ablief. Ich machte mir selbst ein trockenes Bett und Herr Jarvis brachte mir etwas heißen Madera. Ich wickelte mich in meine deutsche Decke und fiel in einen tiefen gesunden Schlaf. Die Voyageurs, die anscheinend nichts bedürfen, als ihre ei-

neuen guten Geister, um sie zu nähren und zu kleiden, zündeten ein großes Feuer an, wendeten die Canoes das Unterste zu Oberst, und so geschützt, hörte man sie während des größten Theiles der stürmischen Nacht singen und lachen.

Den folgenden Morgen brachen wir um fünf Uhr auf. Mein schöner See sah sehr trübe aus und all' die kleinen Inseln waren in einen kalten, grauen Nebel verloren. Wir waren nun in der George-Bai. Durch die nebelige Atmosphäre wurde ein entferntes Ufer von beträchtlicher Höhe sichtbar. Dupré sagte mir, was ich sähe, sei die Insel des Chretiens; früher sei eine große Niederlassung der Jesuiten hier gewesen, auch könne man die Ueberreste einer »grande Cathédrale noch sehen. Um neun Uhr kamen wir in dem Meerbusen von Penetanguishene an, so genannt von einer hohen Sandwand am Eingange, die immerwährend sich abbröckelt. Der ausdrucksvolle indianische Name ist: »Seht, es ist fallender Sand!«

Wir hielten uns fast zwei ganze Tage zu Penetanguishene auf, was fürwahr ein lieblicher Ort ist. Die Meerenge läuft tief ins Land, wie mehrere der schottländischen Buchten, und die Ufer sind steiler und höher, als gewöhnlich und alle noch mit Urwald bedeckt. Während des Krieges wurde hier ein Werft und ein militai-

risches und seemännisches Depot mit großen Kosten von der Regierung unterhalten, und wahrscheinlich wird es sich wegen seiner Lage zu einem Platze von großer Wichtigkeit erheben. Die einzigen, noch vorhandenen Ueberbleibsel all' dieser kriegerischen Demonstrationen voriger Zeiten sind: ein versunkenes verfaulendes Boot in der Bucht und ein großes, steinernes Gebäude am Eingange, das »Fort« genannt, das aber bloß zu Casernen für einige Soldaten der Garnison zu Toronto benutzt wird. Noch erheben sich verschiedene nette Häuser an dem schönen Abhange der Nordseite der Bucht, und die Familien, die sich hier niedergelassen, haben sich Mühe gegeben, von den Bequemlichkeiten und der Eleganz des Lebens so viel als nur möglich um sich herum zu vereinigen. Ich habe Ursache, mich mit Vergnügen einer russischen Dame, der Frau eines englischen Officiers, zu erinnern, die mir meinen kurzen Aufenthalt sehr angenehm machte.

Hier fand ich ein Wirthshaus, welches nicht das schlechteste unter den indianischen Wirthshäusern war, und das winzige Cabinett, das man eine Schlafstube nannte und das kleine Bett mit seinen weißen, baumwollenen Gardinen schien mir das non plus ultra des Luxus. Ich erinnere mich, wie ich zehnmal des Tages hinein und herausstieg, bloß um das Vergnügen zu haben, es kennen zu lernen, und mit Ungeduld sah ich dem Augenblicke entgegen, wo ich mich in dasselbe

niederwerfen und einmal wieder in einem christlichen Bette schlafen würde. Die neun, in freier Luft auf Felsen oder Brettern zugebrachten Nächte hatten mich indeß für die Bequemlichkeiten der Civilisation verdorben, es war mir unmöglich, auf einem Bette zu schlafen, ich erstickte beinahe, war ganz unglücklich und fieberisch — und seufzte nach meinen Felsen am Huron-See.

Zu Penetanguishene ist ein Weiler von 20—30 Blockhäusern, wo jetzt ein kleiner Rest der armen, abgefundenen Pensionaire (126 an der Zahl) wohnt, welche täglich bestimmte Rationen von Lebensmitteln und etwas Weniges zur Bekleidung erhalten, gerade nur so viel, um das Leben zu fristen.

Einiger besondern Umstände wegen kam die Lage dieser abgefundenen Pensionaire, so lange ich in Canada war, häufig zu meiner Beachtung und erregte in mir das stärkste Mitleid und Interesse. Ich werde Ihnen eine kurze Skizze von diesem Trauerspiele geben, denn ein Trauerspiel ist es in der That, nicht etwa in der Absicht, um das Mitgefühl rege zu machen, was jetzt zu nichts mehr nützen kann, sondern weil es, aus manchen Gesichtspunkten betrachtet, Belehrung giebt.

Die abgefundenen Pensionaire waren alte, durch Verdienste oder Dienstjahre zu einer jährlichen kleinen Pension berechtigte Soldaten, die das von unserer Re-

gierung im Jahre 1832 ihnen gemachte Anerbieten, nach welchem man ihnen, unter Verzichtleistung auf alle weitere Ansprüche, ihre Pension auf vier Jahre vorausbezahlen und jedem 100 Acres Land in Canada als Eigenthum zu geben versprach, annahmen.

Die Absicht der Regierung scheint gewesen zu sein, gesunde, starke Männer fortzuschicken, die so nach wenigen Jahren aufhören würden, eine Last für das Land zu sein. Ein Theil des ihnen zukommenden Quantums sollte ihnen für die Reisekosten und sonstigen Auslagen abgezogen, von der übrigen Summe ein Theil in London, ein anderer in Quebeck und der Rest dann ausgezahlt werden, wenn sie sich auf dem, ihnen zugewiesenen Lande bereits niedergelassen haben würden. Diese Absichten klingen gut; unglücklicher Weise aber wurden sie nicht gehörig ausgeführt. Einige erhielten das ganze ihnen zustehende Geld in England ausgezahlt, tranken sich zu Tode oder verschwendeten es und wollten dann das Land nicht verlassen. Andere tranken zu Quebeck sich zu Tode oder starben an der Cholera, und von denen, die herauskamen, beschrieb man mir eine Hälfte als mit allem Elend und allerlei Krankheit behaftet, die die Menschheit nur immer befallen können — einige mit Einem Arme, andere mit einem Fuße, gebeugt von Alter und Gicht, lahm, hinkend, und — wird man es glauben? — blind. Dies waren die

Männer, die man mitten in Moräste und Wälder niedersetzen wollte, um hier zu leben, wie sich's eben thun ließ. Wenn einige Wenige, die vorsichtiger gewesen, sich dem Commissair von Toronto vorstellten, um Zahlung und den Rest des ihnen zustehenden Geldes zu erhalten, so fand es sich, daß die dazu nöthigen Anweisungen nicht eingeschickt worden waren; um diese zu erlangen schrieb man nach dem Chelsea-Collegium, dieses wendete sich an das Kriegs-Collegium, welches sich an die Schatzkammer wenden mußte. Nachdem die Papiere hin und her, von Behörde zu Behörde, von einem Sekretair zum andern gegangen waren, wurden die Gelder endlich nach Verlauf von 8 — 10 Monaten eingeschickt, während welcher Zeit die armen Leute, durch Erwartung zu Grunde gerichtet, in äußerster Niedergeschlagenheit sich dem Betteln oder dem Trunke ergeben hatten; und als der Befehl wegen ihres Geldes endlich ankam, waren sie nutzlose aufgegebene Geschöpfe geworden. Diejenigen, denen man Land anwies, wurden weit hinein in »den Busch« geschickt (da die Regierung in der Nähe kein Land besaß) — wo es keine Wege und keine Märkte für ihre Produkte gab, wenn sie deren erbaueten; und wenn ihnen in dieser neuen Lage nicht der Muth und die Glieder fehlten, so waren ihre Unkenntniß im Urbarmachen des Bodens, ihre wenige Vorsicht und Hülflosigkeit, die aus dem

Mangel an Selbstständigkeit und aus der mechanischen Lenksamkeit des militairischen Dienstes hervorgingen, moralische Hindernisse, stärker als die physischen. Die Waldbäume, gegen die sie kämpfen mußten, hatten nicht tiefere Wurzeln, als die fremden Vorurtheile und Gebrechen, die sie mitgebracht hatten.

Nach Aussage des Commissairs betrug die Zahl derer, die ihre Pension aufgegeben hatten, 1200. Von diesen, berechnet man, erreichten Ober-Canada 800 Mann, und von diesen 800 leben jetzt nicht mehr als 450, welche theils in den Stadtbezirken betteln gehen und vom öffentlichen Mitleide leben, theils zu Penetanguishene sind; und der größere Theil von denen, die Länderei angewiesen bekamen, hat von Zeit zu Zeit Rationen an Lebensmitteln erhalten, um den »bevorstehenden Hungertod« zu verzögern; sie während der fürchterlichen Cholera zu Quebeck im Jahre 1832 zu erhalten, war für die Colonie eine schwere Ausgabe, und jetzt fehlt nicht viel, daß sie für dieselbe eine immerwährende Last bleiben, da keine militairischen Einkünfte vorhanden sind, denen man sie aufbürden könnte.

Ich mache keine Bemerkung darüber, daß die Pension dieser armen Leute, nach vier-, anstatt nach siebenjährigem Kauf abgelöst wurde; viele der Männer, die ich sah, wußten nicht, was man mit dem Ablösen ihrer Pension meine; sie dachten, dieselbe bloß für

vier Jahre aufzugeben und sie nach Ablauf dieser Zeit wieder zu erhalten. Sie wußten nichts von Canada, hatten nie davon gehört, hatten eine unbestimmte Idee, daß man ihnen ein gutes Anerbieten mache, was abzuschlagen thöricht sein würde. Sie waren wie Kinder, was verabschiedete Soldaten und Matrosen in der That gewöhnlich sind.

Alles, was Wohlwollen und Klugheit erdenken konnten, wurde durch Sir John Colborne für sie gethan; er unterstützte sie sehr aus seinem eigenen Beutel, — selbst Soldat und ein braver Soldat, wie ein guter Mensch — ging ihm das Elend und die Bevortheilung dieser armen Soldaten an das Herz. Die stärksten Vorstellungen und Bitten an die Häupter der Regierung zu Hause wurden zu ihrem Gunsten eingeschickt; aber nun kam ein Ministerwechsel, das einmal Geschehene konnte nicht ungeschehen gemacht werden, — Verbesserung war Niemandes Sache — das Mutterland war einer Last los, diese war auf Canada gefallen; und so endigte sich die Sache, das heißt für den Schatz und für das Kriegs-Ministerium. Jedoch das Trauerspiel ist hier noch nicht zu Ende. Sir Francis Head, der nie ohne Aufwallung und Unwillen dieser Angelegenheit gedenken kann, erzählte mir, wie die armen Veteranen bei seiner vorjährigen Anwesenheit zu Penetanguishene den Versuch gemacht hätten, ihm zu Ehren

ein ſchwaches Freudengeſchrei zu erheben; während ſie dies aber gethan, ſei die Hälfte von ihnen zu Boden gefallen. »Es war zu viel für mich, zu viel,« fügte er mit Thränen in den Augen hinzu. Was Sir John Colborne betrifft, ſo ſcheint die geringſte Anſpielung hierauf ihm ein Schmerz zu ſein.

Von der ganzen Summe dieſes Unheils und Elendes können Sie einige wenige Beiſpiele abziehen, wo es den Leuten beſſer ergangen iſt, eins von dieſen habe ich zu erwähnen Gelegenheit gehabt. Ich habe noch von zwei andern gehört, und es können mehrere ſein; im Allgemeinen aber verhält ſich die Sache ſo, wie ich ſie angegeben habe.

Dies waren alſo die Männer, die unſere Schlachten in Aegypten, Spanien, Frankreich fochten! und hier giebt es ein Gegenſtück für Alfred de Vigny's »Servitude et Grandeur Militaire.« Glauben Sie aber nicht, daß es eine andere Lehre noch einſchließt? denn daß dieſes Uebermaß des Leidens, des Unrechts und der Ungerechtigkeit den Irrthümern der Unwiſſenheit und Entfernung der vaterländiſchen Regierung zugeſchrieben werden kann, — daß die Verantwortlichkeit anſcheinend nirgends zu ſuchen iſt — daß nirgends ein Schritt geſchieht, um wieder gut zu machen was verfehlt wurde, — das ſcheint mir ein ſehr ſonderbarer, be-

klagenswerther Zustand der Dinge, der gewiß nicht sein sollte *).

*) Ich theile hier folgenden Fall mit, den ich in meinem Diarium aufgezeichnet habe.

Am 7ten Sptbr. 1837 besuchte mich Anthony M'Donell, Invalide vom ersten Bataillon des 47sten Regiments, in das zwölfte Veteranen-Bataillon versetzt und in der zwölften Concession des Stadtfleckens Emily wohnhaft; er war 69 Jahr alt und 21 Jahre im activen Dienst. Seine vierjährige Pension von 14 L. St. war umgesetzt worden, er wußte gar nicht, was Umsetzung eigentlich zu bedeuten habe. Er erhielt in Irland 26 L. St und 13 L. St. in Quebeck; nach Abzug der Reisekosten blieb ihm das Gouvernement 13 L. St. schuldig, und er weiß nicht, wo er sich hinwenden soll, um diese zu erhalten, und hat sich vergebens an das hiesige Commissariat gewendet. Er hat keinen Freund, hat eine Tochter von neunzehn Jahren, welche zu epileptischen Zufällen neigt. Er brachte seine Tochter mit; das unglückliche Mädchen ist schön und groß, der Vater darf sie aber nicht einen Augenblick verlassen, und es giebt hier in Canada kein Asyl für Wahnsinnige, nur ein Gefängniß; »und ich werde lieber sterben,« sagte der Vater heftig, »ehe ich sie dahin gehen lasse.« Er kann seine Ländereien nicht verkaufen, um Geld für den augenblicklichen Unterhalt aufzutreiben, weil er seine Urkunde nicht einlösen kann, und die Urkunde kann er nicht einlösen, weil er nicht die vom Gesetz verlangte Arbeit thun kann, — und er kann nicht arbeiten, weil er seine arme Tochter nicht verlassen darf. Er war

Unsere Voyageurs hatten den Tag in verschiedenen Ausschweifungen zugebracht und waren den andern Mor-

---

nach Toronto gekommen, um für sie einige Kleidungsstücke zu erbetteln. Der arme Mann weinte sehr, während der kindische Ausdruck und das hübsche Aeußere der Tochter das Rührende des Auftrittes steigerte.

Hier ist noch ein anderer Fall:

Dr. Winder, ein Gentleman, welcher sich sehr vortheilhaft durch Artikel in den Zeitungen über »was man die rechte Seite in der Politik nennt« ausgezeichnet hat (das heißt die Erhaltung des englischen Uebergewichts in der Colonie), kam hierher mit einem Befehl des Lord Bathurst, welcher ihm 500 Acker Land zusprach, da er zwanzig Jahre in der Armee gedient hatte. Als er ankam, sagte man ihm, daß seine Papiere nicht ganz in der Ordnung seien, und daß er einen Befehl vom Commandeur en Chef haben müsse. Was war zu thun? »Eine Petition an die Colonial-Behörde einzureichen.« »Wollen Sie meine Petition besorgen?« — »Sie müssen Ihre Petition direct einschicken.« Die Petition ward abgesandt und kehrte nach einigen Monaten eben so wenig in der Ordnung zurück, da sie nicht durch das Gouvernement eingesandt worden war. Das Ministerium wechselte hierauf — es kam Aufschub über Aufschub, und jetzt 1837 hat Dr. Winder noch nicht sein Zugeständniß an Ländereien erhalten.

Obrist Fitz Gibbon, ein preux Chevalier, tapfer und loyal, welcher Toronto am 4ten December gerettet hat, indem er Vorposten ausstellte, ehe M'Nab heranmarschirte, wird auch wahrscheinlich in solch eine Unan-

gen halb betrunken, faul und nicht aufgeräumt; Le Duc war der Einzige, den ich bereden konnte, zu singen, als wir Glouceſter Bai von Penetanguiſhene nach Coldwater durchſtrichen. Dieſe Bai hat Ueberfluß an Stören, die durch die benachbarten Anſiedler in großer Menge gefangen und eingeſalzen werden; einige wiegen hundert und neunzig Pfund.

Zu Matchadaſh, welches ſo viel bedeutet, als »ſchlechter, moraſtiger Ort,« hätten wir uns beinahe im Schilfrohr verirrt.

Hier iſt eine Trag-Anſtalt von ſechszehn Meilen

---

nehmlichkeit verwickelt werden. Als das House of assembly zuſammen kam, geſtand es ihm einſtimmig fünf tauſend Acres Land zu, als eine Anerkennung ſeines geleiſteten Dienſtes. Dieſes Zugeſtändniß wartet auf die königliche Beſtätigung, und es ſteht zu hoffen, daß dieſelbe ſich nicht zu lange erwarten läßt.

Es giebt keine Art von Ungerechtigkeit, welche die Loyalität des Obriſt Fitz Gibbon erſchüttern könnte. Wie bei dem alten Römer, könnte man leichter die Sonne aus ihrem Laufe bringen, als ſolch einen Mann vom Pfade der Ehre abwenden. Aber Alle ſind nicht wie er, und die Reihen der Unzufriedenen werden immer in Canada verſtärkt durch Reihen von Gekränkten. Der Commiſſair erzählte mir, daß Einige dieſer entſchädigten Penſionaire, welche ſehr achtungswerthe Männer wären, ſich nur wegen übler Behandlung der Partei der Radicalen zugeſellt hätten.

durch den Wald nach den Engen an der Spitze des Simeon-Sees. Das Canoe und die Bagage wurden auf einen Karren gelegt und von Ochsen gezogen; die Männer gingen zu Fuß, was ich auch hätte thun müssen, wenn nicht ein Methodisten-Prediger aus der Nachbarschaft so gütig gewesen wäre, mir seinen kleinen Wagen anzubieten und mich über den Tragweg zu fahren. Wir hielten halbwegs bei seiner Holzhütte in der Wildniß an, wo ich seine Frau, eine hübsche, gebildete Frau und fünf oder sechs liebliche Kinder von jedem Alter und jeder Größe fand. Sie gaben mir ihr Bestes, besonders vortreffliches Eingemachtes von Wald-Erdbeeren und Himbeeren, mit Ahornzucker eingekocht.

Die Gegend hier herum (wenn man die niederen Moräste verlassen) ist sehr reich, und die Ansiedler nehmen rasch zu. Während des letzten Winters hatten die Bären die Verwegenheit, zur großen Bestürzung der neuen Ansiedler einige junge Kühe fortzuschleppen, und die Wölfe stifteten viel Unheil. Ich fragte nach den indianischen Ansiedelungen zu Coldwater und den Narrow; die Berichte waren aber nicht ermuthigend. Man hatte mir, zum Beweise der Fortschritte der Indianer, erzählt, daß sie hier Säge- und Mahlmühlen besäßen. Jetzt erfuhr ich, daß eine Säge- und eine Mahlmühle für sie erbaut worden sei, die sie nicht selbst benutzten,

sondern an die weißen Ansiedler gegen einen gewissen Zins vermietheten.

Der Weg durch den Wald war an manchen Stellen mit Himbeer-Sträuchern eingefaßt, die eben so schöne, große und reichliche Früchte trugen, als ich sie je in unseren Gärten gesehen.

Trotz der Muskitos war meine Fahrt sehr angenehm, denn mein Begleiter war wohlwollend, verständig und mittheilend und gab mir sehr interessante, aber traurige Berichte über seine Missionair-Angelegenheiten. Der Weg war, wie gewöhnlich, abscheulich. Wir kamen an einem kleinen lieblichen See, Zander-See genannt, von der Menge dieser Fische, die man darin findet, vorbei, und erreichten erst spät das Wirthshaus an den Engen. Obgleich sehr ermüdet, wurde ich doch durch den Lärm trunkener Schwelger in dem untern Zimmer wach erhalten. Viele der Ansiedler sind verabschiedete Soldaten und auf halben Sold gesetzte Officiere, denen Land verwilligt worden, und von allem gesellschaftlichen Verkehr und jedem Einflusse der Meinung entfernt, sind Viele von ihnen sorglos und gewöhnliche Trunkenbolde geworden. Das einzige Rettungsmittel für einen Mann hier ist, Frau und Kinder zu haben; die arme Frau muß sich freilich darein schicken, ein hartes Leben zu führen; allein die Kinder sind beinahe sicher, daß es ihnen gut gehen werde, — d. h. wenn sie verständige Eltern ha-

den; es ist das wahre Land für die Jungen und Unternehmenden. Ich hörte gewöhnlich die Eltern bedauern, daß sie ihren Kindern nicht, was man eine gute Erziehung nennt, geben könnten; doch wo Liebe, natürlicher Menschenverstand, eine unbegrenzte Natur rund herum und die Mittel zur Gesundheit und Lebensunterhalt, über die (mit gewöhnlicher Industrie) alle gebieten können, vorhanden sind: da scheint die Erziehung, d. h. die Entwickelung aller Fähigkeiten nach der Richtung, die der Gegend convenirt, in der man lebt, — von selbst zu kommen. Ich sah hievon ein Beispiel an der vortrefflichen Familie der Magraths von Erindale. — Diejenigen aber sind wahrhaft elend und zu bedauern, die mit vorher angenommenen Gewohnheiten hierher kommen und unfähig sind, sich in ein ganz neues Dasein zu schicken; — von diesen sah ich nur allzu viele! Meine Wirthin gab mir kein angenehmes Gemälde von den vorherrschenden Gewohnheiten der Ansiedler an diesem Platze. Die Schwelgerei, über die ich klagte, ist alle Nächte zu hören.

Den folgenden Tag machten wir einen Ausflug nach dem Cuchuching-See, um zu jagen und zu fischen und die schönen Wasserfälle des Savern — den Ausfluß dieser Seen in den Huron-See — zu sehen. Hätte ich nicht alle meine Superlative von Entzücken bereits erschöpft, so könnte ich über die Reize dieses kleinen,

ausgesuchten Sees und die wilden Schönheiten der Wasserfälle sehr beredt sein. Von unserer Jagd erinnere ich mich nur des Gemetzels von einem Dutzend Schlangen, die in der Höhlung eines felsigten Inselchens, wo wir landeten, um zu Mittag zu essen, eine Art Conversation hielten. Die Inseln des Cuchuching-Sees gehören dem Indianer-Häuptling Gelbkopf, und ich hörte, daß er und Andere kürzlich eingekommen sind, um ihre rechtlichen Ansprüche auf ihre reservirten Ländereien geltend zu machen. Sie stellten ihrem Vater, dem Gouverneur vor, daß ihre Wohlfahrt verzögert werde, wenn sie nicht, wie ihre weißen Brüder, Rechte auf ihr Land hätten. Sie sagen: »Viele unserer jungen Leute und mehrere von unseren Anführern fürchten, daß die Zeit kommen werde, wo sich unsere weißen Brüder in den Besitz unserer Ländereien setzen werden; wenn es unserm Vater, dem Gouverneur, gefällig wäre, uns Rechte zuzustehen, so würden wir mit mehr Vertrauen arbeiten.« Und sie (diese ursprünglichen Herren des Landes) bitten demüthig, als um eine besondere Gnade, daß ihnen »kleine Strecken Landes« für ihre Kinder und Nachkommen auf immer gesichert werden möchten.

Den folgenden Morgen schifften wir uns auf dem Dampfschiffe Robinson ein und fuhren den Simeon-See hinunter. Dies wunderschöne Stück Wasser ist

über vierzig Meilen lang und ungefähr zwanzig Meilen breit und friert im Winter so fest zu, daß man nach jeder Richtung hin in Schlitten darauf fährt. Die Ufer sind flach und fruchtbar, und wir fuhren an mehreren Lichtungen, von denen einige einen großen Umfang hatten, vorüber. Auf einem Punkte, der weit in den See hineingeht und von gelichtetem Land umgeben ist, wird ein Dorf angelegt, von dem schon mehrere Häuser stehen. Ich ging, während man Holz einnahm, in eins derselben, um zu ruhen, und fand hier die Werke Shakspeare's, Walter Scotts und eine Guitarre, die Familie war jedoch abwesend.

Wir erreichten die holländische Landung an dem äußersten südlichen Punkte des Sees ungefähr um drei Uhr, und der Rest unsers Weges führte durch den heimathlichen Kreis und durch einige der schönsten Landstriche und gesegnetsten Ländereien in Ober-Canada. Es war eine immerwährende Folge nicht etwa von Lichtungen, wie ich sie kürzlich gesehen, sondern von wohl cultivirten Pachtungen. Die Nähe der Hauptstadt und ein vortrefflicher Weg, der dahin führt (George-Straße genannt) haben den Werth des Landbesitzes hier erhöht, und einige der Pächter gelten für reiche Männer. Alles verkündete Wohlsein und Sicherheit; doch dieser ganze Theil war ein paar Wochen später der Schauplatz übel berathenen Aufruhrs, der Verwirrung und des Mordes.

Herr Jarwis gab mir Bericht von einem irländischen Auswanderer, einem Ackersmann, der vor einigen Jahren als Knecht (oder Kutscher) in seinen Diensten gestanden; er war damals ohne Haus und ohne Geld. Nach Verlauf von sieben Jahren war der nämliche Mann Besitzer eines Guts von zweihundert Acres gelichteten und angebauten Landes, auf das er stolz seinen Fuß setzen und sagen konnte: »dies ist mein und nach mir meinen Kindern!«.

Um drei Uhr Morgens, eben als der Mond in den Ontario-See niedersank, kam ich an die Thür meines Hauses zu Toronto, nachdem ich auf diesem wilden Ausfluge zwei Monate abwesend gewesen war.

Ende des dritten und letzten Theiles.